H. F. Blunck: Märchen von der Niederelbe

Carl A. Rudisill Library
0 1976 0042106 3

[illegible]-Rastatt: Hans Friedrich Blunck.

Hamburger Kunstgesellschaft.

Blunck-Hausse. Es redet, spricht, schreibt von allen Seiten.

G 833
B62m
31,981

Blunck

Hamburg. Correspondent vom 3. April 1925.

WITHDRAWN
L. R. Coll...

Mari Louise Rasmus.

Sofia, Mai 1924.

WITHDRAWN

Herbstzeitlose

Hans Friedrich Blunck

Märchen von der Niederelbe

Erstes und zweites Tausend

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1923

HP

Carl A. Rudisill Library
LENOIR RHYNE COLLEGE

Mit sechs Holzschnitten und Titelzeichnung von Hans Pape

G 833
B62m

31981
Dec. 1954

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Copyright 1923 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

Einmal, als ich wieder durch meine Heimat wanderte, kam ich mit dem Dämmern oben auf einen Berg zu einem verwilderten Garten. Von da aus sah ich nach allen Seiten die Welt wie einen braunen Kranz um mich gebreitet. Städte rauchten da, wo Himmel und Erde sich berühren, der Wind kam von der strömenden See, noch herb und salzig. Wälder wuchsen zwischen den Äckern und trugen steile Wolken und blutrote Sonnenkissen auf ihren Wipfeln. Unter ihnen aber lagen geheimnisvolle blaudunkle Höhlen. Alle Wege vom Berg führten in ihre Ungemessenheit, der Wind sprach vernehmlicher, als ich ihn sonst höre, und die Erde rauschte unter meinen Füßen wie von heimlichen Rädern, die unterm Boden liefen.

Da kam ein grauer alter Mann auf mich zu und fragte: „Willst du diesen Garten kaufen, ich bin seiner leid." Wir handelten darüber, ich gab ihm, was ich hatte, und er sagte mir, daß es ihm genug sei.

Am nächsten Tage bin ich dabei gegangen, hab eine Hütte zu richten begonnen, hab mit viel Schweiß und Mühe den Acker aufgerissen und ihn mit neuen Bäumen und allerhand Beerenbusch, Kraut und Kohl bepflanzt. Jede Stunde, die ich mich aus meinem Tagewerk frei machen konnte, bin ich hinausgegangen und habe daran gearbeitet, daß es fast über meine Kraft ging.

Aber ich bin auch köstlich belohnt. Denn oben auf dem Berge war ein alter Brunnen. Er muß sehr tief sein, hat immer Wasser und rauscht leise von vielen Zwiegesprächen. Sein Besonderes aber ist: Wenn man von seinem Wasser so recht durstig trinkt, grade um Sonnenuntergang und dazu von Früchten bricht, die man selbst aussäte, dann bleibt das Licht überm Hagen länger als an gewöhnlichen Tagen. Und man sieht Lebendiges weithin übers ganze Land, das unsere Zeit sonst nicht mehr erschaut, weil es über die Kraft ihres Glaubens ging.

Viele Rätsel tun sich da auf. Die Welt wird weiter und voller und bunter, als wir sie am Alltag sehen. Die Bäume beginnen zu sprechen, wenn die Vögel fragen. Ein Rennen und Lachen und Graben und Huschen ist rundum; man begreift nicht, wie man tagsüber blind über die Erde zu gehen vermochte. Da schmaucht der Puk aus der Luke, der dicke Kuhlenkerl lädt die Wandrer in seine Schenke, der Lattensänger pfeift vor dem Hollerweib, und drüben am Heidberg steht der König der Unterirdischen vor seiner Tür. Auch viele unholde Wesen werden wach. Im Moor stehen die Riesen mit grauen Fellen auf und kullern und rufen den Eulen ein Wort zu oder ziehen mit braunem Bauch vom Bahnhof in die Walddörfer zum Tanz. In den Wolken aber treiben weiße Windische und fegen die Bahn rein vom Mondhagen zum Schüberg hinüber. Vielleicht fährt zur Nacht der Wohljäger vorbei. Er will Raum für sich, Sehnsucht ist er und ewiger Unfriede.

Ich sah und hörte vieles, seit ich vom Brunnen trank. Ich erfuhr, daß die Unterirdischen wieder zu den Menschen kommen werden; man sagte mir selbst, daß es nicht mehr lange währen wird. Ich hörte von vielen Zeiten, die vergangen sind, und solchen, die kommen werden, sah Elbisches und Riesisches, Würdiges und Böses. Selbst die Stadt, in die ich zum Werk heimkehrte, gewann ein anderes Gesicht. Ja, ich erlebte, daß sie voller Rätsel und Lustigkeiten ist, wie das Land da draußen, nur unbeschriebener, unbekannter, wie ihre Menschen unsern Brunnen ferner stehen.

Vieles von dem, was ich hörte, habe ich noch aufbewahrt. Aber mancherlei will ich euch heute berichten, ganz schlicht, wie's mir selbst zu Ohren kam. Es ist oft ein wenig wehmütig, aber noch mehr voller Frohsinn. Denn all dies Wissen vom Grenzenlosen ist Versöhnung und Liebe und große fruchtbare Fröhlichkeit.

Hamburg, im Heuert 1923 Hans F. Blunck

Der Pfarrer und die Glockenfrau

Drüben in Siek, einem großen Dorf, dessen Kirchturm man in halb Stormarn sehen kann, hatten sie einstmals die allerschönste Glocke; es war kein herrlicherer Klang zu finden auf einen halben Tag rundum. Das kam aber davon, heißt es, weil eine Glockenfrau im Gestühl ihr Wesen trieb, eine Windische, die sich ihr Federkleid am Turm verflogen hatte und jetzt mit dem Erz zu jedem Schlag sang, so schön, wie keine Weise aus Menschenmund kommen kann.

Nun wurde eines Tages ein eifernder junger Pfarrer in der Gemeinde gewählt, der entrüstete sich sehr über alles abergläubische Gerede, besonders aber über das Geschwätz der Leute von der Glockenfrau. Und als es nicht besser werden wollte, faßte er eines Tages Mut und wollte selbst in die höchste Turmspitze steigen, um seiner Gemeinde zu weisen, was an diesem Reden wäre. Aber als er rüstig den Auslug am Glockenstuhl erreicht hatte, mußte er sich an das Gebälk lehnen und Umschau halten, so wunderschön lag das weite Land ringsum. Lauter blauer Sonnenhimmel war über ihm, die Felder entlang strömte das Licht wie eine warme bebende Flut und aus allen Wäldern schlug ein großes Feuer dampfend und rauchend empor, daß sein Herz sich hoch aufhob über sein Heimatland.

Wie der Mann nun so recht im Anschauen vertieft war und Atem holte, sah er auf einmal eine junge Frau neben sich stehen, die war in sich versunken wie er selbst. Der Pfarrer stieß einen erstaunten Ruf aus, er wollte fragen, wer sie sei. Es durchfuhr ihn, sie könne aus dem Dorf kommen, um ihn zu prüfen. Aber als er ihre Hände und ihr wunderschönes Antlitz sah und ein goldrotes Haar, wie man es kaum noch unter Menschen sieht, empfand er, wer bei ihm stand. Er wandte sich, ohne ein Wort zu sagen. Voll Zwiespalts, was er beginnen solle, ging er zur Treppe und stieg, noch zitternd vor Überraschung, in das Kirchenschiff zurück. Ein Lachen klang hinter ihm drein, schwingend wie ein ganz zartes Glockenrühren.

Der junge Pfarrer hat niemand von seinem Gesicht erzählt, das Unerhörte läßt die Menschen vorm Bekenntnis sich fürchten.

Eine längere Zeit ging darüber ins Land, der Sommer nahte seinem Ende. Da traf der Pfarrer eines Tages im Wandern ein fremdes Mädchen bei der Feldarbeit. Er kam mit ihr ins Gespräch, so wie er alle Menschen seines Kirchspiels kennenzulernen suchte. Hallesöt nannte sie sich, und obschon ein roter Haarwisch ihr unter dem Kopftuch brannte, fand er Gefallen an der Unbekannten.

Am nächsten Tag und noch an andern Tagen lenkte er seinen Weg wieder über ihre Feldmark. Sie besprachen Vieles von Äckern und Ernte, und er wunderte sich über die Einfalt von Hallesöt, aber auch über ihre Herzensfrische und über ihr liebes Lachen zu seinen weisen Überlegungen. Die Gespräche wurden dem Mann schließlich Notdurft seiner Tage, und wenn er zu seinen Bauern mit Ernst und Strenge redete, schöpfte er aus den Worten des Mädchens den Flug seiner Predigt. Beschwingt schien ihm alles, was sie sagte, er trug von ihren Worten eine Ernte heim, die er in seiner Seele körnte und säuberlich bewahrte.

Der Pfarrer war ein ernster Mann, der kein Tändeln kannte. Mit dem täglichen Beieinandersein war sein Herz wach geworden. Und eines Tages überkam es ihn, er küßte die Dirn ehrbar und hätte sie am liebsten am gleichen Abend als sein Eheweib heimgenommen. Aber sie wich ihm aus, als er darüber sprach, obschon sie ein einfältiges Ding schien, das kaum von Vater und Mutter wußte.

Eines Sonntagsabends geschah es jedoch, daß die beiden mit ihren vollen Herzen länger beieinander blieben als gewöhnlich. Der erste Herbst stand rotbraun in allen Bäumen, die Äcker dufteten vom Gären und Reifen der Frucht. Die beiden Liebenden sagten sich wieder und wieder, wie gern sie sich hätten; die Stunden kreisten und die Sonne wartete ungeduldig und wollte zur Küste gehen.

Da begann das Abendläuten von der Sieker Kirche, – fremd, ferner als sonst. Es war, als hätte die Glocke ihren frohen Mund verloren. Zersprungen, ohne Wunsch und Liebe klang sie übers Feld. Die Dirn aber, die das Läuten hörte, klagte leise auf vor Schrecken. Sie sah ihren Liebsten an, wie der sie nie gesehen hatte, und horchte noch einmal nach dem tönernen Schall. Dann zog sie windschnell ein Knäuel Garn aus der

Tasche, warf es der fernen Kirche entgegen und huschte plötzlich wie ein Vogel daran entlang zum Turm zurück.

Die Glocke begann auch gleich darauf zu schwingen und zu klingen wie eine gütige Frau, ward stärker wie ein Erntejubel und hub dann an zu werben und zu locken, daß alle versteinten Herzen sich offen schlossen und zum Gottesdienst eilten.

Der junge Pfarrer aber, der spät kam und ernst und bleich auf der Kanzel stand, sprach härter als je zu den Menschen von Strafe und Geißelung und von dem eignen Erliegen unter den Lockungen der wilden Mächte. So streng ward er die nächste Zeit, daß er sein Haus nicht mehr verließ und nur noch seiner Übung und Einkehr lebte. Denn er wußte nun wohl, wer ihn auf seinem Weg geküßt hatte, peinigte sich Tag und Nacht mit Vorwürfen und nannte sich den schlechtesten Diener seines Herrn. Einmal, als er im tiefen Winter durch den Schnee wanderte und am Weg eine rothaarige Bettlerin stand, hob er sogar seinen Stock gegen sie und drohte und wandte sich.

Im nächsten Sommer hatte die Sieker Gemeinde wieder viel zu bereden. Der junge Pfarrer hatte eine Braut gewählt, ein Lübecker Mädchen. Mit viel Gepränge ward die Hochzeit vorbereitet, der Propst kam selbst, um die beiden in der Dorfkirche zu weihen. Und er wünschte ihnen Glück unter der hellklingenden Glocke und verkündete ihnen ein segensreiches Leben. So wie die Kirche den schönsten Klang habe, sagte er, sollte ihr Glück das echteste werden und sie nie verlassen.

Dann legte er ihre Hände ineinander.

In dem Augenblick ging ein weher Ruf über alle Häupter hinweg. Die Glocke verstummte eine kleine Weile als müßte sie Atem holen, dann klang sie wieder an. Aber der tiefe singende Ton war aus ihrem Spiel gewichen, es war, als sei aller Jubel aus dem Erz gespalten. Noch einmal ging das Klagen durch die Kirche, ein fernes Klingen verflog sich, die Glocke läutete fremd und tief. Dann setzte die Orgel ein und übertönte sie.

Aber seit jenem Tage ist die Freude aus der Sieker Kirche gewichen, es ist dieselbe und doch eine andere Glocke, die aus ihrem Herzen schlägt. Und die Leute des Orts sind mürrischer geworden, man sagt, es sei, weil die Glockenfrau sie verlassen hat.

Das Fischermädchen soll andern Dienst nehmen

Es war spät, Schiffe und Hafen waren fast ohne Laut. Das Mädchen auf dem Kutter legte die Netze zusammen und wollte auch gleich von Bord. Der Fischer hatte in den Krug laufen müssen, er hatte keinen Bestmann und wollte mit der Ebbe ausfahren. Die Nordsee war voll von Heringen, es war keine Stunde zu verlieren.

Zwischen den kahlen Masten des Fischkutters kletterte der junge Mond auf, das Wasser war rotsilbern von seinem Licht und knisterte und faltete sich bis weit unter den erlöschenden Himmel. Der Klabauter* saß an der Fock und blinzelte der Dirn zu. Die fühlte, daß jemand sie anschaute, aber sie sah erst auf, als sie mit der Arbeit fertig war. Sie hatte keine Furcht, sie kannte den Klabauter noch von der Zeit, als sie mit ihrem Vater täglich zum Fischen fuhr.

„Bist hier in Dienst, Esbe?" fragte er.

„Bei seiner Mutter", sagte sie und wies nach dem Haus des Fischers hinüber.

„Hast Lust daran?"

Sie nickte, daß ihr das Haar in die Stirn flog, und mußte dann zur Seite schauen, so geradezu blickte der andere ihr ins Herz.

„Du hast nicht viel Lust, Deern, möchtst lieber mit ausfahren, was? Wenn man eine Salzhaut hat, ist es schwer, an Land zu bleiben."

„Ich bleib, wo ich bin", beharrte das Mädchen und mußte an den jungen Fischer denken, um den sie und seine Mutter von früh bis spät schafften.

Der Klabauter wartete eine Weile. „Bist ihm versprochen, du?" Esbe schüttelte nun ganz eigensinnig den Kopf. Daran hatte sie niemals gedacht.

„Wenn's ein guter Dienst ist, bleib nur, Deern, sonst könntest zu mir kommen!" Das Mädchen war dunkelrot geworden, sie antwortete nicht, hob ein altes Netz auf die Schulter und lief über den Laufsteg, so rasch sie konnte.

Der Fischer war noch nicht heimgekehrt, als sie vors Haus kam. Seine alte Mutter wartete auf ihn und nähte und flickte.

* Schiffsgeist.

„Hast 'n heißen Kopf, Deern, geh rasch zu Bett und schlaf dich aus."

Das Mädchen flog die Treppen hinauf in ihre Kammer. Der Blick des Klabauters war hinter ihr, sie riegelte die Tür fest zu, als könnt er ihr folgen. Aber als sie aus ihrem Dachfenster auf den silbern schwankenden Hafen sah, saß der Klabauter noch an seinem alten Platz und lachte spitzbübisch zu ihr hinüber. Da schloß sie das Fenster klirrend. Die Leute sagen, wer noch keinen Schatz hat, darf wählen, ob er bei Mensch oder Geistern dienen will. Aber es ist ein fauler unseliger Dienst bei den Klabautern.

Eine Weile saß das Mädchen noch nachdenklich auf dem Bettrand und fing an, sich auszukleiden. Da sah sie das Schälchen Milch, das sie zu Mittag dem Kater abgespart hatte. Das kriegte Ole Puk* jeden Abend; er gab die Nacht über keine Ruh, wenn man ihn vergaß. So schnell es ging, warf Gesa ihren Rock noch einmal über, öffnete das Fenster, lockte und stellte die Milch in die Dachrinne. Aber noch eh sie's wieder schließen konnte, hockte der kleine Kerl schon auf dem Fensterbrett und zog seine rote Mütze so lustig, daß ihr der Zipfel auf und ab über die Nase fiel.

„Ole", grollte sie, aber sie mußte doch lachen, als der Bursche so dicht vor ihr stand.

„Schönen Dank auch, wie geht es ihr, Esbe?"

„Gut", sagte sie gedehnt.

„Wie gefällt ihr der Dienst?"

Seine Augen fuhren listig zwischen der Katermilch und der Jungfer hin und her.

„Gefällt mir", antwortete sie, etwas kratzig, daß schon der zweite danach fragte.

Ole Puk schielte vorsichtig zur Fischerschenke hinüber, die mit hellem Licht in der Hafenecke lag. Als das Mädchen nichts weiter antwortete, begann er wieder, ein wenig vorsichtig zu werben. Ja ja, so etwas sei ja alles recht gut, aber Mensch sein sei doch ein zerbrechlich Geschick, ja, und Sterben eine bittre Sache. Wäre sie bei Ole Puk, blinzelte er, brauchte sie kein Kraut gegen Furcht und Gram.

---

* Hausgeist in Niederdeutschland.

Das Mädchen wollte schelten und warf den Kopf in den Nacken. Eine feine Stube hätte er, und all ihr Dienst sei, sie sauber zu kehren und ihm zu kochen. Dafür könne sie unsichtbar durch das ganze Dorf laufen und gut und böse verteilen, wie sie wolle.

Die Dirn sah auf ihre bescheidene Truhe, fühlte die harte Lagerkante und wußte nicht ja, nicht nein zu sagen. Der Himmel füllte mit seinem blassen Glanz das Fenster an, vom Hafen knarrten die Schiffe leise. Sonst war es still und friedvoll, als sei alles Leid erstorben.

Da tat sich drüben die Tür der Schenke auf, sie hörte die Stimme des jungen Fischers, und im gleichen Augenblick mußte sie sich sorgen, ob er wohl einen Knecht gefunden hätte.

Und als sie daran dachte und ihn allein heimschreiten sah, füllte die Unruh sie an.

Ich sag's dir ein andermal, Ole Puk! – Der schwieg und blieb schweigend vor ihr sitzen. Da gingen die Gedanken des Mädchens auf See voraus, sie dachte ängstlich, daß der Fischer allein ausfahren mußte.

Drüben auf dem Schiff hockte der Klabauter und lachte hämisch zu ihr hinauf. Seine Pfeife glühte wie ein kleines rotes Feuer herüber. Der Puk hatte die Mütze vom Kopf genommen, besah sie sich und spielte mit dem Zipfel, der klein und groß wurde, je wie er ihn wendete. Mitunter schielte er eifersüchtig die Straße entlang.

„Jungfer, wähl sie, eh die Männer ihr Herz nehmen!"

Das Mädchen wiegte den Kopf und lachte verlegen. Dann schrak sie auf, es klopfte an die Tür. Die Mutter des Fischers war da.

„Ja-a", sagte Esbe, huschte ins Lager und gähnte, als erwachte sie. „Was ist?"

„Denk maal, Deern, er hat keinen Knecht gekriegt!"

„So-o!"

„Fährst du mit, he?" Eine Weile mußte sie warten; die Angst, allein mit dem Schiffer zu bleiben, stieg in Esbe hoch, sie wagte noch nicht zu antworten.

„Ja, – meinetwegen", rief sie dann halblaut und wollt gleichgültig tun. Aber in ihrem Herzen war Flut, es hämmerte, als wollt's ihre Brust sprengen. Wie sie sich furchtsam umsah, war der Ole Puk am Fenster fort.

Rehe im Korn und am hellen Mittag? Der junge Bauer ging lautlos den Knick entlang. Die Ernte stand auf dem Halm, mit einer bösen Lust hielt er den schweren Stock wurfbereit. Aber als er die Haselhecke erreicht hatte, ward ihm doch recht seltsam zumute. Ein alter Kornbock tummelte sich mitten unter den gelben Ähren. Auf seinem Rücken aber saß ein Weib mit einem Kleid von Mohn um den Hals und langen durchscheinenden Haaren. Das lachte laut zu allen Sprüngen seines Reittiers, hielt sich fest am Gehörn und schaute von seinem hohen Platz so recht ausgelassen über die endlosen gelben Felder, die ins Tal abfielen, über die flimmernde Sonnenflut und in den Himmel, der licht wie ein blauer Glockenkelch über dem Lande stand.

Da geschah es, daß der unvernünftige Bock grade wieder ins Traben geriet und quer durch den Roggen auf den Haselbusch zurannte, hinter dem der Bauer saß. Der erhob sich verdutzt, einen Augenblick sahen sich die beiden dumm in die Augen, dann schreckte der Bock vor Entsetzen, warf das Weib in die Luft und setzte, hast du nicht gesehen, über den Knick. An der Erde zappelte das rote Mohnkleid, klagte und wollte ins Korn schlüpfen. Aber der Bauer packte rasch zu und hatte eine wirkliche Roggenmuhme in den groben Fäusten.

„Wer bist du?" fragte er erstaunt.

„Laß mich gehen", bettelte sie, „ich geb dir auch mein Kleid." Aber der Bauer schüttelte den Kopf, das konnte er nicht brauchen.

„Laß mich gehen", verlangte sie, „ich schenk dir mein seidenes Haar." Aber auch damit wußte er nichts anzufangen.

Da warf die Heimtücke beide Arme um seinen Hals und biß ihn in die Lippen, so schmerzhaft, daß er vor Schreck kaum Atem holen konnte. „Läßt mich jetzt laufen?"

„Nein", sagte der Bursche und wischte sich das Blut ab, „nun erst recht nicht."

Er überlegte, was er mit der Zappelnden, Sträubenden wohl am besten anfänge. Eine Dirn zum Gänsehüten schien es ihm, und gut, sie in seiner Nähe zu haben. Aber wie er noch

nachdachte, ließ sie mit Wehren nach, ihre Hände streichelten ihn leise. „Hast mich denn gern?" Er nickte, etwas verdutzt, daß er es erst jetzt begriff.

Aus dem ersten Tag ward der zweite, noch mehr, einer hinter dem andern. Der junge Bauer wurde ein Siebensinniger, der Haus und Hof schlecht besorgte und schon frühmorgens über die Felder lief, das Roggenweib zu suchen. Das wartete tagsüber unter den gelben Ähren auf ihn, wußte ihm tausenderlei von Lerche, Fink und Rebhuhn zu erzählen und konnte atemlos um einen Käfer weinen, den ihr Liebster zertrat. Dessen Herz aber begann sich mit dem reifenden Sommer eins zu fühlen. Ihm wurde jedes Leben eine Heiligkeit, die ihn voll Glück füllte, jede Stunde, die die Frau um ihn war, eine unbekannte Beseligung.

Die Zeit ging, immer inniger ward er ihr zugetan, fragte nicht nach dem Wohin und Woher. Er wußte nicht, daß der Sommer sie aus einer Armseele geboren hatte und daß sich ihr jeder Tag wie ein Jahr rundete. Nein, alles Leid und alle Lust im Feld schien ihr Eigen, nichts blieb der Frau verborgen. Sie tränkte die verlorenen Vögel und gab dem jungen Hasen von ihrer Brust. Sie kleidete ihres Liebsten Fußtapfen mit Kornraden aus und hüllte sein Herz ein, daß es den Tag vergaß und nichts als Liebe und Einheit mit dem braungoldenen Sommer kannte.

Eines Tages aber, als sie wieder übers Tal in die wogenden Felder schauten, sahen sie, wie unten am Fluß ein Schnitter aufstand, und wie die Ähren zu fallen begannen. Langsam, ganz langsam sank das Feld vom Rand her unter seiner unsichtbaren Sense.

Die Roggenmuhme war etwas bleicher als sonst, sie sagte nichts, blickte nur starr in das sinkende gelbe Feld. Der Bauer aber wurde ein anderer. Ihm schien, er hätte seine Zeit verträumt. Er dachte mit Schreck an kommenden Frost und Hunger und dachte seiner Liebsten, für die er den Herbst rüsten mußte. Denn ihm war's nicht anders, als daß sie zu ihm ziehen und bald einen Brautkranz tragen müßte.

Während er sich's noch überlegte, kam auch schon der Eifer über seine Liebe. Er rechnete und prüfte im geheimen, wieviel Brot und Holz er nötig hatte, besah die reifen Felder und war leidlich zufrieden, wenn er der kommenden Zeit gedachte.

Die Roggenmuhme aber lag mit dem Kopf an seiner Schulter und sah dem Schnitter zu.

„Warum tut er das?" fragte sie.

„Um Brot zu haben für den Winter."

„Was ist das, Winter?"

Da lachte der Mann über die närrische Frage und erzählte ihr Trauriges, warum nämlich die Sonne jeden Tag kürzer schien, und Lustiges, warum die Glocken mitunter so bräutlich herüberhallten. Das Kornweib mußte dazu weinen; sie wußte nicht recht warum, aber sie hatte den andern nur um so herzlicher lieb.

Am nächsten Tag schliff der Mann seine Sense und begann sein Feld niederzulegen. Das war eine harte Arbeit, um so mehr, als er allein blieb und die Roggenfrau nur einmal flüchtig an ihm vorbeihuschte.

Todmüde war er am Abend. Aber er dachte daran, daß er Brot für den Winter haben müßte, und freute sich, für zwei sorgen zu können.

So ging er am nächsten Tage wieder früh aufs Feld, sah die Liebste einmal und mähte den Roggen bis in den Abend. Auch den dritten Tag in der Frühe stand er wieder vor der goldenen Frucht. Aber je näher er dem Feldrain kam, desto schwerer wurde es ihm. Es war als rauschten die fallenden Ähren dumpfer, als ginge ein Klagen um ihn hin, er wußte nicht, woher es kam. Und oft war's, als legte sich etwas auf seine Hände und wollte ihn anhalten und müde machen. Aber er sorgte nur seiner Liebe und dachte, alles seinem Weib zum Winter aufs beste zu rüsten.

Als die Sonne sich schon neigte und der Mann nur noch ein geringes Stück Korn zu mähen übrig hatte, fiel noch einmal eine große lastende Müdigkeit über seine Arme. Aus allen Winkeln kam ein Ängstigen, ein kummervolles Rufen. Er fürchtete, ein Wetter stände in der Luft, zwang sich, zu Ende zu kommen. Die Sonne ging auch blutrot über den Hügeln zur Ruh. Eine feuchte Kühle kam von den Bächen im Tal die Hügel herauf.

Da setzte der Bauer zu den letzten Sensenschlägen an.

Ein klagender Schrei kam, ein Rascheln in den fallenden Ähren. Ein Mohnkleid stand vor ihm, mit einer roten Wunde

das Roggenweib. Ihre Augen leuchteten ihm noch einmal entgegen wie ein Sommerhimmel voll Reife und Vergebung. Der Leib, der sich zu ihm beugen wollte, zerfloß wie ein Schatten über den Ähren, nur drei Tröpflein Blut blieben auf des Bauern Hand.

Poggenschluck und Pappenpuk

Warum die Espe in Vaters Garten so still und friedlich steht, will ich euch gern erzählen. Aber vorher müßt ihr alle wissen, warum die andern Espen in ewiger Unruhe beben. Das kommt nämlich davon, daß in der Zeit, als die Bäume noch wie die Menschen über Land wanderten, eine alte Espe einmal ein Paar Tanzschuhe gestohlen hat. Seitdem wachsen allen jungen Espen zwei goldene Pantoffeln an den Wurzeln. Aber weil die Schuhe noch immer tanzen wollen, zittert der Baum und kann keine rechte Ruhe finden.

Aber dabei will ich nicht verweilen. Ich will von Vaters Garten erzählen, wo in der Laube der Pappenpuk wohnt, der immer leise klopft, wenn man gerade ganz heimlich zusammensitzt, und in der großen Wassertonne der Poggenschluck, ein dicker, gefräßiger Kerl, eingebildet und diebisch. Sie sollen beide den Garten hüten, so ist es bestimmt. Aber der Dicke hält sich für zu fein und ist zu dumm und langweilig, um zu begreifen, wie wunderschön die dunklen stillen Bäume und die einsamen Wege sind.

Eines Nachts gingen nun die beiden, Poggenschluck und Pappenpuk, wieder zusammen im Garten spazieren. Sie waren nun einmal aufeinander angewiesen und taten, als seien sie gute Nachbarn. Sie gingen den Hauptgang auf und ab – Poggenschluck ist zu dick für die Buschpfade – und schritten dabei oft bei der kleinen Espe vorüber. Und die beneidete sie und wünschte wohl auch so auf und ab wandern zu können wie die zwei. Ihre Tanzschuhe brannten ihr an den Füßen, aber sie konnte sie ja nicht vom Boden aufheben.

Der dicke Poggenschluck langweilte sich indessen, und obschon

er und der Pappenpuk getreu Wache halten sollten, trieb er allerhand Unfug im Garten. Schließlich verlangte er vom Pappenpuk, er solle bei den Bäumen um ein paar Frühäpfel betteln.

Na, Pappenpuk mußte ja auch einmal ja sagen, der andere konnte ein grober Nachbar sein. Er kletterte dem Dicken auf den Nacken und ließ sich von Baum zu Baum tragen. Bei jedem zog er auch, wenn er oben war, höflich sein schwarzes Käppchen und tat, als brächte er seine Bitte vor. Aber in Wirklichkeit flüsterte er immer rasch: „Gebt dem faulen Schlampampel nichts, er sollt sich schämen zu betteln! Findet ihr nicht auch?" Da gaben denn die Bäume nichts her, und Pappenpuk, der Kröt, machte ein mißmutiges Gesicht und bedauerte sich und den armen Poggenschluck ungemein.

Plötzlich, als sie mitten im Rundgang waren, legte Poggenschluck die Ohren an. Er hatte einen Laut dicht hinter seinem Wasser vernommen. Er suchte rasch zurückzuschleichen, da sah er neben der Tonne ein schwarzes Gesicht auftauchen, und während der Pappenpuk – huit – von seinem Genick auf die höchste Bohnenstange flitschte, kam ein Fremder auf den Dicken zu.

„Wer bist du?" fragte Poggenschluck heiser, er konnte ihm nicht mehr ausweichen. Der Neue fuhr zusammen, er hatte niemand im Garten vermutet. Dann sah er sich den verrissenen Tonnenkerl von oben bis unten an und grinste.

„Was bist du denn für einer", entgegnete er, und als keine Antwort kam, hielt er ihm die Hand hin. „Machen wir Halbpart?"

Der Poggenschluck dachte zwar an sein Dienstversprechen, den Garten gut zu versehen. Er schwankte noch; der Fremde grinste indessen immer breiter, so treuherzig, daß er sich gar nicht vorstellen konnte, daß so einer ein Diebsgesell sei. Der Tonnenkerl nickte deshalb, schob dem Neuen seinen fetten Arm unter, und sie machten sich zusammen auf den Weg.

Es war grade Neumond, die Sterne hingen am Himmel, so hell wie silberne Tautropfen. Die Büsche dufteten von der Feuchte der Nacht, und aus allen Wipfeln raschelten die Äpfelknechte und Birnweiber und hatten tausend Ängste um ihre Frucht.

Da kamen die beiden bei ihrem Rundgang vor die zitternde Espe. Der Pappenpuk aber, der schon vor ihnen da war, hatte der Jungfer längst allerhand über die zwei Gesellen erzählt.

„Ach, bitte, liebe Herren", hielt die Espe sie auf, „könnt ihr mir nicht helfen?"

Der Poggenschluck riß beide Augen auf. „Liebe Herren" hatte noch keiner zu ihnen gesagt. Was denn los sei, brummte er und tat vor dem andern, als sei er's gewohnt.

„Ach, meine Schuhe drücken so", klagte die Espe, genau, wie der Puk es ihr vorflüsterte. „Die alten goldenen passen mir nicht, ich hätte gern solche, wie die Herren sie tragen."

Bei dem Wort „Gold" hatte der Fremde sich wie ein Rad umgedreht, und Poggenschluck machte es dem neuen Freund nach.

„Halbteil?" fragte der Schwarze noch einmal. Da hatte er schon eine Schaufel in der Hand und grub wie ein Kuhlenjung unter der Espe. Der Tonnenkerl stand ihm bei, drehte jeden Stein aus dem Loch und pruschte kurzatmig vom vielen Bücken. Aber auf einmal hatte er – was glaubt ihr – zwei goldene Pantoffeln in der Hand, die hatten auf zwei Wurzelknollen gesessen. Der Fremde griff blitzschnell nach dem linken, die beiden Diebe hielten sich an der Schulter und schlüpften jeder in einen Schuh, die auch jedem gleich wie angegossen paßten.

Da atmete die Espe tief auf, so erleichtert war sie, und Pappenpuk kriegte vor lauter Rührung einen Kuß, mit dem er nichts anfangen konnte.

Die beiden Diebe aber wären die Schuhe schon gern wieder los gewesen. Sie begannen erbärmlich zu drücken und zu brennen. Und plötzlich kam der Poggenschluck in Bewegung. Er begann zu rutschen und mußte mit den Armen wedeln, um sein Gleichgewicht zu behalten. Und der Fremde verwünschte auch alle goldenen Pantoffeln und schleifte doch mit den Beinen, wie ein Tanzlehrer, immer im Kreis um den Poggenschluck herum. Er versuchte sich an der Bank festzuhalten, stolperte und glitschte und hakte mit den Knien hinter die Bohnenpfähle. Aber die gaben nach, er mußte, heidi, wie ein Mägdlein die Beine setzen und in die Nacht hinein tanzen. Hat auch niemand wieder von ihm gehört.

Der Poggenschluck hatte sich auf den Rücken gelegt und suchte

verzweifelt den Schuh von seinem kranken Bein zu ziehen; er drehte sich dabei immer um sich selbst, schlenkerte den Fuß an jeden Busch, trat in die Luft vor Schmerz und plumpste endlich, wie es ihm vom Schicksal bestimmt ist, mit dem heißen Fuß in seine Tonne zurück.

Wie er sich da zurechtgefunden hat, weiß ich nicht. Gut geht's ihm nicht, denn wenn man genau horcht, kann man ihn wohl vom Grund blubbern und rummeln hören. Er dreht sich in der Tonne, reißt noch immer am engen Schuh herum und möcht' ihn gar zu gern wieder los sein. Aber bis jetzt scheint's ihm noch nicht gelungen; jeden Abend kommen alle Frösche und Kröten aus dem Garten, stellen sich im Pfuhl um die Tonne auf und singen ein recht freches Lied, ohne daß er Zeit hätte, sich zu wehren.

Das eine aber weiß ich: Die kleine Espe hat ihre Ruhe bekommen, und dazu freuen wir uns alle. Die Unruhe ist in die Tonne gezogen, und da hat's keinen Unschuldigen erwischt. Das meint der Pappenpuk auch, der mir die Geschichte erzählte.

Der Pfarrer und sein Weib bei den drei Spinnerinnen

Dem Pastor Vierwinden ist es einmal gelungen, eine wunderschöne Mahrfrau zu beschwören. In der Tür seiner Schlafkammer war nämlich ein Spalt, den hat er mit dem zwölften Glockenschlag zugestopft. Und die Nachtmahr, die ihn schon siebenmal geweckt hatte und grade zum achtenmal hineingeschlüpft war, blieb in seiner Kammer gefangen. Aber weil es ein so wunderschönes Mädchen war, hat er nicht vermocht, sie zu bannen. Im Gegenteil, er hat sie im Kampf mit ihrem Unglauben sehr zur Unruhe seiner Gemeinde liebgewonnen, hat sie bei sich behalten und ist am Ende gar die Ehe mit ihr eingegangen.

Aber so recht glücklich sind die beiden doch nicht geworden. Die Mahrfrau hat viel heimlich geweint, weil ihr Liebster oft

zu Sterbenden ging, hat keine Ruhe finden können und oft an ihr langes Witwentum denken müssen. Denn alle Elbischen leben vielfältige Menschenalter, und es ist selten, daß der Tod einmal zu ihren Reihen steigt.

Pastor Vierwinden hat wohl bemerkt, wie es mit seinem Weib stand. Er hat die Trauer der Frau durch viel Liebe scheuchen wollen, aber es ist ihm nicht gelungen, und sie sind beide trostlos und recht unselig geworden.

Da sind sie schließlich aufgebrochen, und weil sie keine Menschen fanden, die sie hätten beraten können, haben sie eine Windische herbeigewünscht und befragt. Die gab ihnen auf, die drei letzten Frauen am Ende der Erde zu suchen. Die wüßten vielleicht einen Weg über die Sterblichkeit hinaus.

Wann sie zu wandern begonnen haben, weiß ich nicht. Man sagt, sie sind erst zwanzig Jahre über die Erde gegangen. Es ist auch kaum ein Dorf in Deutschland, das sie nicht berührt haben. Meist ist ihnen der Ruf von dem, was sie wollten, vorangegangen, und die Leute haben sie freundlich oder herablassend begrüßt, je wie sie die eigene Sehnsucht trieb.

Eines Tages aber haben die beiden den Pfad über die Menschen hinausgefunden.

Zu einer brennenden See führte sie der erste Weg. Viele tausend Zwerge wohnten an ihrem Ufer, die dort für den großen Verlocker Gold wie Schaum abschöpfen müssen. Roter Dampf lag viele Tage vor und hinter den zwei Wandernden. Das Land war verkohlt, und die lichtlose Schwüle, wenn sie sich von der See abwandten, raubte ihnen Atem und Gedanken. Aber die Zwerge, die ihr Leid sahen, waren freundlich gegen sie. Sie gaben ihnen Moose mit, die die heißen Dämpfe kühlten. Und die beiden überwanden wirklich die dreihundert Nächte, die der Weg an der kochenden brodelnden Glut entlangführte.

Nachdem hob sich das Land, sie kamen an einen Hohlweg, der führte zum Riesengeschlecht. Aber ehe sie da hineingelangten, mußten sie an den zwei großen Dusseln vorbei. So hießen die beiden blinden Wächter, die mit ihren Keulen hin und her wie Drescher über die Straße hieben, damit niemand bei ihrem Volk Eingang fände. Die Wanderer aber gruben sich eine Höhle unter dem Weg entlang, und als sieben Jahre

vergangen waren, hatten sie sich von Hof zu Hof durchs Land der Riesen hindurchgebettelt.

Danach kamen sie in die Einsamkeit der Bergfelsen, die kein Morgen- und Abendrot mehr kannten. Nur hohles Gestein und Klippen lagen unter schneeweißem Mondglanz. Die Wandernden haben damit einen wilden Weg auf sich nehmen müssen, voll kalten Entsetzens und Furchtbarkeit ohne Ende. Kein Laut und kein Leben war dort oben mehr anzutreffen. Sie nährten sich notdürftig von Steinmoosen und Flechten und schmolzen Eiszapfen auf den Lippen, um zu trinken. Aber wenn der Mann schwach wurde, nahm die Frau sein Haupt an ihre Brust und wärmte ihn, und wenn sie selbst zusammenbrechen wollte, öffnete er eine Ader und tränkte sie.

So sind sie noch einmal zwölf Jahre über die Mondsteine gewandert.

Endlich hob sich eine Wolke wie ein unendlicher Baum vor ihnen hoch. Der zu Füßen lag ein Hof mit schwarzen Giebeln nackt in der blaudunklen Nacht.

Und sie traten ein und fanden, daß das Haus aus einem einzigen Fels gehauen war. Aus Fels waren auch seine Kammern. Aber in seinem Innern drehten und schnurrten Räder, und an jenem Abend, der vierzig Jahre über ihrem Aufbruch lag, traten die beiden zu den drei Spinnerinnen ein.

Zuerst hat Vierwinden das Wort gefunden. Er hatte fast ein Leben lang über seine Bitte gegrübelt, aber als er vor den drei ernsten Schwestern stand, wußte er nichts zu fragen als das eine: „Was wißt ihr von der Unsterblichkeit?“

Und das Weib an seiner Seite ließ sich auf die Knie und flehte: „Gebt ihm ein ewiges Leben.“

Aber die Schwestern hörten sie noch nicht. Die Fäden spulten und schnürten und liefen rastlos vom Rocken zum Rad. Und als die beiden, aneinandergelehnt, mit weiten Augen durch die fleißigen Finger schauten, sahen sie tausend Bilder von Lust und Vergehen durchscheinen. Sie starrten hinein, atmeten schwer und sahen Menschen aufsteigen und sterben. Sie sahen Liebe und Brand und Tod, sie sahen Brüder wachsen und sich morden, und Völker, die sich zerfleischten um törichter Worte willen. Und sie schauten hinein, und das Grauen wuchs in ihnen vor dem Land, das sie verlassen hatten. Ihre Augen

schlossen sich vor den Schicksalen von Habsucht und Inbrunst, Leidenschaft und Blindheit zwischen den Händen der Spinnerinnen.

„Gebt ihm Unsterblichkeit", flehte die Frau noch einmal, aber ihre Stimme schauderte vor der Welt, die sie verlassen hatte.

Da blickte die eine der dunklen Schwestern von ihrem Faden auf, sah auf die Fremden und neigte sich mit freundlicher Traurigkeit zu ihnen.

„Ihr Armen", sagte sie leise, „es ist noch keine Zeit für Unsterblichkeiten." Und in ihren Händen hielt sie Schicksale von Verwundeten und ihren Mördern, von Reichen und Armen, die sich zermürbten.

„Es ist noch nicht an der Zeit", wiederholte das Weib. „Wartet noch eine Weile!"

Die beiden Liebenden blickten sich an und sahen, daß sie schneeweiße Haare trugen. Sie seufzten, wandten sich und traten wieder vor die Tür des Hofs unter die helle Sternennacht.

Es hat sie auch niemand mehr gesehen seitdem. Vielleicht haben die Spinnfrauen ihr Leben in eins gesponnen, ehe es zerriß.

Der Hollerpuk

Einmal im Jahr, sagt man, wird der Puk zum Hollerpuk. An dem Tag darf er seine Gerechtigkeit vergessen und drei böse Klebewünsche aussprechen, die ihm vergeben werden. Aber es muß um Frau Holles willen sein, und wenn er dabei nicht ein hübsches Mädchen unter die Haube bringt, kann ihn doch unversehens der Teufel holen.

Nun wohnte in einer Hamburger Straße eine wunderschöne Jungfer, Emma Ellerbrook, die hatte Freier, drei, vier, fünf – vielleicht auch noch einige, die ich nicht gekannt habe. Sie nahm es auch sehr ernst mit jedem, aber so viel sie sich's überlegte, keiner war ihr recht zu Sinn. Der Kapitän log zu viel, der Pferdehändler war zu dick und der Ratsschreiber zu eingebildet.

Der, den sie hätte haben mögen, war ein armer Student, der nichts hatte als leere Taschen, eine alte Geige und ein Herz voll Liebe. Damit war aber schon in den Tagen, von denen ich spreche, schwer ein Hausstand zu gründen. Das sagten auch alle Muhmen und Ohme Ellerbrook, so daß Jungfer Emma es am Ende selbst glauben mußte. Sie hätt's aber doch gern versucht, sagt man, und wie sie dazu kam, ist keine alltägliche Geschichte.

Eines Nachts hörte nämlich Lütje Puk, der in ihrem Hause wohnte, von der Straße herauf eine wunderschöne Weise. Er meinte zuerst, es sei ein alter Nücker, der drüben am Wasser säße und Heimweh hätte. Aber es war näher bei. Die drei Spiekerjungen, die drüben auf dem Ellerbrookschen Schuppen hausen, drückten auch schon ihre Nasen platt vor Vergnügen, und als der Puk seine Mütze zur Dachluke hinaustat, sah er unter der Haustür, just bei Emmas Fenster, einen langen grauen Burschen stehen. Der geigte so fein, daß alle Häuser die blinden Augen aufsperrten und alles Laternenlicht auf zierlichen Fäden und Bogen näher zu ihm rann. Und obschon es regnete, als wollt's niemals Morgen werden, und obschon der Wind eiskalt durch alle Straßen strich, kam die Weise seiner geduldigen Liebe immer inniger zum Giebel hinauf, so daß dem Puk das Herz just so sehr zuckte wie der Jungfer, die in der Kammer auf den unnützen Liebsten schalt.

In jener Nacht hat Lütje Puk keine Ruh gehabt, solch Mitleid hatte er mit dem Geiger bekommen. Und gegen Morgen zog er über seine rote Mütze eine grüne und eine goldgelbe, zum Zeichen, daß er auf Hollerpuks Recht ging und dreimal seine Gerechtigkeit überspringen durfte.

Ein paar Tage darauf wurde es nun eisig kalt. Schnee war gefallen, so weit man schauen konnte, an allen Fenstern wuchsen blasse Gräser und Kräuter ohne Namen und Samen. Im Haus Ellerbrook aber war es sehr lebendig. Die Schlittenschellen klingelten ungeduldig im Stall, und Lütje Puk, der sonst selten sein Heim verläßt, war ganz übermütig. Wenn es gilt, in den Schnee zu fahren, ist keiner seinesgleichen bei der Milch zu halten.

Um Mittag kam ein Bote zurück. Er hatte kleine Briefe ausgetragen. Der Pferdehändler hatte einen bekommen, der

Kapitän, der Ratsschreiber, und um Emma eine Freude zu machen, selbst der Student. War das ein Gerede und Begrüßen, als die Gäste kamen! Alle alten Weiber nachbarsrund steckten die Köpfe zum Fenster hinaus und rieten, wer bei Mutter Ellerbrook wohl am besten gesehen wäre. Die einen nannten den, die andern den, wie sie just zu der Zunft standen. Auf den armen Studenten aber riet nur Möllers Antje, es war erst sieben Jahr.

Dann ging's auch schon holterdipolter und bimmelbammel in den Schnee hinaus, der Kutscher mit dem heißen Wein oben auf dem Bock, dann so recht wohlig die Ellerbrooks und das Gastgeviert. Dahinter aber, von allen angeschmaucht, der Hollerpuk.

Wie gesagt, er hatte seinen Tag der bösen Wünsche, und man hätte sich vor ihm in acht nehmen sollen. Aber die Brautwerber waren unvernünftig wie Jungvieh und hatten niemand auf Rechnung, auch den Studenten nicht, der nur mitunter etwas von seiner Geige sagen durfte. Und als sie erst nach ein paar Stunden bei Poppenbüttel ausgestiegen waren und den Kutscherbock leer getrunken hatten, wußte sich keiner breit genug zu tun. Einer wollte mit der Jungfer über das Eis tanzen, der andere rollte ihr einen verliebten Schneemann, und der Pferdehändler schüttelte alle Bäume über den Studenten, weil Mutter Ellerbrook Tränen dazu lachte. Kurz und gut, die Geschichte, die so vergnügt begonnen hatte, schien auch ihr lustiges Ende zu nehmen. Daß zwei sich was angetan hätten, ist nicht wahr. Denn gegen den Kuß, den die Jungfer wegkriegte, hat sie sich nicht gewehrt. Hat auch niemand etwas davon gewußt, außer ihr und dem armen Studenten.

Wie gesagt, es wurde Zeit, man dachte an die Heimfahrt.

Es hatte eigentlich nach Mutter Ellerbrooks Gedanken eine Brautreise werden sollen. Aber die drei Werber wußten nichts, als voreinander aufzutrumpfen oder sich feindselig gegen den vierten zu spreizen. Gerade ging der Händler breitbeinig zu den Pferden, meinte, von der Art hätte er ein Dutzend im Stall, und schob dem einen Gaul prüfend die Hand in die Zähne. In dem Augenblick wurde der Hollerpuk lebendiger. Er hatte sich bis dahin vom Bock alle Unvernunft geruhsam angesehen. Jetzt zog er bedächtig die oberste Mütze ab. Und der Pferdehändler

riß die Augen vor Erstaunen auf und ruckte und zerrte. Er begriff nicht recht, seine Hand war dem Tier am Gebiß festgeklebt.

Das war ihm ja sein Leben lang noch nicht geschehen, obwohl er vieltausend Gäulen schon die Finger ins Maul getan hatte. Er fluchte, rüttelte und sah sich verlegen um, daß seine dicken Augen aufquollen. Auch der Gaul warf ärgerlich den Kopf, schnaufte, schielte den Mann an und kaute an seinen Ringen.

Der Pferdehändler wollte es ja nicht glauben. Er pruschte noch einmal vor Wut, zuckte nach rechts und zuckte nach links, aber die Hand rührte sich nicht. Da wurde er ganz still, wischte sich die Stirn und hätte sich am liebsten flach auf die Erde gelegt, so sehr zitterten ihm die Knie. Und er überlegte, was er wohl täte, um wieder zu sich zu kommen. Er meinte ja nichts anders, als daß er den Verstand verloren hätte.

In dem Augenblick kam der Kapitän heran. Er erzählte von einem wilden Ritt, von Matrosen und Indianern. Er war sehr lebendig, wollte seine Flinkheit zeigen, stieg auf eine Deichsel und warf sich auf das andere Pferd. „Seht so", sagte er und legte sich fest in den Pferderücken. „So sauste ich hinterher." Er sah ja nicht, daß der Hollerpuk grinste und die andere Mütze zog. Wohl aber bekam er ein klebriges Gefühl an den Schenkeln und hätte sich gern gelüftet, bockte und hupfte. Aber das Pferdefell hielt fest, obschon der Gaul, dem der Reiter Pein machte, ihn nach Kräften schüttelte.

Das muß nun wieder von unten sehr lustig ausgesehen haben; der Ratsschreiber wandte den Kopf und schnäuzte hinterm Sacktuch, daß ihm das Zwerchfell wehtat, und jeder verstand, daß solche Art, sich zu geben, nicht einer Jungfer Herz gewinnen kann. Aber dem Reiter war auch gar nicht mehr danach zu Sinn. Er spürte alle Rückenwirbel seines Tieres und suchte ein Bein nach dem andern zu heben, aber es wollte nicht gelingen. Da stotterte er, ihm sei es so wohl da oben, er möchte lieber heimreiten, bestand auch darauf, als Mutter Ellerbrook zankte und ihn einen Narren nannte. Bloß der Händler gab ihm recht, stammelte ein Ähnliches und war heilfroh in seiner Not, daß dem anderen ein gleiches Mißgeschick begegnete.

Der Ratsschreiber aber, der noch hinterm Schnäuztuch

quietschte, tat ein übriges und empfahl einen besonders hügeligen Heimweg, obschon „verboten" davor stand. Und als die Jungfer meinte, was verboten sei, sei auch für einen Ratsschreiber verboten, ging er aufsässig hin und hob mit beiden Armen den Wegweiser aus der Erde, um seine Kraft zu zeigen.

Der Pfahl blieb in seinen Armen kleben, Lütje Puk hatte den dritten Wunsch ausgesprochen.

Der Ratsschreiber hatte ja nun just gemeint, den andern Werbern über zu sein. Er sträubte sich erbärmlich gegen das Schicksal, schlug mit der Stange gegen Bänke und Gatter, und es sah absonderlich unschön aus, als er mit dem Holz zerschunden in den Schnee purzelte. Es half aber alles nichts, der Pfahl hielt fest, ob der Arme ihn auch voll Grimm anspie und sich nach allen Winden damit drehte. Ja, er wußte nicht einmal, über was er sich mehr ärgern sollte, über den wiehernden Kapitän auf seinem Gaul, über den Pferdehändler, der sich mit der freien Hand auf die Schenkel schlug, oder über den peinlichen Aufzug mit dem klebrigen Wegweiser in seinen Armen.

Ja, da mußte denn eine stille Heimreise begonnen werden, halb wie ein Leichenzug. In aller Dunkelheit fuhr man durch die Stadt, konnte aber nicht vermeiden, daß viele ehrbare Bürger am Weg stehen blieben und den Kopf schüttelten über die trunkene Fuhre. War auch einer dabei, der meinte, den alten Narren geschähe recht, was hätten die um ein Jüngferlein zu scharmuzieren. Die drei Herren erwiderten standhaft, konnten ihn aber nicht stellen, da ihre Beweglichkeit arg behindert war und der vierte just von seiner Geige sprach.

Nur die alten Weiber, die hinter den Fenstern auf die Heimkehrenden warteten, sperrten Mund und Augen auf, als der Student vor allen andern die Jungfer ins Haus führte, als der Kapitän mehr tot als lebendig von seinem Pferd fiel, der Roßtäuscher wie ein Dieb zur Seite schlich und ein alter Wegweiser mit dem Ratsschreiber aus dem Wagen purzelte.

Es ist auch so gekommen, daß der Student gewonnen und die Jungfer heimgeführt hat. Der Puk hat drei Tage bei der Hochzeit geschmaust, er hat ein Mordsvergnügen gehabt und vor lauter Ausgelassenheit den Suppenteller übergeschülpt. Wenn's nach ihm ginge, er hätt' gern noch einmal den Hollerpuk gespielt. Vielleicht ist's in zwanzig Jahren wieder so weit.

„Nein, nein, nein, nein", sagte der Schneider eigensinnig und stampfte mit jedem Wort vernehmlicher durch den blauen Abendwald. „Einen Schatz, der um Hexerei Bescheid weiß, will ich nicht, und wenn's zehntausendmal ein guter Besen ist." Er nickte nachdrücklich mit dem Kopf dazu, war stolz, daß er seine Liebste verlassen hatte, und schaute sich mitunter herausfordernd um, auf daß sie's sehen möchte, wenn sie ihm heimlich folgte.

Da humpelte ein kleines Holzweib vor ihm über den Weg, so rasch sie konnte. Der Schneider griff sie mit zwei Fingern und kniff sie herzhaft, weil es just auch ein Weibsbild war, die er heut nicht ausstehen konnte. Und hatte doch schon wieder Mitleid, als sie erbärmlich zappelte und schrie, sie sei aus dem Baum gefallen und hätte sich Arme und Beine verrenkt. Er solle ihr lieber beistehen, statt ihr weh zu tun. Auch als er sie darauf sorgsam auf den Boden setzte, hielt sie nicht auf zu jammern, er müsse ihr wieder in ihre Wohnung helfen, sie käme sonst um und dergleichen.

Der Schneider hatte im Grunde ein gutes Herz, er ließ sich zu einer dünnen Haselgerte führen, die absonderlich schief im Boden stand, und bog sie nach der Weisung des Holzweibes herunter, so daß sie wie auf einem Stecken darauf reiten konnte. Und dann – hui – und der Schneider hatte wohl nicht rechtzeitig losgelassen. Er hockte mit dem Weiblein zusammen ganz hoch in einer riesigen Buchenkrone.

Das hatte er nun davon. So armselig das Holzweib unten auf dem Boden getan hatte, so knochig und grob war sie oben. Half gar nichts, daß der Schneider innerlich alle Weiber, alte und junge, drei Klafter unter die Erde wünschte. Er erfuhr bald, daß er gefällig tun, dem Weib seine Stube kehren, die Fenster putzen und Geschirr spülen mußte. Und er bekam so recht zu fühlen, wie klein alle Menschen oben in den Zweigen sind, die auf Erden fünf Schuh sein wollen, und wie klotzig stark ein altes Holzweib neben ihnen sein kann. Mit viel Seufzen dachte er nun an das Leben, das er verlassen hatte. Hätte er rechtzeitig gewußt, daß alles Weibliche seine Hexerei an sich hat, er hätte sich vielleicht zu Hansdorf zum Bleiben besonnen.

Ein Tag verging, noch einer und bald eine ganze Woche. Bucheckern mußte der Schneider fressen und ausgenommene Vogeleier. Nur zum Sonntag brachte ihm das Weib einmal einen Holzwurm und rote Ameisen zur Abwechselung mit. Einmal fing er sich selbst einen verwehten Schmetterling, aber er ließ ihm das Leben, er klagte ihm sogar sein Leid und bat ihn, zu Haus noch einmal seine Grüße zu bringen.

Denn der Schneider fürchtete sehr, daß er sein Leben hier oben nun würde beschließen müssen. Das Holzweib konnte sich von Ast zu Ast schnellen wie ein Vogel, ging morgens auf Bekanntschaft und Freundschaft und nachmittags auf Eiersuche. Er selbst war hungrig, war plump, so klein er war, mußte die Kammer reinigen und mit Schweiß im Antlitz an einer zweiten schnitzen.

Gut war's, daß es Sommer blieb. Wenn der Schneider tagsüber ein Stündlein rastete, blickte er sehnsüchtig auf den Waldboden, über den die Sonnenflecke spielten, horchte auf die Vögel, die sich über ihn unterhielten, für und gegen ihn sprachen und meist bitterbös schalten, weil er von ihren Eiern annahm. Nachts aber schreckte er vor jedem Marder auf, der in sein Loch blinzelte, träumte, eine alte Eule würfe ihn in hohem Bogen zur Buche hinaus, oder er wurde krank wie ein Schiffsjunge, wenn der Wind die Bäume bewegte. Ein elendes Leben war's.

Da geschah es eines Morgens, grade als das Holzweib mit einem neuen Klatsch zu Gevattern gegangen war, daß sich ein großer Vogel im Wipfel verfing. Der Schneider konnte ihn nicht sehen, er hörte nur das Rauschen und Schlagen. Ehe er aber noch darüber nachdenken konnte, wo es wohl gewesen wäre, fiel langsam kreisend ein verlorenes Rosenblatt zu ihm nieder, grade so, daß er es mit den Händen fangen konnte.

Er freute sich sehr dazu, nahm es sorgfältig in beide Hände und suchte den Duft aufzusaugen. In dem Augenblick kam die Holzfrau zurück, der Schneider warf das Blatt rasch fort. Aber sie hatte es noch gesehen, wurde puterrot, schalt ihn aus und hieß ihn zur Strafe in das dunkelste Loch kriechen. Das Blatt aber flatterte müde zur Erde.

Am andern Tag, als er wieder allein war, fiel noch einmal ein

gleiches Blatt dicht am Baum vorbei und den dritten Tag noch einmal. Das letzte konnte er fangen, betrachtete es heimlich und aufmerksam und sah in kleiner Kritzelschrift eine Zeile darauf. Ehe er sie aber entziffert hatte, dehnte sich das Blatt von der Wärme seiner Hände, wurde größer und immer größer. Schon war es wie eine Kappe, wie ein holländischer Teller darauf. Und schließlich, als er mit aller Kraft darauf blies, war es wahrhaftig wie die rote Schürze seiner Liebsten, die sich ausbreitete, um sich selbst kreiste und wie ein Schiff in der Luft vor seinem Loch anhielt.

Na, das war ja nun eine sehr erstaunliche Sache. Der Schneider sah sich das Ding eine Weile an und setzte dann vorsichtig ein Bein darauf. Und wirklich, ihr könnt mir's glauben, die Schürze trug das Schneiderbein. Da versuchte er's mit dem andern; und auf einmal hatte er den Halt verloren, rutschte und saß mitten drin in der Schürze – wie ein Wurm unten im Blumentopf. Nur daß sein Sitz sich wie ein Mahlstrom um sich selbst drehte und immer schneller kreiste, so daß ihm Hören und Sehen verging.

Oben überm Rand aber flatterte ein Vogel mit Augen, die sahen aus, als vergnügte sich ein böser Schelm recht herzhaft über seine Läuterung.

Mitten durch den Wald führte das mahlende Schiff den Schneider; ein Gesicht stand lustig und schadenfroh oben überm Rand. Der Mann erboste sich und hatte doch auch eine erbärmliche Sehnsucht, es leibhaftig bei sich zu fühlen. Aber immer, wenn er sich zu ihm hob, rutschte er wieder kopfüber in den Trichter des Schürzenschiffs zurück.

Endlich, als es schon dunkel wurde und der Schneider sich durch und durch zerknirscht und geschlagen fühlte von all den gerechten Strafen, die über ihn gekommen waren, landete die Schürze in dem Dorf, von dem er ausgezogen war. Grade vor dem Haus, aus dem er fortgelaufen war, ging sie zu Boden. Und der Vogel wartete auch schon auf ihn.

Der Schneider war ja im Grunde heilfroh, er wollte erklären und zu begründen beginnen, warum er fortgegangen war. Aber er hatte keine Zeit dazu. Eine Hand kriegte ihn am Genick, eine im Kreuz, und wie der Wind flog er in die Stube hinein.

Na, es ist ihm ja schließlich nicht leid gewesen, besser zu Haus als auf dem Buchenbaum. Und wenn die Frauen nun einmal Zauberei treiben müssen, sagt der Schneider, es ist doch gut, daß die Jüngeren klüger sind als die Alten.

Man erzählt auch, daß es eine glückliche Ehe zwischen ihm und seinem Mädchen geworden ist. Aber es ist im Schneidergewerbe doch so geblieben, daß die Frauen listiger sind als die Männer, und daß sie in allen verzwickten Dingen die Überhand haben.

Die Henne und das Wunschkorn

Wie's gekommen ist, hat man eigentlich niemals feststellen können, aber wahr ist es: Nies Puk hatte eines Tages sein Wunschkorn verloren. Und so sehr er forschte und den ganzen Hof absuchte: die Macht, böse und gute Wünsche auszusprechen, war von ihm gegangen, das Korn war wie in die Erde versunken.

Nun war zu jener Zeit grade eine halb ausgediente Glucke auf dem Hof, der hatte der Bauer noch einmal Enteneier untergelegt, die sie mit viel Liebe ausgebrütet hatte. Sie war eine gute Mutter, hatte aber viel Kopfschmerzen über die Kinder, die sie nicht vom Wasser abtreiben konnte. Das machte sie reizbar. Sie schlief schlecht und fraß danach hastig, was sie an Körnern vorfand, ohne viel Geschmack und Unterschied.

Das arme Ding hatte auch zu viel zu bedenken! Es war immer ängstlich, der Hahn könnte den Kleinen etwas antun, fürchtete sich entsetzlich vor dem Bauer und hatte nur den einen Gedanken, die Töchter möchten zu richtigen Küken werden, wie eine Henne sie verstand.

Als sie nun an jenem Morgen wieder diesen Wunsch auf dem Herzen hatte, geschah es, daß die Entchen auf einmal zu spaddeln anfingen, quiekten und schief lagen und mit Mühe und Not als richtige Hühnerküken das Ufer erreichten.

Der Bauer, der grade vorbeiging, machte zwar ein Gesicht, wie er sein Lebtag keins gezogen hatte, wischte sich über die Augen und spuckte dreimal zwischen die Stiefelspitzen. Aber es

half nichts, die Glucke hatte echte kleine Hühnerküken unter den Flügeln, pruschte sich auf vor Stolz und wünschte den glotzenden Bauer weit weg in den Stall. Worauf sich ein Wind erhob und der Mann federleicht die Stiege hinaufflatterte und – so dick er war – schreiend und fluchend durchs Hühnerloch kriechen mußte.

Auf solchen Lärm war auch sein Weib gekommen. Da blähte sich die Glucke zum zweitenmal, hob die Flügel ein wenig, so daß man die sieben Kükenhälse grade erblicken konnte, und wünschte dem Weib, daß es statt seines unnützen Treibens in Küche und Keller wie eine rechtschaffene Henne leben möchte. Im gleichen Augenblick stand ihr ein graues Federvieh gegenüber, das ein entsetztes Gekakel erhob, so abscheulich, daß niemand wußte, ob's aus Hunger oder Gram sei. Selbst der Hahn, der neugierig hinzukam und nichts Rechtes zu antworten wußte, hatte seine liebe Not mit der Neuen, denn sie flog ihn bei aller Tröstung an, als sei's eine aus dem Hühnerstall des Leibeigenen.

Die Glucke mit den Entenküken begriff eigentlich noch nicht recht, was um sie vorging. Sie wünschte sich Regenwürmer und hatte den ganzen Hühnerhof voll, sie wünschte, der Bauer müßte wieder ihre Küken besehen, und der steckte gleich den Kopf aus dem Hühnerloch, obschon er zum Erbarmen brüllte. Die Glucke hätte auch gern einen größeren Stall gehabt und sah, als sie kaum dran dachte, wie der große Hof sich verschob, als hätte ein Wind ihn eingedrückt, und wie aus allen Fenstern Hühnerstiegen und aus allen Heuschobern die schönsten Kindbettkakelecken wurden.

Es war eine einzigartige Stunde, und es wäre der wackeren Glucke wohl auch weiter alles zum besten gegangen, wenn Nies Puk nicht in seiner Bequemlichkeit peinlich betroffen wäre. Er hatte sich von seinem Schmerz über das verlorene Wunschkorn noch nicht erholt und mußte zu seiner Überraschung spüren, wie sich sein sauberes Stübchen unter den Ziegeln zu einem häßlichen Strohnest verschob, wie die Bäuerin zu einer unansehnlichen Henne wurde und der Bauer aus dem Hühnerloch krächzte. Es hätte gewiß nicht viel gefehlt, und man hätte ihm Eier zu legen aufgetragen. Er ahnte wohl, daß sein verlorenes Wunschkorn die Ursache aller Verwirrung sei, aber wie er den Träger finden sollte, wußte er nicht.

Da kam ihm der Zufall zur Hilfe. Denn als die Glucke sich an den Würmern so recht feist gelabt hatte und träge blinzelnd ihre stattlichen Töchter besah, kam, wie oft bei vollen Bäuchen, der Dünkel über sie. Der Haushahn, der einer silbernen Brakehenne beim Gakeln half, schien ihr heut ein recht dürftiger Bursche, und da sie selbst ihre besten Jahre hinter sich hatte, seufzte sie und wünschte von Herzen, daß ihre Töchter in höhere Gesellschaft kämen.

Kaum hatte sie solches zu Ende gedacht, da sah sie von einer großen bunten Wolke einen kleinen nebligen Steg bis zum Hühnerhof hinunterfallen. Der war mit lauter tauglänzenden Sprossen bedeckt und verlor sich hoch oben im roten und braunen Abendrot. Es dauerte eine Weile, bis die Glucke ihrer Wünsche Wirklichwerden begriff. Dann rief sie ihre sieben Töchter zusammen, ging mit rauschenden Flügeln bei Hahnemann vorbei und begann sorglich die silberne Leiter hinaufzuhüpfen. Der Bauer, der noch immer mit dem Kopf im Hühnerloch lag, sperrte Mund und Augen auf vor Erstaunen, und dem Puk, der just das alte Stroh aus seiner Stube warf, dämmerte plötzlich auf, daß alles Federvieh Körner frißt. Und weil er ein flinker Bursche war und sorglich auf die alte Ordnung bedacht, schwang er sich gleich mit zur Leiter hinüber, kroch dem untersten Küken unter die Federn und krabbelte gemächlich der Frau mit dem Wunschkorn nach.

Die wackere Gluckenmutter aber riß die eiergelben Lider weit auf, als sie sich oben auf der Leiter fand. Mitten in einer richtigen Wolke war nämlich ein gläserner Saal mit Tischen und Stühlen an den Wänden. Unter einem Kronleuchter aus brandrotem Nebel tanzten die Windischen, weiße federleichte Gestalten, die den gläsernen Boden kaum berührten und, Männlein und Weiblein, luftig leicht umeinander wirbelten.

Da setzte die Glucke sich mit den jungen Hühnchen an einen Tisch, meinte, es käme schließlich alles, wie es nach Verdienst kommen müßte, plusterte sich auf und wartete auf Tänzer für ihre Kinder. Sie spürte ja nicht, daß sie zwischen all der Pracht saß wie ein alter Torfschober zwischen sauberen Windmühlen.

Eine lange Weile blieb sie für sich. Es blies kalt, es gab nichts zu essen und zu trinken, und sie fror abscheulich, so fürnehm sie

die neue Gesellschaft fand. Sie hielt ja auch aus, schaute jedes Wesen, das näher kam, verlangend an und winkte ihm freundlich, doch einmal mit einer ihrer Töchter zu tanzen. Fiel aber keinem ein. Da war sie schon froh, als ein Männchen mit roter Mütze, das auch ein Fremder zwischen den Windischen schien, bei ihr Platz nahm. Er war ein höflicher Bursch, forderte bald mit einem höflichen Kratzfuß eine der jungen Fräulein auf und schwenkte sie zu der schneidigen Musik, die der Wind auf Hörnern und Geigen blies, lustig durch den Saal. Ja, die Federn flogen nur so! Dann setzte er sich, trocknete sich die Stirn, zog die Mutter höflich ins Gespräch und vermeinte, daß solch ein Saal ja ganz schön sei, daß aber eigentlich doch nichts auf der Welt über einen sauberen Hühnerhof ginge.

Die braune Glucke war tief gerührt, sie war in ihre eigensten Gedanken getroffen. Es sei ja eine gute Sache um Luft und Licht, meinte der fremde Herr weiter, aber es gehöre doch auch eine gute Körnerernte zum Leben und zum Wärmen. Die Glucke spürte Frost und Hunger, nickte und dachte schmerzlich an den Stall daheim. Ja, sagte der Fremde, aber er wisse einen Zauber, so viel Körner zu beschaffen, wie man wolle. Wenn die Frau Glucke ihm nur ein einzelnes besorgen könne – ach, das ginge wohl schwer. Aber wenn sie ihm zum Beispiel alle Körner, die sie noch im Kropf hätte, in seine Mütze wünschte.

„Muschö, ich habe keinen Kropf", antwortete die Glucke. Aber ein Kropf gilt viel bei ihresgleichen, sie war glücklich über die Verwechselung.

Sie möchte es doch versuchen, scherzte der Fremde, ihm ein paar Körner in die Mütze zu wünschen, er wollt ihr eine wohlfeile Mahlzeit daraus besorgen. Der sympathische Herr hatte seine Kappe gezogen und schaute die Henne so recht freundlich überredend an. Die war nun doch neugierig geworden, sie hätte dem Freund auch gern einen Gefallen getan. Und plötzlich, da sie noch an dem Gedanken drückte, hatte der andere ein kleines unverdautes Korn in der Mütze und redete in einer kaum verständlichen Sprache vor sich hin.

Wie die Glucke nun noch mit knurrendem Magen auf ihr Wunder wartete, merkte sie plötzlich, wie der gläserne Saal zum irdischen Hühnerhof wurde, und wie die kleinen Küken große

Schnäbel bekamen. Auch der Hof wuchs wieder auseinander und wurde ein richtiges Haus mit Dach und Scheune. Die Bäuerin schüttelte sich verdutzt die Federn ab, rupfte und zupfte an sich herum und begann laut über den Hühnerkram zu schelten. Der Bauer polterte auf der Leiter, die unter ihm knackte und sackte. Aber die wackere Glucke fand einen Haufen gelber, süßer Körner, wie ihr der Fremde mit der roten Mütze versprochen hatte. Und schließlich war ihr die Veränderung nicht unangenehm, es war sehr zugig gewesen da oben, und sie hatte Hunger und scharrte im Glück des Überflusses die Körner nach allen Seiten.

Die Haselfrau und die drei Hagestolzen

Drei graue Brummbärte saßen um die hohle Weide zusammen. Zuvorderst ein alter Gebückter, das war der Geigenschäfer, ein knurriger Bursche, der nur eine freie Hand hatte. Die andere war ihm an die Fidel gewachsen, weil er dem Feind im Dorf zum Tanz gespielt hatte. Der Fuchs war der zweite, ein armer hinkender Geselle, der nicht mehr zu ruhen wagte, weil er in jedem Schlaf vom jüngsten Gericht träumte. Der dritte war der Uhu. Er war auch schon über hundert Jahre alt, seine Flügel taugten nicht mehr, er konnte kaum noch andre fliegen sehen, ohne Schwindel zu fühlen.

Ein grauer, regnerischer Tag war's, von dem ich erzähle. Die drei Notgesellen froren erbärmlich und spürten die Kälte in allen Gelenken. Mitunter verwünschte einer dies oder jenes, der andre brummelte eine alte Erinnerung dazwischen, auf die niemand horchte, und der dritte maulte über sein verfehltes Leben. So hockten sie vor der Weide, in der sie zur Nacht zusammen hausten, schmauchten schlechten Tabak, zitterten vor Gicht und Frost und waren so recht mit dem lieben Gott und sich zerfallen.

Da kam es auf einmal kreischend und jammernd vom Bach herüber. Eine Haselin flüchtete mit zerzaustem Haar übers Feld. Mitten unter die drei Hagestolzen jagte sie, bat um Gottes willen

um Schutz und platzte auch gleich los von den Unterirdischen, die in ihre Wiese eingefallen seien, und vom Zoll, den sie nicht mehr zu entrichten brauchte, weil's doch schon zum Herbst ginge. Alle Haselfrauen sind nämlich den Zwergen zinspflichtig, sommermorgens ihnen einen Strauß Rainfarn auf den Tisch zu liefern.

Ob nun zu Recht oder zu Unrecht, das Unglück war da. Die Unterirdischen rauften die schönste Wiese aus – und was viel schlimmer war, auf allen Wegen kamen sie herbei, der Haselin zur Strafe etwas anzutun. Nicht zu sagen, was die für Angst vor dem rauhen Kriegsvolk hatte! War's doch richtig, als höre man auf allen Wegen das Klappern und Rasseln und Schreien schon näherkommen.

Die drei Hagestolzen kümmerten sich nicht weiter um die Haselin; sie wußten wohl, in Frauenaugen ist alles Sünde, was wider ihren Verstand geht. Sie taten darum, als hörten sie schlecht, sahen steif beieinander vorbei und ruckten und zuckten nur gelegentlich nach ihren schmerzenden Gliedern. Nein, die Jungfer mußte schon lauter klagen und die Herren anstoßen und streicheln in ihrer Furcht. Da nahm der Fuchs den Schäfer ins Auge, der hob die Schulter und wollte in den Bau kriechen. Aber der Uhu, der einst ein sehr ritterlicher Herr gewesen war, stand unbeweglich vorm Eingang und rührte sich nicht zur Seite.

Der Fuchs merkte es wohl, er nahm die Nase voll Wind, tat plötzlich, als sähe er die Haselfrau zum erstenmal und sperrte ihr einen Löffel entgegen. Das arme Weib nahm aber gleich beide und weinte ins eine und ins andere, so daß Reineke die Botschaft wohl annehmen mußte.

Er wandte sich noch einmal und brummte die beiden Kumpane an. Die wiegten ihren Kopf, als wüßten sie nicht recht, ob sie's tun wollten. Dann hob sich der Schäfer ächzend, nahm den Stecken in die freie Hand und begann drauflos zu humpeln. Der Fuchs bellte, und der Uhu heulte seinen fürchterlichen Ruf, so laut es noch gehen wollte. Und als die Häscher der Unterirdischen gerade die Haselfrau erspäht hatten und mit viel Geschrei und Gepolter anrennen wollten, fuhr ihnen ein grauenhaftes Getümmel entgegen. Ein paar triefende Lichter, rissige Klauen und lumpenbehangene Arme stießen auf sie ein,

daß sie nicht schleunigst genug Reißaus nehmen und von der nassen Wiese in ihre warmen Löcher flüchten konnten.

Als die drei Hagestolzen nun sahen, was sie angerichtet, und von so viel Anstrengung warmes Blut bekommen hatten, kehrten sie mit hohen Schnauzbärten und gesträubter Rute feierlich zu ihrer hohlen Weide zurück. Sie humpelten in diesem Augenblick nicht mehr, sie schauten auch nicht die Haselin an, aber jeder trug sich noch einmal ritterlich wie in alten Tagen, wußte, daß ein feines Fräulein ihn anschaute. Und als das mit einem zierlichen Knicks vor die Herren trat und danke sagte, sah jeder von ihnen mit einem Auge überlegen an ihr vorbei, mit dem andern aber lächelte er gönnerhaft, so gut es gehen wollte.

Der Schäfer ließ sich sogar hinreißen, wie in Gedanken auf der Geige zu klimpern. Er tat, als sei es für sich allein, aber die Herren hatten wohl lange nicht mehr Schöneres empfangen, wie da sich die Haselin zu den kratzigen Saiten drehte. Selbst der Fuchs schlug einige Male mit der Lunte den Takt, und der Uhu klappte mit den Flügeln. Er tat, als sei's gegen die Nässe, es half auch nichts, er konnte doch nicht mehr im Takt bleiben.

Dann war's mit einem Knicks und einem lustigen Knacks verschwunden, mitten im Spiel. Das Fräulein hatte wohl plötzlich genug von den drei alten Krügen bekommen. Ja, Frauendank ist kurz, wie ihr Haar lang ist. – Eine Weile suchten die Augen der Herren noch hinterdrein. Aber sie wollten es sich nicht merken lassen, brummten, als seien sie des Getues längst überdrüssig. Der Schäfer schob wie unversehens einen alten Holzbock zwischen sich und die andern, zog ein Spiel Karten aus der Tasche und knarrte etwas von Läppelei dazu. Auch der Fuchs knurrte von alten Narren – er sah niemand an dabei –, und der Uhu mischte die Karten und putzte sich die Brille.

Sie spielten jedoch schlecht, alle drei. Und als der Schäfer ein Spiel verlor, weil der Fuchs falsch bedient hatte, kratzte er, ob's noch wegen der Jungfer sei. Da warf der wütend die Karten nieder und ging in seinen Bau. Zu schlafen wagte er ja nicht. So dachte er an die Haselfrau, blinzelte zum Höhlenhals hinaus und sah, wie dem klimpernden Schäfer eine Pfeife nach der andern ausging, und wie der Uhu die alten Lichter übte, aber es reichte nicht mehr über den Regen hinaus.

Swanewitt und der Bauer

Eines Morgens, als ein junger Bauer an den Ellernsee kam, fand er ein wunderschönes Gefieder am Ufer. Er nahm es rasch an sich, verbarg es unter dem Wams, und die Schwanfrau, der es gehörte, mußte Mensch werden und folgte ihm fortan als Magd, wohin er sich wandte.

Im Dorf aber entstand nach und nach ein arges Gerede über die beiden. Das wurde so stark, daß ihres Bleibens nicht mehr war. Und weil der Bauer das Weib sehr liebgewonnen hatte, besprach er sich mit ihr, und sie verließen eines Nachts das Dorf, um sich anderswo zu verdingen. Sie verabredeten aber, sich als Bruder und Schwester auszugeben, um beieinander bleiben zu können.

Als sie nun Arbeit suchten, kamen sie eines Abends an eine Höhle der Unterirdischen. Die nahmen sie gern auf, ein Wurf Füchse hatte sich in die Gemächer ihrer Prinzessin gegraben und bedrohte ihre Wächter. Der junge Bauer verjagte sie, und als der König erfuhr, daß sich zwei gutwillige Menschen bei ihm verdungen hätten, ließ er die beiden kommen und nahm sie in seine Hofhaltung auf.

Er wußte ja viel von den Irdischen und ihrer Seligkeit und träumte wie manche Alten der Unterirdischen von einer Zeit, da sein Volk den Menschen ähnlicher und mit Seele und Sehnsucht geboren würde wie sie.

Er sah es auch gern, daß seine Tochter viel zu dem fremden Wanderer ging und sich von ihm Geschichten von droben erzählen ließ. Aber der Bauer dachte an Swanewitt, suchte sie in der Mägdekammer auf, und sie verließen heimlich den Hof und wanderten lange durch Höhlen unter der Erde weiter, einen neuen Dienst zu finden. Das Federkleid aber führte der Mann heimlich unterm Wams mit sich; er hatte Furcht, die Frau würde ihn verlassen, gäb' er ihr's zurück.

Nach drei Tagen begannen die Wände zu dröhnen, und sie kamen vor eine große Schmiede. In der gingen kunstvolle Hämmer und Stangen über fließendes Gestein, gruben und schöpften daraus und häuften Tonnen voll Erz und Silber in großen Kellergewölben zusammen. An den Gebläsen und Schaltern standen verrußte Zwerge, die sich durch das Hallen

und Kreischen der Eisen anschrien und nach einem breithäuptigen Meister hörten, der ihnen ihre Weisungen zusprengte. Da baten die beiden Wanderer wieder um Speise und Nachtlager und erboten sich, auch bei der Arbeit zu helfen. Der Meister war's zufrieden, ließ das Mädchen das Mahl herrichten und den Brotkammern vorstehen. Den Burschen aber hieß er die Packpferde zu den unterirdischen Bauern am Strom treiben, mit denen er Korn gegen Silber austauschte.

Soweit wäre wieder alles zum besten gewesen, wenn nicht über Sonntag der älteste der Gesellen Swanewitt zum Tanz gebeten hätte. Und während ein Lehrbursch den andern zur Flöte aufspielte, fragte er sie nach der Sehnsucht der Menschen. Er war weit gewandert und hatte in mancher Schmiede der großen Städte hinter den Hämmern gesessen und auf die fallenden Worte gelauscht.

Der Altgeselle ließ auch nicht mehr von Swanewitt ab; die begann sich zu fürchten, besprach sich mit ihrem Liebsten, und sie beschlossen, einen andern Dienst zu suchen.

Nach sieben Tagen kamen sie an einen großen Strom, der lag zum erstenmal wieder halboffen gegen den Himmel. Wilde Berge waren auf dem jenseitigen Ufer. Die beiden Liebenden aber waren froh und hofften sich sehnsüchtig nach dem Sonnenlicht zurück.

Am Abend trafen sie auch auf eine Fährglocke und läuteten siebenmal. Da kam von drüben ein dunkler Riese in einem Boot zu ihnen herüber, der fragte nach ihrem Begehr. Sie antworteten, daß sie sich verdingen wollten.

Der Fremde prüfte sie eine Weile mit Augen, die wie Irrwische leuchteten. Sein schwarzer Bart brandete ihm von einem lautlosen Wind um die Brust. Endlich hieß er sie in seinen Nachen einsteigen und schob ihn selbst durch die Flut vor sich her, einem Gehöft entgegen, das zwischen Felsen in einem verkohlten Tal lag. Wenig Himmel hing darüber, und niemals schien die Sonne in die verbrannte Tiefe. Der Riese aber heischte, daß die beiden seiner Kinder warteten, die am Hang Tannen zu Matten flochten und sie von den Menschen lehrten, damit sie sich vor ihnen wehren könnten.

Der Bauer und Swanewitt sagten zu und baten nur um Brot und Nachtlager. Aber der Dunkle wollte vorerst eine Probe

abhalten, rief die Riesenkinder und befahl den Wanderern, Namen herzusagen und alle Geister zu nennen, die sie kannten. Aber den Wohljäger und Hans Donnerstag durften sie bei ihrem Leben nie über die Zunge bringen. Als er das sagte, flackerte des Riesen Auge fahl über das tote Tal.

In der Nacht träumte dem Bauer und Swanewitt, daß viele Unholde durch die Kammern gingen, sie heimlich betrachteten, flüsterten und belachten. Einige weinten aber und riefen sie leise, ob sie sie nicht erlösen könnten. Die beiden Liebenden wachten darüber mit einer tiefen Unruhe auf, und als das erste Grau aufdämmerte, hielt sie es nicht mehr auf ihrem Lager; sie öffneten heimlich die Tür, um mehr vom Tal und seinem Spuk zu erfahren.

Ein Feuer schwelte unter einem überhängenden Stein, sie gingen näher, sahen den Dunklen, der an einem goldenen Bach saß und mit Keller und Eimer endlos daran schöpfte. Der Schweiß troff ihm von Hand und Stirn; wo er hinrann, verbrannte er das Gestein. Der Himmel aber, der wie ein graues Fenster oben zwischen den Felsen stand, war voller fliehender Gesichter, die habgierig und vermessen nach dem goldenen Strom verlangten.

Swanewitt hatte den Bauer am Arm ergriffen und wagte doch kein Wort zu sagen. Der sah sie an und hörte in sich den Namen des dunklen Verlockers, der die Welt verleugnet, weil Gott ihn verließ und die Hoffnung der Menschen absprenstig macht von seiner Freude. Die Angst griff dem Bauer ans Herz. „Komm mit", flüsterte er. Und als das Weib sich entsetzt an ihn schmiegte, zog er in der Maßlosigkeit seiner Furcht und Liebe das lang verborgene Schwanenkleid unterm Wams hervor, warf es seiner Liebsten über und schwang sich zu ihr. Die schrie leise auf vor Jubel, warf sich auf ihre Schwingen und floh in einem einzigen Flug über den Strom unter die Felsen der Zwerge zurück.

In dem Augenblick kam von einem fernen Gehöft ein Hahnenschrei. Die beiden hörten Gebrüll, hörten die Schreie des Dunklen über ihre Flucht und tausendfach das Entsetzen aller Unholde.

Aber Swanewitt flog pfeilschnell den Weg durch die Höhlen. Und als sie zu den Schmieden kamen und die die Fliegenden

erkannten, wies der älteste Geselle ihnen den Weg, gab rasch auch einen zierlichen Schatz aus Silber mit, den er einst heimlich für die Jungfer geschmiedet hatte. Weiter flogen sie und kamen zu des Zwergkönigs Hofstaat. Da saß die Prinzessin am Weg und spann just einen Brautschleier zu Ende, der so fein war, daß keines Menschen Hand ihn hätte weben können. Als sie die zwei sah, verschenkte sie ihn, überwand ihre Trauer und wies den beiden einen Schacht aus der Tiefe zur Sonnenluft.

Und der Weg, den sie gezeigt hatte, führte auf eine weite, grüne Halde. Die lag so sehr in der Mitte des Moors, daß noch keines Menschen Fuß sie betreten hatte. Wie die beiden Liebenden aber zu ihr aufstiegen, sprang just die Sonne feurig wie ein goldener Brunnen über die Erde auf. Alle Vögel jubelten, die Haselhühner im Busch, die Lerche hoch im Blau, die Meisen im Gras. Alle Luft rann weich und mild, und alle Blumen öffneten ihre Kelche und läuteten ihrer Liebe entgegen. Vier große Erlen aber schlossen sich aneinander, wie vier Pfosten einer Hütte, ein Wasser sprang davor aus der Erde, schneeweiß zuerst, dann himmelblau, dann grün wie die Wiesen.

Und Swanewitt ließ sich unter den Erlen nieder, warf das Federkleid hoch in die Luft und küßte ihren Liebsten unter dem Morgen.

Die Haselfrau und der Lattensänger

In Mittsommernächten, wenn das Abendrot wie der Widerschein eines bunten Meeres hinter den Hügeln steht und nicht sinken will, und um alle Höfe die Düfte der Linden liegen, geschieht es auch, daß die Bäume eine Stunde von der Erde frei werden. Dann kriechen ihre dunklen Schatten auf allen Wurzeln näher zueinander, und die Holzweiber wissen sich tausenderlei zu erzählen, von den Menschen, die vor Tag vorbeigingen, von den nistenden Vögeln und den Unterirdischen, die in die Äcker schlüpften.

Den Weg hinauf, der über Vierbergen führt, wuchsen nun zu der Zeit, von der ich spreche, neue fremdartige Gesellen auf,

die viele Drähte von Rücken zu Rücken schleppen. Wie sie sich selbst nannten, weiß ich nicht. Die Straße hieß sie Lattenbrummer oder kurz Brummler, weil sie immer summen, ganz lange, dünne Leiber haben, stockige Schultern, auf denen kleine, weiße Köpfe sitzen und nur ein einziges langes, braunes Bein, von dem man schon gar nicht weiß, wo es endet, noch wo der Magen hingehört.

Ja, das ist nämlich der andere Zweifel: Niemand begriff, wovon diese neuartigen Leute lebten. Sie hatten weder Wurzeln noch Blätter und wußten nichts, als zu singen, jedem Windzug nachzusingen, seine einfältigen Melodien zu stimmen und festzuhalten. Zur Nacht aber, wenn die Neuen sich mit ihresgleichen besprachen, mußten sie ohne Schopf und Wurzel auf einem Bein den Weg machen, was lustig aussah, aber doch sehr beschämend für sie sein mußte.

Das Singen hörten die Bäume rundum ja eigentlich ganz gern, obschon sie die langen Stangen zuerst mit viel Mißtrauen hatten einpflocken sehen, sich auch lange wunderten, daß sie nicht Laub noch Ast trieben. Sie hatten sich aber doch langsam an sie gewöhnt. Besonders ein kleines Haselweib, das dicht neben solch einem braunen Gesellen seinen Busch trieb, hätte gar zu gern mehr von ihm erfahren. Es hatte ja nichts weiter zu tun, als Tag und Nacht mit allen Gedanken bei dem neuen Nachbar zu sein, bildete sich vielleicht ein, daß er ein gleiches täte, und sah träumend und wachend einen ritterlichen Burschen in ihm, gerade gut, als Schatz alle Haselweiber neidisch zu machen.

Als darum wieder eine jener Mittsommernächte kam, faßte die Haselin sich ein Herz. Weil der Nachbar nicht zu ihr kam, kam sie zum Nachbar, hüpfte über die Straße und hub mit etwas Herzklopfen an, an der braunen Stange zu horchen und zu klopfen.

Es dauerte eine Weile, dann machte der Brummler einen Spalt offen, riß sein braunes Gesicht auf und fragte knurrig, wer denn draußen sei. Das Weib erschrak zuerst, aber die Neugier überwand sie, sie machte ihr freundlichstes Mäulchen und meinte, als Nachbarin wollte sie dem neuen Nachbar einmal Patschhand geben.

Der Brummler machte ein bittersüßes Gesicht bei dem Bescheid. Er summte just eine Weise nach, die ihm seit dem frühen

Tag im Kopfe steckte und nun zur Hälfte entfiel. Aber er wollte auch nicht unhöflich sein, meinte zwar, er hätte viel zu tun, erzählte aber doch zwischen Tür und Angel, was er so alles an sonderbarem Gezwitscher in den Drähten über seinem Kopf zu hören bekäme. Von den Menschen sprach er nicht, was verstand ein dünnes Holzweib davon?

Aber die wollte just davon hören, lächelte noch einmal süßlich und fragte den Meister, ob sie ihm nicht einmal ein Stündlein Beistand leisten könne, hätt' er so viel zu tun. Im Herzen dachte sie an eine Tasse Fliedertee und an allerhand Geselligkeit. Wer weiß, ob sie nicht sich vorstellte, auch einmal einen Schatz zum Tanz zu führen. Denn in diesen Fragen wissen Frauen rasch alles zu Ende zu denken.

Meister Brummler, der gerade die andre Hälfte der Melodie wieder einfing, während er die erste verlor, nickte unwirsch, ließ das Haselweib ein und schob ihr stillschweigend ein Bündel offener Noten zu. Er selbst schrieb rastlos an seinem Lied, pfiff, horchte in sich und kritzelte wieder mit einem Dorn in ein paar Regentropfen hinein. Mitunter blickte er auf, nickte höflich zum Gast hinüber, um seine Aufmerksamkeit zu zeigen, und zog den Knebel wieder ingrimmig zwischen den Fingern hindurch. Denn das ist sein Schicksal, daß er immer verliert, was er einmal geschrieben hat, und nur rastlos an Neuem schafft.

Als nun die Wanderstunde der Frau Hasel fast herum war, und sie so recht enttäuscht war und nichts weiter erlebt hatte, als in allerhand geheimes Schreibwerk zu starren, kam gerade ein Wind auf. Mit einem Satze hatte der Knebel sich erhoben, hatte das Ohr an die Pfahlwand gelegt und horchte und summte und pfiff und brummte und tickte mit den Fingern die Fahrt dazu, daß es der Haselin unheimlich zumute war. Und obschon sie sonst allerhand Mut hatte, schlich sie mit einer Höflichkeit über Nichtstörenwollen oder dergleichen schleunig aus dem Gehäuse. Der Lattenbrummler war so vertieft, er merkte es nicht einmal.

Draußen warteten schon eine Menge Freundinnen und barsten vor Neugier und Neid, was der Haselin alles beim Stangenkerl geschehen sei. Denn ihr Ruf hatte in der Stunde so viel gelitten, wie in zehn Jahren nicht wieder gutzumachen war.

Als sie sich aber gerade ein paar Tränen aus den Augen gewischt und tief Atem geholt hatte, um zu erzählen, hörte man

Schritte auf dem Wege. Alles Spukhafte floh mit einem Satz ins Unterholz. Die Straße herauf kamen zwei Menschenkinder, ein armer Dichter, den ein feister Gläubiger bedrängte. Und sie sagten sich viel Ungeziemliches, stritten, wer wohl das bessere Recht am Leben hätte, und warfen sich häßliche Worte vor die Füße. Zwischen Hasel und Stange blieb der Dichter stehen, wußte dem bösen Dränger nichts weiter zu antworten und schüttelte den Kopf. „Ihr habt einen andern Geist als wir", seufzte er. Dann gingen sie weiter.

Kaum waren die Schritte verhallt, als von allen Seiten die Gevatterinnen wieder näherhuschten und sich an die Haselin drängten. Schier überschüttet ward die von all den Fragen über den Stangenkerl, wußte sich nicht zu bergen und schob schließlich mit beiden Ellenbogen das Gedränge zur Seite.

„Er hat einen andern Geist als wir", sagte sie und fühlte, wie sich ihr vor Hoffahrt über die Worte die Augen füllten. „Er hat einen andern Geist als wir", sagte sie noch einmal, betonte jedes einzelne Wort und holte tief Atem, daß allen Watermöhmen und Gevatter Ellern ein Schauder über den Rücken lief.

Sie wiederholten das Wort zusammen im Chor, um sich's einzuprägen, runzelten die Stirn, zuckten die Achseln und hielten auf, in die Haselin zu drängen.

Jeder aber, der nachts vorbeikommt und die Sprache der Elbischen kennt, hört, wenn er einmal auf die Lattenbrummler zu sprechen kommt, dasselbe Wort: Sie haben einen andern Geist als wir. Man meidet sie, weiß nichts Rechtes mit ihnen anzufangen und hat nur die eine schüttelnde Angst, einer von den hageren Gesellen könnte einmal die Chronik von Vierbergen kritzeln.

Vom Raben, der seine Klugheit verkaufte

In der Zeit, als die Raben noch die Gelehrten unter den Tieren waren, lebte denn ja auch einer unter ihnen, der galt als der allerklügste im ganzen Land. Es hatte wohl auch seine Richtigkeit damit, er durfte voll hoher Meinung von seinem

Wissen sein. Und weil die Raben damals alle Sprachen der Menschen und Tiere verstanden, überkam es ihn, anderen Völkern von seiner Erkenntnis abzugeben.

Er berief darum zwölf Tiere um sich zu einer Tafelrunde, ließ sich zu ihrem König wählen und begann, wie weiland Kaiser Karl, sie zu ritterlichem Sinn und weisem Leben anzuhalten. Da waren ein weißer Wolf, ein Bullenbeißer, ein Fuchs, ein Ochse, auch eine Krähe, ein Feuermolch und andere mehr. Besonders aber in einem gläsernen Henkeltopf ein sehr gelehrter alter Karpfen.

Diese Runde versammelte sich in jeder Frühe in einem Bruch unterm Heiberg, wobei der Bullenbeißer es übernommen hatte, den Karpfen zu tragen. Täglich wurde dann beim gemeinsamen Frühstück der Lauf dieser und der anderen Welt durchgesprochen und ihre Besserung bedacht. Es war eine sehr gelehrte Tätigkeit.

Nach einer Weile merkte aber der weise Rabe, daß die Tiere nicht mehr in allem seiner Führung folgten. Und einmal glaubte er den Grund erfahren zu haben. Das war damals, als er wider Willen Fuchs und Wolf belauschte, die mitten in einer Inwendigkeitsübung über ihren Meister sprachen und vermeinten, ohne seinen schwarzen Rock bleibe immer noch ein guter Braten übrig.

Der Rabe war sehr traurig über solche Worte und sann lange nach, wie er den großen Tieren eine höhere Meinung auch von seiner Gestalt beibringen könnte. Wie oft bei solchen Kränkungen, bezog der Gelehrte fortan jede Wendung und jedes rasche Wort auf sein Äußeres, ein krankhaftes Wünschen nach einer außergewöhnlichen Bedeutung seiner Gestalt wurde immer stärker in ihm.

Eines Tages nahm er darum Urlaub von seiner Runde, ging auf Pilgerschaft und kam nach langen Fahrten bei dem großen Locker zu Gast. Das ist ein Riese, der in einem dunklen Tal am Ende der Welt wohnt und vier Schatten auf einmal wirft.

Der Rabe blieb mehrere Tage bei ihm. Sie sprachen über vieles, sannen über alles Weltwerden, und obschon der Verlocker ein unholder Geselle ist, gelang es dem andern, sein Vertrauen zu gewinnen. Eines Abends war es so weit, daß der

Locker dem Raben seinen vierfachen Schatten anbot und sich dafür Sprache oder Klugheit zum Eintausch erbat.

Der Rabe dachte lange nach und vermeinte schließlich, Wissen könne man durch Übung wiedergewinnen, ohne Sprache aber sei seine Lehre ohne Hall und Schall. Er tauschte darum die vier Schatten des Lockers gegen seine Klugheit ein und flog, rascher als er gekommen war, eilends zur Tafelrunde zurück.

Das gab ja ein Raunen und Staunen unter den Tieren! Der kluge Rabe hatte nicht unrecht gedacht; der Schatten, der mitten in der Sonne nach allen vier Himmelsrichtungen stand, war etwas so Ungewöhnliches, daß die zwölf gelehrten Schüler sich von neuem willig ihrem Meister unterwarfen. Auch ging das Gerücht von dem schwarzen Raben mit den vier Schatten bald übers ganze Land. Sein Ruhm wurde größer und größer, und wenn die zwölf Schüler früh zur Andacht zusammenkamen, stand der Busch rundum und weithin voll von Tieren, die ihnen in Verzückung lauschten.

Das schmeichelte der Eitelkeit der zwölf Herren sehr und hielt sie wohl zusammen. Es war aber auch nötig, denn was der Rabe früher an weiser Beschränkung gelehrt hatte, war jetzt häufig wie Wind verflogen. Nicht nur, daß er manches widerrief, was er früher gelehrt hatte, es war oft reine Torheit und Weltlichkeit, was der Weisen Weiseste forderte. Wären die Tiere nicht so völlig im Bann der vier Schatten ihres Meisters gefangen, sie hätten mit klarem Verstand die Wandlung durchschauen müssen.

Aber es war auch ein allzu bequemes Leben geworden, als daß sie viel Sehnsucht nach ihrer früheren Einfalt gehabt hätten. Die Almosen der Tiere flossen reichlich, es kam allerhand lustiges Treiben in den Wald, und einmal wurde ein Dienst der Glückseligkeit verkündet, der mit einem feierlichen Essen begann und leider zu einem lärmenden Gelage der zwölf weisen Herren geworden ist. Man hat arg getrunken und gesungen, die Krähe hat vorgetanzt, der Fuchs hat ein Jagdlied erfunden, der Bullenbeißer hat sich darüber dem Ochs ins Mittelstück gehängt, und alle Wipfel haben von Trunk und Brunst und Völlerei der Herren und Zaungäste abscheulich widergeklungen.

Nur der weise Karpfen, der bis zuletzt vor der neuen Richtung gewarnt hatte, lag schräg in seinem halb ausge-

schütteten gläsernen Topf und suchte seinen Meister mit den Blicken.

Von dem Lärm des Gelages aber erwachte auch allerhand nächtlicher Spuk, der sich bisher der Weisheit des Waldes nicht zu nahen gewagt hatte. Holzweiber, Hagemänner und derlei waren dabei. Und als es tief in der Nacht war und die Irrwische längst müde waren, das Licht zu tragen, drangen die Unterirdischen heran und zogen den berauschten Tieren die Stühle weg. Ja, sie setzten sich selbst in den Kreis, taten sich an den Resten des Mahls gütlich und huben ein entsetzliches Geschrei an, so daß der weise Rabe aus seinem Sitz hochschoß, die Augen aufriß, und als er die Schatten und Waldweiber auf den Stühlen seiner Gesellen sah, nicht anders vermeinte, als daß die Hölle mit ihren Versuchungen selbsteigen hochgekommen sei.

Die zwölf neuen Stuhlgenossen ließen ihm auch keine Ruh zum Besinnen. „Weiser Meister", schrie der erste und hämmerte mit den Beinen auf den Tisch. „Warum läuft die Sonne tags, wenn wir schlafen, und der Mond des Nachts? Hilf uns, daß es anders wird, oder es ist aus mit deinem Ruhm!"

„Warum", schrie der zweite, „ist der Himmel blau und die Erde schwarz? Mach, daß es anders wird, oder wir schütten den Wald zu!"

„Warum", schrie ein Holzweib, „ist der Mensch dumm und doch seliger als wir? Gib uns junge Gesellen, daß unsere Kinder mehr werden als wir. Sonst ist deine Weisheit ein Dreck."

Und sie lachten dazu unbändig, bis der Rabe dumpf begriff, was über ihn gekommen war.

Da machte er sich in der Morgenfrühe noch einmal auf die Wanderschaft, und nach vielen Tagen kam er wieder zum dunklen Locker. „Gib mir meine Klugheit wieder", flehte er. Der lachte aber nur und wollte ihn von der Tür weisen. Der Rabe bot seine vier Schatten an, bot schließlich alles, was er hatte, und flehte inständig. Aber der Locker war steinern oder taub. Als der Rabe jedoch Tag und Nacht vor seiner Tür in allen Sprachen stöhnte, überlegte der Verlocker, ob's ihm nicht nützlich sei, zu allem Volk reden zu können. Und er nahm endlich die Bitten des Raben an, nahm ihm Schatten und Sprache zugleich und gab ihm im Tausch seine Klugheit zurück.

Seitdem hat der Rabe es verlernt, mit Mensch und Tieren umzugehen wie mit seinesgleichen. Mitunter hört er ein Wort, erinnert sich und schwatzt es nach. Aber er weiß nicht mehr, was es ist, und vergißt es rasch. Er hat's auch nicht nötig, denn er grübelt viel, fliegt dem Wind auf die Schulter und ist glücklich in seiner wiedergewonnenen Klugheit und Selbstversunkenheit, lebt ohne Mensch und Tier, ein Weiser für sich.

Hans Buur sucht eine Seele für sein Weib

Eines Tages, als Hans Buur am Mittag über die Felder pflügte und hinter ihm im Dampf der aufgebrochenen Erde die grauen Weiber ihr Brot buken, ließ er den Pferden plötzlich die Zügel, und es gelang ihm, zurückzuspringen und eins von ihnen zu haschen. Er behielt es auch bei sich, sie gewannen sich gern und wurden sehr glücklich miteinander.

Mit der Zeit aber kam die Frau ins Grübeln, und wenn der Bauer abends heimkam, weinte sie oft und mußte ihm von ihrer Furcht erzählen. Dann waren ihre Schwestern bei ihr gewesen, hatten sie gescholten und ausgefragt, ob sie denn nun seliger sei als früher, oder warum sie bei ihrem Liebsten bleibe. Sie sangen viel und erzählten vom Wald und vom Sommer über den Kornfeldern, schauten neugierig zu, wie das Weib über dem Herd arbeitete und schaffte, und huschten davon, wenn Menschen in die Nähe kamen.

Als ein Jahr vergangen war, brachte die Frau ein totes Kindlein zur Welt. Es gab viel Plagen und Grübeln; alle Schwestern sagten, es sei ein Zeichen gewesen, daß sie niemals den Menschen gleich oder ihrer Art werden könne.

Am Ende hielt's der Bauer nicht mehr aus. Er packte eines Tages den Mantelsack für sie beide, spannte an und fuhr über Land, für sein Weib eine Seele zu suchen.

Nach vielen Tagen trafen sie den reisenden Herrn Welig, der die Fülle und Lustigkeit ist und von Stadt zu Stadt seine reichen Freuden fährt. Aber als er nach einer Seele für sein Weib fragte, konnte Hans Buur keine Antwort bekommen. Alle

Kisten und Karren waren voll auserlesener Früchte, voller Geigen, Flöten und süßer Weine; eine Weisheit, Seelen zu finden, hatte Herr Welig jedoch nicht geladen.

Wieder fuhr Hans Buur viele Tage über Land. Sein Zehrbeutel wurde schmäler und sein Weib bekümmerter. Das Land war steinig und rauh geworden, hohe Hügel umgitterten es, und eines Abends trafen sie auf eine riesige Schmiede, die gehörte Hans Donnerstag. Der Boden grollte von Mittag zum Abend, viele Wetter hingen zwischen den Felsen und verdeckten die Sonne. Auf den Hängen klommen wilde Ziegen, gewappnete Pferde rasselten den Weg entlang. Denn Hans Donnerstag kämpfte seit Ewigkeit gegen den Riesen Immer und sein Volk. Aber als Hans Buur ihn nach einer Seele für sein Weib fragte, warf er den Kopf, davon wußte er nichts. „Hilf mir schmieden, Hans Buur", sagte er, und schlug Beilköpfe aus den Flammen seiner Esse.

Wieder verging viel Zeit mit Warten und Fragen. Der Bauer mußte sein Handpferd verkaufen. Denn so weit er sich umhörte, er fand niemand mehr, der ihm Rat geben könnte. Eines Sommermittags aber sah Hans Buur den guten Bauer Froh über die reifenden Felder wandern. Der wartete, als er ihn anrief, verscheuchte alle Hagemänner und Unterirdische, die hinter ihm drein tanzten, und hörte freundlich zu, als Hans Buur ihm sein Herz ausschüttete. Er dachte auch lange nach, und während er verweilte, wurde das Korn um ihn herum zu goldenen Garben; viele späte Blüten sprangen, die Vögel jubelten in die blaue Sonne hinauf, ein starker Duft ging von aller Reife aus. Aber wo man eine Seele fände, wußte Froh nicht zu sagen. „Sieh meine Felder", sagte er zu Hans Buur, „laß ab von deinem Suchen und folge mir nach."

Aber der Bauer verkaufte den Wagen und das zweite Pferd, schnitt zwei Stecken für sich und sein Weib und wanderte weiter. Sie hätten schier verzweifeln mögen, aber ihre Liebe zueinander war so groß, daß sie von ihrem Weg nicht mehr lassen konnten.

Da kamen sie eines Abends spät, als sie durch einen weiten dunklen Wald wanderten, vor den Fruhollenberg. Es dämmerte schon, sie wußten nicht, wo sie waren, noch wo sie sich niederlegten. Als es aber Mitternacht wurde, öffneten sich zwei

Türen grade über ihnen. Ein prächtiges Gefolge kam herausgeritten, mit klingendem Spiel Frau Holle mit ihren hundert Jungfern. Alle Bäume hatten Münder und sangen ihr zu Ehren, die Sterne klangen an silbernen Ketten aneinander, und der Waldboden war, so weit man sehen konnte, mit leuchtenden Blutstropfen wie mit Blumen übersät. Das war das Opfer vieler Tausender, die um ihrer Liebe willen gelitten hatten.

Als Frau Holle die beiden Menschen am Wege sah, ließ sie den Zug halten und fragte sie. Sie hörte Hans Buur an, so schön und freundlich im Antlitz, wie es herrlicher keins auf der Welt geben kann. Und als der Bauer geendigt hatte und ängstlich auf eine Antwort wartete, lachte sie die beiden an, bis sie den Blick senken mußten. Ja, sie legte lachend die Hände von Mann und Weib ineinander: „Aller Seelen Samenkorn ist die Liebe", sagte sie zu Hans Buur. „Hast du dein Weib über alle Maßen gern, hast du längst von deiner Seele gepflanzt. Hüt sie nur, daß ihre Seele wächst, so süß, wie das Kind unter ihrem Herzen."

Und sie gab den beiden, die demütig vor ihr standen, einen silbernen Stab. Der trug sie wie ein Kappe über alle Berge heim bis vor ihr Haus. Als sie aber abstiegen, sprang er mit einem lustigen Klingen davon, und es war, als hätten sie in der Ferne noch einmal das Lachen der Frau Holle und ihres Gefolges gehört.

Die Wichtelfinken

Wer das ist, der jeden Abend über den Sandberg schreit? Das ist der Wichtelfink, ein Wesen halb Kind, halb Vogel, und wen der sucht, das will ich euch erzählen.

Wenn man bei Vierbergen vorbei die Landstraße am Maanhagen hinabgeht, liegt dicht neben dem Weg ein halb verschütteter Brunnen. Den hatte sich ein Volk Unterirdischer ausgesucht, die sich Wichtelgäste nennen, hatte da unten Höhle an Höhle gewühlt, und kein Mensch weiß, wie weit ihre Wohnungen in der Erde entlang laufen.

Nun ist es einmal so gewesen, daß ein Finkenpaar, das gerade über dem Brunnen sein Nest baute, eine vorwitzige Tochter hatte. Die hat trotz aller Warnung immer die Nase zum Haus hinausgesteckt und ist eines Tages kopfüber auf den harten Brunnengrund geplumpst, pardauz, mitten in einen Wichtelzug hinein.

War nämlich gerade eine große Hochzeit da unten, und das ist ihr Glück gewesen. Ein alter Wichtelohm hat das Finkending aufgehoben, hat es geheilt und aufgezogen. Es ist ein hübsches Fräulein daraus geworden, das sich in der neuen Gesellschaft ganz wohlig einlebte und schließlich kaum noch etwas von Maanhagen gewußt hat. Ja, es hat sogar den Wichtelohm, weil's ihm doch die Wirtschaft führte, in seinen alten Tagen zum Mann genommen. Und was noch ärger ist und niemand erwartet hat: sechs Eier sind gekommen und ausgekrochen. Zwei kleine schwarze Wichte waren dabei, zwei Finken und zwei, die will ich Wichtelfinken nennen. Das waren Wesen, die ein Gesicht wie Unterirdische, aber Flügel wie richtige Waldvögel hatten. Sie wurden auch im Wichtelvolk sehr darum angestaunt, ein wenig geneckt, aber gut gehalten.

Als jedoch der alte Wichtelohm das Zeitliche gesegnet, hatte es die Witwe schwer mit den kunterbunten Kindern. Die Wichte hielten zusammen, die Finken auch, besonders aber die beiden Wichtelfinken, ein großer flügger Bengel und ein graues kleines Mädchen, die sich untereinander herzlich gern hatten.

Wie gesagt, das Leben wurde der armen Witib recht schwer gemacht, und sie erinnerte sich jetzt zuweilen sehnsüchtig des großen, freien Maanhagens. Ja, sie bekam oft Heimweh danach und erzählte ihren Kindern viel davon, so viel, daß sie sich alle noch einmal wieder einig wurden und beschlossen, in der nächsten Nacht heimlich die Welt da oben anzuschauen.

Gesagt, getan. Mutter und Kinder ließen sich von einigen Spinnenalten ein starkes Netz machen, legten die zwei kleinen Wichte hinein, weil sie nicht fliegen konnten, nahmen die Enden der Stricke in die Schnäbel und begannen gegen Mitternacht zu fünft flatternd und schwebend die Last durch den Brunnen hochzuziehen. Es ging schwer und immer schwerer. Sie waren ja nur das Laufen gewohnt in den dunklen Gängen. Als sie fast am Brunnenrand waren und im Wichtelreich schon alle

Nachtwächter mit Laternen nach dem Lärm suchten, verloren sie die Kraft. Rutsch, lagen die beiden Wichte wieder unten, wurden windelweich geprügelt und blieben, wo sie waren.

Die andern fünf hatten sich zu Tode erschöpft und mit entsetzlich schlechtem Gewissen grade noch oben auf den Brunnenrand gerettet. Sie froren erbärmlich und hatten eine furchtbare Angst vor dem Morgen, den sie nicht kannten.

Richtig, kaum wurde es heller, da fing schon der ganze Wald an zu singen und zu zwitschern. Die kleinen Reifnebel, die alles so schön sanft und grau machten, wurden durchsichtig und ließen große braune Bäume näher und näher wachsen. Die hatten erst verwünscht grobe Gesichter, aber je heller es ward, desto lustiger zogen sie sich. Fingen auch endlich richtig zu lachen an über das Sonnenlicht, das unter die Bäume kroch, über die schmetternden Lieder, die alle durcheinandergingen, und auch über die Wichtelfinken, die sich ein ums andere Mal die Augen scheuerten und nichts begriffen und dicht und dichter an ihre Mutter rückten.

Bald hatten auch die Vögel die Ausreißer erblickt, es ward ein gewaltiger Aufruhr. Einer sagte es dem andern, und schließlich wurde es ein solch heilloser Lärm, daß vor lauter Beraten niemand sein eigenes Wort mehr verstand. Die Wichtelfinken mußten wohl spüren, daß sie nicht gern gesehen wurden, auf ihre Mutter hagelten die Fragen nach ihrem Woher und Wohin nur so herab, und schließlich kamen Abgesandte des Finkenobersten und führten das ganze Unglück unter viel Rennen von Gaffern und Stutzern vor den Allergestrengsten.

Dem klagten alle Finkenmeister gleich über das bedrohte Brot, falls er solch neues Bettelvolk im Maanhagen erlaubte, und alle Meisterinnen schwenkten die Flügel vor Empörung über die Finkenfrau und ihre Wichtelfinken. Dergleichen war ja auch noch nicht dagewesen. Nur die Sonne dachte anders und ließ lauter gelbe Kringel über die Nester purzeln, blinzelte auch dem Obersten in die Nüstern, daß er lachen und niesen mußte und schließlich versöhnend meinte, daß alle echten Finken ein Recht an Maanhagen hätten. Aber wegen der beiden sonderbaren Wichtelfinken wolle er sich's bis morgen durch den Kopf gehen lassen. Er mußte den Meistern ja zugeben, daß es vielleicht gefährliche Mitbuhler werden könnten, und den Meisterinnen, daß die Fehlbrut ein ungeziemlicher Anblick sei.

So stand es denn nicht gerade gut für die beiden Drullefinken, Schwester und Bruder. Sie wurden in strenge Haft geführt, und ein Spatz, der sich die Sache von weitem angesehen hatte, meinte, es würde die beiden wohl Kopf und Kragen kosten.

Nun war aber eine Dichterin unter den Finken, die fast jeden Morgen ein neues Lied wußte, das sie sich über Nacht zusammenträumte. Die hatte viel Ansehen, denn bei den Finken steht das Singen noch hoch im Preis. Der tat der junge Wichtelfink von Herzen leid. Sie suchte am Abend den gestrengen Oberst auf, setzte sich auf einen Ast nahe an sein Lager, und als es Morgen wurde, dicht vor Erwachen, sang sie ein ganz neues Lied, an dem sie die ganze Nacht gesonnen hatte, und das ungefähr so lautete: „Du darfst dem jungen Wichtelfink ganz gewiß kein Leid antun!" Die Listige wußte sehr wohl, daß Lieder, die dicht vor Erwachen jemandem ins Ohr gesungen werden, den ganzen Tag am tiefsten haften bleiben.

Als darum der feierliche Finkentag anbrach und der Oberst die Augen aufmachte, meinte er, er habe sich selbst den Spruch eingegeben. Und er entschied in feierlichem Rat, daß der Wichtelfink am Leben und im Hagen bleiben dürfe, falls er sich geziemlich verhalte. Das Fräulein aber solle, obschon nicht in Unfreiheit, so doch weit aus dem Maanhagen verbannt werden und dürfte ihn nie wieder betreten. Sogleich mußten sich auch die Büttel ans Werk machen, banden der Jungfer ein Tuch vor die Augen und schwenkten sie zehnmal um sich selbst, daß sie nicht mehr wußte, wo Kopf und Schwanz war. Und dann mußte der arme Wichtelfink zuschauen, wie sie seine Schwester in die Mitte nahmen und hoch mit ihr über die vier Berge in die Ferne flogen.

Der junge Bursch ist darüber so traurig geworden, daß er kein Auge mehr für die Welt hatte und zu hungern und dursten begann. Die kluge Dichterin sah er nicht, Ruhm und Ehre waren ihm nichtig in seiner Verlassenheit. Als sie mitunter wie unabsichtlich neben ihm her hüpfte, biß er sogar nach ihr, so abscheulich wenig wußte er, was sie für ihn getan hatte.

Jeden Abend aber, wenn im Maanhagen alles zur Ruhe gegangen ist, fliegt der Wichtelfink rasch noch einmal auf die vier Berge, schaut sehnsüchtig nach allen Seiten und singt sein Lied, halb wie ein Fink, halb wie ein Wichtelkind. Das ist es, was

wir abends hören. Und ich glaube fest, wenn er nicht verzagt, wird er seine Schwester wiederfinden. Denn viel weiter als bis zum großen Moor werden die Finken damals nicht mit ihr geflogen sein. Es war ein zu heißer Tag dazu. Mich dünkte auch neulich, ich hätte von drüben einen Ruf gehört, der beinahe wie der des Wichtelfinken klang. Wenn ihr ihn auch einmal hören solltet, kommt zu mir, wir sagen dem Bruder Bescheid.

Jäger, Fuchs und Uhu wetten wegen des Hasen

Beim Kuhlenkröger – ja so, ihr wißt nicht, wer der Kuhlenkröger ist! Bei Vierbergen liegt nämlich eine alte, ausgegrabene Kieskuhle, unten voll Wasser, die Wände voll rissigem Sand und mancherlei wildem Gestrüpp. An ihrem Ausgang ruht ein riesengroßer Stein, halb im Wasser, halb im Lehm vergraben. Wenn man da dreimal geheimnisvoll draufklopft – wie, will ich euch nicht sagen –, öffnet er sich wie eine Tür, und man kommt zum Kuhlenkröger.

Also bei diesem Kuhlenkröger, bei dem sich oft allerhand verlaufenes Volk findet, saßen einmal der Jäger, der Fuchs und der Uhu zusammen und redeten übers Weidwerk. Und sie lobten zu dritt die Jagd, jeder in seiner Art; der Fuchs die List, der Uhu den nächtlichen Flug und der Jäger sein Rohr. Weil der Kuhlenkerl aber allerhand steife Getränke hatte, sprachen sie auch über den lieben Gott und die Welt im allgemeinen, prahlten mit ihren Heiligen und Schutzpatronen und vermaßen sich jeder, auch ein echt gottgefälliges Leben führen zu können, falls es einmal nottäte.

Der Kuhlenkröger, der bei ihnen saß und von ihren hohen Reden nicht viel verstand, widersprach mitunter, um seine Bedeutung nicht zu verlieren. Und er widersprach just beim Vermessen eines gottgefälligen Lebens.

„Das ist ja wohl nicht möglich", knurrte er die drei an. Er hatte sich nichts dabei gedacht, er sagte es nur so. Ihr hättet aber einmal den Aufruhr sehen sollen! So etwas hätte ihnen noch niemand geboten, schrien alle drei durcheinander, und das

würden sie sich auch nicht gefallen lassen. Es sei nur gut, daß es noch mehr Kuhlen in der Gegend gäbe, brüllte der Jäger und schlug auf den Tisch.

Der Kröger mußte rasch klein beigeben, er hätt's mit seinen besten Gästen verdorben. Um aber den Respekt zu wahren, setzte er eine wirkliche Flasche Kirschwasser auf den Tisch. Die sollten die Herren haben, wenn sie sich mit einem jagdbaren Tier bis zum Schüberg auf den Weg machen könnten, ohne ihm etwas anzutun.

Na, die Herren machten ja Augen bei dem Versprechen. Sie vermaßen sich auch sogleich aufzubrechen, und als just der Hase beim Kuhlenkerl kam, um die Post zu bringen, redeten sie freundlich auf ihn ein und erzählten ihm gleich, was sie vorhätten.

Der kleine Hase war erst sehr mißtrauisch, das ist ja begreiflich. Aber der Kröger verschwur sich, er wolle Mütze und Jacke der Herren zu Pfand behalten, daß sie ihm nichts täten – sie hatten ja auch noch nicht bezahlt. Und als ihm alle zuredeten und insbesondere der Kuhlenkröger sagte, wahrscheinlich begänne die Welt von nun an überall besser zu werden und in sich zu gehen, nahm er schließlich an.

So machten sich die vier Gesellen also brüderlich und ohne Jacken auf den Weg. Es war ein wunderschöner Tag, recht voll tiefen Friedens, so daß aller Herz voll war von den vielen guten Vorsätzen. Man war guter Dinge, begann schalkhaft den Hasen an gefährliche Stunden zu erinnern. Der antwortete, und wie's oft ist, wenn hohe Herren mit einem vom Volk zusammenkommen, sie waren gerührt über seine einfältige Weisheit und seinen klaren Verstand. Hätten sie ihn früher gekannt, versicherten sie ein über das andere Mal, sie hätten seinesgleichen niemals etwas angetan.

Als sie aber ein Stück gegangen waren, kam dem Fuchs der Gedanke, ob man dem Kuhlenkröger wohl trauen könne. Er hatte seinen Mantelsack ja zurücklassen müssen und hatte einen guten Zehrpfennig darin, um den er sich Sorgen machte. Und wie es oft ist, die andern mitfühlten sein Mißtrauen und bekamen gleiche Bedenken. Alle drei hatten schließlich ihre Heimlichkeiten in der Joppe, die nicht für den Kuhlenkröger taugten. Weil aber jeder sich vor den andern ein wenig schämte, hatte auch jeder seine Ausflucht. Der eine behauptete, er habe sein

Weib rufen hören, der andere wollte sich eine Wurzel ziehen, und der dritte mußte schnupfen. Jeder aber versicherte dem Hasen, er werde gleich wieder da sein, und rannte spornstreichs auf Seitenwegen zum Kuhlenkröger zurück, um seinen Rock zu erleichtern.

Wie nun der kleine Hase voll neuen Vertrauens zu dieser schönen Welt am Rand äste, kam ein hungriger Fuhrmann des Wegs daher, der mußte mit einem schwarzem Klepper Sand fahren und wußte nichts von der Wette noch von der neuen schönen Welt. Er sah aber den Hasen, der voll guter Laune ein Männchen vor ihm machte.

Ih, dachte der Fuhrmann, was Mutter wohl zu solchem Braten sagt? Er stieg wie unversehens ab, packte plötzlich die beiden Hasenlöffel und band den zappelnden Fang eiligst unter den Leibriemen. Denn im gleichen Augenblick kamen atemlos auf den verschiedensten Wegen ein Jäger, ein Fuchs und ein Uhu angelaufen. Dem Fuhrmann wurde heiß und kalt wegen des Jagdfrevels. Er wollte rasch weiter, wurde aber angehalten, ob er keinen Hasen gesehen hätte. „Teufel auch, nein!" sagte er so freundlich wie möglich, um bald loszukommen. Da begannen die drei sich untereinander scheel anzuschauen, Mantelsack und Schnauzwerk zu prüfen, und, da jeder ein gutes Gewissen hatte, des andern Leumund und ehrliches Wort vorsichtig anzuzweifeln. Und sie fragten den Fuhrmann noch einmal genau, ob er gewiß nicht einen Jäger oder einen Fuchs oder einen Uhu bei der Jagd gesehen habe.

Dem kratzte indessen der Hase das Brustfell fast zuschanden, aber er schüttelte so recht dreist sein schiefes Gesicht, behauptete, er sei ein einfacher Fuhrmann, und das ginge ihn den Donner was an. Dann wollte er schleunigst weiter, die drei schwangen sich aber murrend auf seinen Wagen und verlangten, er solle sie wenigstens zur Sandkuhle fahren. Und obschon die Sache ihm unheimlich war und er sich vor Schmerzen wand und krümmte, mußte der Fuhrmann mit seinem schlechten Gewissen dem folgen. Hörte auch den ganzen Weg, daß die drei Herren sich über den Hasen zankten, der ihm unter der Joppe juckte, und daß sie sich gegenseitig anbliesen und einer des andern Treue in Staub und Schmutz zog.

Dicht vor der Kiesgrube aber konnte der Fuhrmann das Kratzen und Zerren auf seinem Magen nicht mehr ertragen,

ihm war alles gleich, was kam, so fürchterlich war ihm zumut. Er hieb sich drum rasch ein paarmal mit der Faust auf den Bauch, zwinkerte die drei heran und wies geheimnisvoll auf den alten Gaul, den er treiben mußte: „Dann will ich's euch man erzählen. Der Schwarze hat den Hasen gefressen, er wollt' wieder laufen lernen."

Der Fuhrmann meinte ja nicht anders, als daß die drei Herren nun über den Gaul herfallen würden. Aber es kam anders. Kaum hatten sie's vernommen, verzogen sich ihre Gesichter auch schon zu rechter Ausgelassenheit. Sie kümmerten sich nicht mehr um den Hasen, nicht um den Fuhrmann, der sich auf den Bauch schlug, noch um das Pferd, das den Hasen gefressen hatte. Sie sprangen mit einem Satz aus dem Wagen, der Jäger allen voran: „Wenn das keiner von uns gewesen ist", schrie er, „dann muß der Kuhlenkerl doch die Flasche bezahlen!" Der Fuchs rannte mit hoher Rute hinterdrein, und der Uhu, der bei dem klaren Wetter den Weg schlecht sichtete, fuhr quer durch alle Büsche auf den dicken Stein zu. „Gewiß", schrie er, „der Kuhlenkerl muß bezahlen!"

Dann waren die drei im Sand verschwunden. Der Fuhrmann aber jagte davon, was der alte Gaul ausgreifen konnte. So viel Angst hatte er noch nie um einen Hasen gehabt, den wollt' er sich schmecken lassen.

Knorrjohanns Lisbeth und die Maschinenkerle

Von einem Bahnhof weiß ich noch eine Geschichte, die ist etwas gruselig, aber ihr werdet's wohl ertragen.

Steht da irgendwo eine alte Bude zwischen den Schienen, die hat einen schlechten Ruf. Da bringt das böse Weib von Ole Knorrjohann jeden Abend ein paar Eimer Bier hinauf und verkauft es an Streckenarbeiter, die da herum hausen und mit der Frau oft bis Mitternacht zechen.

Ole Knorrjohann sitzt währenddessen in der Ecke, saugt auf einer Pfeife und trinkt einen Krug nach dem andern in sich hinein.

Knorrjohann ist alt, seine Frau ist noch genau so jung wie vor dreißig Jahren. Seine Augen verfolgen giftig alles, was geschieht, und wenn es dem Weib gelingt, einem der jungen Kerle den Zaum überzuwerfen, lacht er schnarrend. Denn wem's die Hexe antut, den reitet sie über Wiesen und Hecken, bis er sich morgens an einem Graben halbtot wiederfindet. Aber Knorrjohann wartet, daß sie sich eines Nachts den Hals dabei bricht.

Nun war es eine Zeitlang so, daß das Bier, das stehen blieb, und das Knorrjohann in der Frühe zufiel, jeweils bei Tagwerden ausgesoffen war. Man riet hin und her, es blieb aber keinerlei Verdacht. Endlich hat Ole Knorrjohann nach drei verlauerten Nächten die Diebskerle entdeckt. Sie kamen gleich nach den letzten Gästen angefahren. Sobald das Weib den Schlüssel abgezogen hatte und sich auf den Heimweg machte, schlichen vier Spöker sich näher, hoben die Hütte hoch, steckten die Mäuler in die Eimer und waren im Nu fertig damit.

Knorrjohann ging also nach der dritten Nacht zum Bahnhofsvorsteher und zeigte ihm an, was er gesehen hatte. Und er nannte die Kesseljule, den alten Lump, Jan Smook aus dem Lokomotivschuppen, ferner den Kohlenjup, das ist ein Kerl, der meist im Tender haust und die Heizer beim Kohlen nasführt. Endlich meinte er den Lichtpiper gesehen zu haben, das ist der Kerl, der die Signale anbläst, wenn sie im Bahnhof die Schalter umwerfen. Diese vier Spöker söffen ehrlichen Leuten das Bier aus, meldete Knorrjohann; mehr konnte er ja nicht sagen, weil es eine verbotene Schankstube war.

Der Bahnhofsvorsteher verstand nicht und fragte, seit wann Ole Knorrjohann denn mit Geistern umgehe. Das täte er nicht, aber er hätt's an sich, sie zu sehen. Das könnten nicht viele.

Der Bahnhofsvorsteher schob die Mütze in den Nacken, sagte nichts und ging weiter.

Als Knorrjohann sah, daß er auf rechtem Weg nichts erreichen konnte, machte er der Frau den Vorschlag, zusammen eine Nacht auf die Diebe zu lauern. Schließlich, dachte er, würde es ja nichts schaden, wenn sie einmal an ihresgleichen geriet.

In einer bösen Regennacht machten sie sich es also zwischen den Schienen bequem, und die Frau war nicht wenig erstaunt,

als gleich nach zwölf Uhr sich die Bude wirklich hob wie ein alter Hut und vier Unholde über die Eimer herfielen.

Knorrjohann strich mit zitternden Händen Licht an, aber der Wind blies es aus. Da riß das Weib beherzt einen Streifen aus dem Unterrock und ließ ihn wie eine blaue Lampe mitten unter die Diebe flackern. Die stierten sie an wie eine arme Seele. Dann polterten sie auf, hieben um sich und schlugen zunächst einmal Knorrjohann ein leeres Faß bis zum Boden über Kopf und Schultern.

Knorrjohann hielt ganz still, um die Bösen nicht mehr zu erzürnen, und wartete, was weiter mit seinem Weib geschehen würde. Es ward auch ein gewaltiger Lärm um die kleine Bude, und es polterte und krachte wie von viel Fechten und Händeln. Aber als er einmal aus dem Zapfloch schaute, war es schon eine höllische Tanzerei geworden. Der Schnaps war aufgeschlagen, die Kerle drehten sich wie Räder, das Weib kreischte zwar und wehrte sich mit einem Haselstecken, aber überall, wo sie hinhieb, schlug nur eine rote Flamme hoch. Die vier Spöker aber brüllten vor Lachen, tanzten mit ihr und setzten ihr zappelnde rote Mäuse ins Haar und in die Pantoffeln.

Knorrjohann überlegte indessen, daß es für seine arme Seele besser sei, sich aus dem Staub zu machen. Er rollte sich mit dem Faß überm Kopf in ein Gestrüpp, zog sich heraus und wollte just davonschleichen, als er sehen mußte, wie die wilden Kerle die Bude zuunterst kehrten und darin, wie in einem Schiff zusammengehockt, wahrhaftig in die Regennacht aufstiegen. Inmitten aber flackerte eine blaue Lampe, und Knorrjohann mußte zuschauen, wie sein Weib ihr Haar zum Segel spannte und mit Kreischen und Juchhei die ganze Gesellschaft hoch in die Luft über Dorf und Markt führte.

Nur die Nesseljule hatten sie zurückgelassen. Ob die Hexe sie in ihrer Eifersucht getreten hatte, oder ob sie selbst andern Sinnes geworden war, konnte Knorrjohann nicht erfahren. Er hütete sich auch, zu fragen, sie hinkte wehleidig vor ihm her und ließ einen gräßlichen Dampfstrich quer übers Moor!

Knorrjohann ist in den Lokomotivschuppen gegangen und hat da den Rest der Nacht verschlafen. Kurz vor Hahnenschrei kam der Kohlenjup und nach einiger Zeit auch Jan Smook. Der Mann horchte, was sie sich erzählen würden, war auch

begierig, ob sie seinem Weib das Kreuz eingedrückt hätten. Aber sie sagten nichts dergleichen, krochen selbst recht kleinlaut in ihre Maschine. Und als bald der Heizer kam, konnte er sie durchaus nicht in Gang bringen, und sie mußten eine andre holen und füllen.

Knorrjohann ging am folgenden Tag dreimal beim Bahnhofsvorsteher vorbei und blickte ihm frech in die Augen, ob er wohl auf die Geschichte mit der Maschine zu sprechen käme. Aber der hatte etwas anderes im Sinn und sah bei ihm vorbei. Da schlich er mit schlechtem Gewissen weiter. Erst am Nachmittag faßte er Mut und wagte sich zu seinem Weib zurück.

Busemann und die drei Kullertjes

Der Puk, der in der braunen Dachluke beim Zugführer Jürgens wohnt, heißt Busemann, wie viele seiner Art. Woher der Name kommt, und wer ihn zuerst so genannt hat, weiß man nicht. Er hat sich jedenfalls dreingefunden, ist ein gutmütiger Kerl, der niemand etwas zuleide tut und mit allen auskommt.

Das bewährte sich besonders, als er eines Tages Jan Jürgens an die Bahn brachte und drüben auf den Kullerpucker stieß, einen neuartigen Gesellen, der mit seinem Weib unter den Eisenbahnwagen haust und ewig und eintönig das Lied wiederholen muß, ohne das kein Wagen ausfahren kann: Kullerdipuk, Kullerdipuk, Kullerdipuk. Wie gesagt, Busemann, der sonst ein kleiner, in sich gekehrter Dachalter ist, lernte einen solchen Kullerpucker kennen. Es kam sogar zu einer Art Freundschaft mit ihm. Und als der Kullerpucker, ein offenherziger junger Kerl, sich eines Nachts zum Gegenbesuch einstellte, war's ihm recht. Er bewirtete ihn mit einem Löffel Milch, drei fetten Kartoffeln und allerhand Schleckereien aus seiner verborgenen Vorratskammer; zum Schluß gab's sogar echtes Sauerbier. Kurz, die beiden kamen sich in guter Stimmung so richtig in die Arme.

Natürlich wurde dabei viel geschwatzt von Amt und Beruf, auch von Jan Jürgens und seinem Weib. Der Kuller schimpfte

auf den neuen Fahrplan, der so früh anfing, daß seine Frau kaum die Wohnung versorgen konnte, und Busemann, der sich auch weisen wollte, führte den Freund im Haus umher und zeigte ihm am Ende einen Spalt im Heuboden, unter dem eine mondhelle Kammer lag. Wenn man da hineinblinzelte, konnte man ein richtiges Menschenwesen in der Wiege sehen, just etwas größer als Busemann. Reden tat's noch nicht, aber jedesmal, wenn der Puk oben durch die Spalte blinzelte und mit den Fingern knipste, kniff es da unten die Augen zu, zog zwei richtige Grübchen in die Backen und beulte mit den Fäusten auf seiner Decke herum.

Na ja, dem Kullerpucker gefiel's ganz gut. Aber dieser Schlag hat Weib und Kind, es war ihm nichts Neues. Und als Busemann, der nur sich selbst kennt, große Augen erwartete, flitzte der Kullerkerl plötzlich davon.

Was tat er? Kam bald darauf mit drei winzig kleinen brüllenden Kullertjes wieder, in jedem Arm einen und einen auf dem Genick, um sie seinem neuen Freund vor Augen zu führen.

Nun muß man ja Busemanns Kammern kennen. Kein Staubkorn, kein Tüttelchen Unordnung, blitzblanke Luft, überhaupt ein verrückter Sonderling, aber sauber. Und dann die Ruhe! Er selbst auf Filz, überall Stroh, selbst an den Wänden. Kein lautes Wort zu hören, kein Weibsgezänk, ein echtes, etwas wunderliches Altmännerheim. Nein, Busemann kannte keine Unruhe und war in seinem Leben noch nicht so verstört gewesen wie in diesem Augenblick.

Aber das wußten die Gäste ja nicht. Der alte Kuller schnitt Grimassen und schlug einen Purzelbaum nach dem andern, um die Kleinen zum Lachen zu bringen. Und die antworteten mit höchster Fistel und bliesen vor Mißvergnügen, was das Zeug halten wollte, immer das gleiche: Kullerdipuk, Kullerdipuk, Kullerdipuk. Ein Glück, daß Jan Jürgens schon zum Frühzug polterte und sein Weib am Herd brutzelte. Busemann horchte, halb außer sich, er hätte sich zu Tode geschämt, hätten sie etwas von dem Lärm vernommen.

Der Kullerpucker hüpfte indessen noch immer in seinem kleinen grauen Rock, der halb Teer, halb Wagenschmiere war, um die drei Kullertjes herum. Zwischendurch erzählte er atemlos, wo sein Weib sie geworfen hätte. Just zwischen Altrahlstedt und

Ahrensburg, aber näher nach Ahrensburg zu, erste Hauptachse, natürlich zweiter Klasse.

Mein Gott, was war das für ein Leben, Busemann! Den ganzen Zug entlang, jedermann schluckte einmal auf bei der Nachricht, eh es weiterging. Und mit dem Frühzug kamen alle Gevattern – übrigens Frühzug – wieviel ist die Uhr? – es könnt Zeit werden. Was, Jan Jürgens ist schon fort? Verwünscht, hast du keine Klock, Busemann? Laß mich mal rausgucken. Nee, ich seh wohl doppelt – och, der Zug – Augenblick, bin gleich wieder da – rullerdipuk, rullerdipuk, rullerdipuk.

Und Busemann war allein mit den drei kleinen Rullertjes.

Ich halt mich nicht gern bei Streiterei auf, es war ja auch alles nicht so schlimm, der Zug war in einer Stunde zurück, und der Kuller ist gleich wiedergekommen und hat die drei Mordsspektakel abgeholt. Busemann hätte darum die Freundschaft nicht kündigen brauchen. Aber eine verwünschte Geschichte blieb's natürlich.

Im ersten Augenblick, als er allein blieb, war Busemann so verstört, daß er sich einfach auf den Fußboden setzte, die rote Mütze in die Hand nahm und nichts anderes meinte, als daß die Welt über Stag ging. Er hatte es schwer auf der Brust von dem Sauerbier oder von den Windeln und hatte beide Ohren voll Blasinstrumenten. Sein nächster Gedanke war, die drei Rullertjes zur Luke auszukippen. Aber er hatte ein zu elendes Herzklopfen, und die Rullertjes schrien's ihm weich. Sie schrien ihm überhaupt die ganze Kammer voll wie ein Orchester und krabbelten mit Arm und Bein in der Luft herum, daß es Busemann ganz weiß vor den Augen wurde. Eins kriegte auch seinen Schnauzbart in die Finger, und als das dumme Ding anfing, daran zu saugen, geriet das zweite ans andere Ende. Und den dritten ließ Busemann schon von selbst an der Mütze schlecken, nur um einen Augenblick zum Nachdenken zu haben.

Die Rullertjes wurden aber bald gewahr, daß Busemann keine Milch gab, und schrien nur um so ärger los, bis der Puk mit der einen Hand im Mund jämmerlich wie eine alte Henne gluckte, um sie zu erfreuen, und mit der andern nach seiner roten Grütze langte. Die ging den drei Rullertjes denn auch lustiger ein. Sie machten sechs gläserne Butzenscheiben und sperrten drei Hälse auf. Busemann nahm den Augenblick wahr, griff

mit beiden Händen in den Brei, gluckte und kollerte und schob den Kullertjes alle Finger zugleich mit in den Mund, daß sie fast dran erstickten. Denn er hatte eine erbärmliche Furcht, daß sie wieder heulen und ihm den guten Ruf für immer kürzen möchten. So gackerte und fütterte er denn abwechselnd, eine ganze Stunde, bis zum Hals voll Wut wegen der schönen roten Grütze und wegen seiner Angst. Wer weiß auch, was am Ende geschehen wäre, wenn nicht der alte Kullerpucker wiedergekommen und ihm die Bälge abgenommen hätte.

Aber Busemann vergißt dergleichen nicht leicht, er hat sich bis heute noch nicht wieder aus dem Hause gewagt und keine Seele angesprochen. Er ist nun einmal so recht ein alter Hagestolz, und es hat keinen Zweck, etwas daran zu ändern. Am wenigsten seit der Geschichte mit den schreienden Kullertjes in seiner Kammer.

Knorrjohann und der Pudel

Von Knorrjohann, den niemand von seinem bösen Weib erlösen kann, erzählte ich euch schon. Er arbeitet immer noch an der Bahn und ist im Grunde ein friedfertiger alter Kerl. Aber er hat offene Augen, und ihm bleiben die Kolben und Qualmkerle, die neben aller Vernunft einhergehen, ein rechtes Ärgernis. Nur mit der Kesseljule hält er seit einiger Zeit eine Art Freundschaft. Sie ist ja nicht viel besser als die anderen, aber Knorrjohann hat Mitleid mit ihr, – ihr wißt, seit sein Weib sie damals geschunden und aus der fliegenden Bahnbude geworfen hat.

Einmal hat Knorrjohann aber einen vergnüglichen neuen Mut bekommen. Das war damals, als er Qualmquast aus dem Lokomotivschuppen jagte und dabei den schwarzen Pudel zwischen den Schienen traf, der hinter Kullerpuckers herstöberte. Er hat ihn eine Weile begleitet, bis sie zum Bahndamm kamen, wo niemand sie hören konnte. Und da hat er ihn, die Hand vorm Mund, gefragt, wie man wohl sein böses Weib loswerden könnte.

Na, es war ein brauner Erntetag, und der Pudel hat sich gefreut, noch eine arme Seele zu bekommen. Er sollt ihm nur ein paar Blutstropfen von ihr bringen, hat er Knorrjohann geraten.

Das hat der ja auch versucht und hat am Abend noch mitten in der Arbeit das zänkische Weib mit einem Draht geritzt, so ganz aus Versehen. Aber im gleichen Augenblick ist die Katze hinzugesprungen und hat das Blut aufgeschleckt.

Den andern Tag hat Knorrjohann den Pudel wieder getroffen, der hat ihn einen alten Pütscher gescholten und ihn ausgelacht, daß er mit einem einfältigen Weib nicht fertig wurde. Na, er sollt denn nur einen Erdklumpen bringen, auf dem sie gestanden hätte.

Knorrjohann hat's versucht, er hat sich sorgfältig die Spur der alten Hexe gemerkt, hat sie ausgeschnitten und in einer Schaufel über der Schulter zum Bahnhof tragen wollen. Aber die Schaufel ist immer schwerer und schwerer geworden, je näher er zum Schuppen kam. Und als er sich einmal umsah, hockte die Alte darauf und grinste ihn so unflätig an, daß er die Schaufel vor Schreck fallen ließ.

Der Pudel hat ihn ja wieder schön ausgelacht. Er wäre ein alter Tölpel, hat er gesagt, und hätte weder Mut noch Anstand, mit Weibern umzugehen, er verdiente nicht, daß man ihm hülfe. Aber weil Knorrjohann ihm so eindringlich seine Not vorstellte, hat er noch einmal Mitleid gehabt. Wenn Knorrjohann ihm drei von ihren Haaren ins Fell knoten würde, wollt er die Sache selbst in die Hand nehmen.

In der dritten Nacht ist es Knorrjohann geglückt, der Hexe beizukommen. Sie hatte einen bösen Tanz mit den Qualmkerlen hinter sich und war todmüde nach Hause gekommen. Da ist er mit einer Schere beigegangen, hat ihr einen Zipfel der Nachthaube und drei Haare abgeschnitten und ist Hals über Kopf zur Hütte hinausgelaufen; er konnt's ja kaum abwarten, sie dem Pudel ins Fell zu stecken. So vergnügt muß er ausgesehen haben: Wie die Kesseljule, die zum Schuppenfenster hinauslag, ihn rennen sah, ist sie gleich hinter ihm hergehumpelt und hat wissen wollen, was er vorhätte. Und als die Kolbenkerle und Qualmquast und Jan Smook die beiden rennen sahen, dachten sie, es liefe einer nach Schnaps, und sind auch hinterdrein gefahren, der Weg hat gräulich ausgesehen.

Na, der Pudel hat ja schon vergnügte Schweife geschlagen, als Knorrjohann ihm die drei Haare einkämmte. Er hat auch gleich ein großes Feuer zünden lassen, ist drum herum gelaufen und hat dabei allerhand Sprüche und Reime aufgesagt. Dazu hat sich auch bald ein Wind erhoben, und durch die Luft ist ein greulich heulendes Weib angefahren gekommen.

Kaum hat sie jedoch den Pudel zu sehen bekommen, da hat sie sich vor Lachen geschüttelt, und der Schwarze hat sie ganz verdutzt angeschaut, er hatte wohl eine andere erwartet. Sie ist ihm auch gleich auf den Rücken gesprungen, hat gekreischt vor Unbändigkeit und hat den Pudel an einem Zügel ums Feuer herum gejagt, immer rascher und rascher. Dabei ist die Erde rundherum wie eine Beule aufgetrieben, die Hunde in den Dörfern haben geheult, daß es an allen Enden und Ecken schaurig antwortete. Allerhand spukhaftes Gesindel ist einhergerutscht gekommen, das Feld ist mit verbrannten Bäumen höher und höher gewachsen, und der Pudel immer rasender, den Bauch an der Erde, ums Feuer gehetzt worden.

Es ist aber noch schlimmer gekommen. Das Weib hat gejucht und miaut und sich wie eine Katze gekrümmt. Steine mit Fratzengesichtern sind aufgewachsen, aus dem Himmel haben Schellen geklingelt und Narrengesichter niedergegrinst. Qualmquast und Kolbenkerl, die um den Schnaps mitgelaufen waren, haben im Kreis tanzen müssen, daß ihnen die Brust platzen wollte und schwarze Flocken neben ihnen herwirbelten. Es ist eine verwünschte Nacht hoch oben auf einem steilen Berg geworden, um den das Land ringsum nur noch wie ein rußiger Teller kreiste. Knorrjohann aber hat vor Furcht Galle gegeben und das Reißen in allen Gelenken gehabt. Und die Kesseljule, die nicht mittanzen konnte, hat sich hinter ihm verkrochen und hat geheult und mit den Rosten geklappert, speiübel ist ihr zumute gewesen.

Auf einmal hat es einen stinkenden Knall gegeben. Die Pudelhaut ist geplatzt, und ein fremder Herr ist aus dem Boden gefahren. Alles hat im gleichen Augenblick angehalten und ist ehrfürchtig und totenstill geworden. Nur Knorrjohann hat nicht mehr hingesehen, er hat gemeint, das Ende sei gekommen. Er weiß auch, daß ihn jemand gepackt und mit der dicken Kesseljule zusammen kopfüber den Berg hinuntergekippt hat, aber er

weiß nicht, ob sein eigen Weib oder der Fremde es ihm angetan hat.

Gegen Morgengrauen ist Knorrjohann jedenfalls zu sich gekommen. Die Kesseljule war noch bei ihm, sie konnte sich auf nichts besinnen. Sie hinkte arg, als er sie, gutmütig wie er war, nach dem Lokomotivschuppen heimbrachte; sie hat auch seit jener Zeit einen Hüftschaden behalten, und die Heizer schimpfen erbärmlich über sie. Aber sie ist in der Arbeit groß geworden und tut ihr Bestes.

Knorrjohann hat zu Hause drei Tage keinen Schnaps bekommen. Gesprochen hat er nicht weiter über die Nacht. Einmal hat das Weib gesagt, er hätt' sich nun gewiß bald totgesoffen, er hätt' das drittemal Gesichter gehabt. Aber Knorrjohann weiß, was er weiß, dem kann man nicht mit unklugen Worten ausreden, was er gesehen hat, o nein!

Die drei Rauchkerle und die Krögerin

Kurz nach Mitternacht fuhr die Krögersche auf einem Besen zum Fenster hinaus, über zwei gelbe Hügel von Mondlicht hinüber und dann, rutsch, geradeswegs in die Nacht hinein. Vom Bahnhof aber trieben sich Qualmquast, Hannes Dampf und Jan Smook näher und näher zum Krug herüber, und als der West sie einmal ein wenig auf den Rücken nahm, quälten sie sich durch das Fenster, das die Hexe offen gelassen hatte, neugierig in den großen Tanzsaal des Gasthauses hinein.

Das war nun etwas ganz Neues für die drei! Wenn man sein Leben lang mit Eisenbahnen und schmierigen Maschinen zu tun hat, ist's eine wohlige Lümmelei, einmal der Länge nach über einen glatten Fußboden zu glitschen. Und während Qualmquast über den Boden nach verschüttetem Bier schnüffelte, stieß Jan Smook, der auf der Tonbank zur Ruh gegangen war, mit den Zähnen an einen Zapfen und ließ heimlich sein unflätiges Maul vollaufen. Hannes Dampf aber, der noch der beste von den drei Rauchriesen war, hatte sich das Podium ausgesucht, saß mit den dicken Schenkeln wohlig auf sieben Stühlen

und dem Dirigentenschemel und gaffte in den Kronleuchter, der vom Mondlicht glitzerte.

Dabei kriegte er, als er sich einmal am Rücken kratzte, eine gelbe Posaune in die Hand, die die Musikanten zurückgelassen hatten. Und als er sie witternd und schnaufend ins Maul schob, gab's einen so erbärmlichen Ton, daß Jan Smook sich vor Schreck den Zapfen in die Zunge schlug, und Qualmquast mit einem Satz oben ins Gebälk wirbelte.

Hannes Dampf mußte sehr lachen über die beiden, er blies noch einmal und noch einmal, bis Qualmquast begriff, was los war, und auch dem andern der Mut wiederkam. Sie schnauften sich langsam an das strampelnde Musikinstrument heran, untersuchten Hannes Dampf von allen Seiten und zerrten ihm am Ende eine Trompete und eine Klarinette unterm Sitz hervor. Ein paarmal setzten sie noch schief an, pfiffen in den Trichter oder in die Windlöcher. Aber die Rauchkerle haben Verstand dafür, es dauerte nicht lange, und sie bliesen alle drei voll Lust um die Wette ein höllisches altes Riesenlied aus der Zeit, als noch keine Menschen und Unterirdische auf der Erde waren.

Es muß sehr schön gewesen sein; ein paar Zwerge, die just unterm Krug Hochzeit feierten, kamen durch zwei Rattenlöcher nach oben gefahren und tanzten unterm Kronleuchter. Eine alte Eule schlug sich an dem Rahmen wund, alle Fenster saßen voll von Fledermäusen; der gelbe Frühmond, der just die Nacht allen Hexen leuchten mußte, hatte kaum noch Platz, ein paar schräge Strahlen in den Tanzsaal zu schicken.

Die drei Rauchkerle aber fanden solchen Gefallen an dem Lärm und an seiner Gefolgschaft, daß es sie nicht mehr im Tanzsaal hielt, sie zogen ihre Bäuche dünn und fuhren von neuem zum Fenster hinaus, wälzten sich aufs Dach und setzten vom First aus die schönste Musik fort, die sie erfinden konnten. Es ward auch ein wildes Getümmel von allerhand Spökern rundum, die sich zum Tanz einfanden. Selbst die Tiere im Stall wurden wach, die Kühe rissen an den Ketten, die Pferde stellten sich hoch. Nur die Menschen schliefen fest und merkten nichts. Wäre nicht der alte betrunkene Knorrjohann just beim Krug vorbeigekommen, niemand hätte gewußt, wie's mit der Krögerin gekommen ist.

Ja, das wollte ich nämlich erzählen. Grade, wie alles in schönster Wallfahrt um die beiden Dachgiebel war, kam nämlich auf einmal die Hexe heim und wollte ins Fenster. Es war schon Morgengrauen, und sie hatte nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Aber wie sie das Fenster voll quiekender Tiere sieht und auf dem First die drei wilden Kerle, die fürchterlich und feierlich mit ihrem Lärm hin und her schreiten, zuckt's ihr noch einmal in den Beinen. Das Weib kann ja das Tanzen nicht lassen und muß mitten unter die drei niedergehen. Kriegt, hast du nicht gesehen, Hannes Dampf um den Hals und dreht sich mit Besen und Füßen durch die Luft, daß die Röcke fliegen, tritt einen alten Hageschratter in die Gurgel und will jedem das Walzen beibringen.

Es wurde eine wilde Raserei, dachauf, dachab. Der Besen flog längst allein in den Schornstein, die drei Rauchkerle hielten die Krögerin unterm Arm, von allen Seiten kamen die Tänzer, juchten mit ihr bis zum Heuschober quer durch die Luft und jachterten wieder den Giebel entlang, daß die Hexe rein genug kriegte und gern Atem gehabt hätte. Aber davon wußte der Wirbel auf dem Krugdach nichts. Jan Smook blies auf der Trompete, daß es schallte, Qualmquast paukte und tanzte zugleich und hatte doch noch zwei Arme, das Weib umzufassen. Und Hannes Dampf ging mit der Posaune immer auf und nieder, träumte von der Zeit, da die ganze alte Welt so lustig und ohne Angst gewesen war wie heute, und meinte nicht anders, als daß er sie mit seinem Lärm wieder lebendig machen könnte.

Mittlerweile suchte der Mond zu warnen, er wurde grauer und heller, versteckte sich mitunter und biß mit seinen blassen Strahlen der Hexe ins Kleid. Die wäre ja jetzt auch herzlich gern aus dem Trubel heimgefahren, schrie, schalt und mußte doch dazwischen wieder lachen und kreischen, solch verrückten Aufzug hatte sie ihr Leben lang noch nicht mitgemacht.

Da begann ein Brausen im Osten. Der fahle Streif, der über der Erde lag, öffnete sich wie eine Muschelschale, und unter dem Singen aller grauen Acker hob sich das erste Licht in die Welt. Im gleichen Augenblick mußten die drei Rauchkerle die Krögerin lassen und sackten wie Nebel und Qualmfladen am Dach hinab. Alle Holzböcke und Fledermäuse krochen quiekend und jaulend

mit verbrannten Rücken ins Moos. Die Hexe aber suchte nach dem Besen zu greifen, fand ihn nicht, schrie auf, griff mit beiden Armen den Rauchkerlen nach und stürzte kopfüber vom First hinunter.

Knorrjohann hat sie aufgehoben, es war jedoch nichts mehr zu helfen. Er hat auch erzählen wollen, wie's gekommen ist, die Leute haben ihn aber betrunken genannt und aus dem Haus gejagt.

Einerlei, was sie sagen, er weiß, was gewesen ist, und wenn sich die drei Rauchkerle abends über dem Bahnhof sammeln, schaut er aus, ob sie zum Ort fliegen, und droht ihnen, ob's nicht genug sei mit der Krögerin.

Der Bruder des Fischers sorgt für seine Waisen

„Fährst heut abend?"

Der Fischer schüttelte den Kopf. Er wollte einen Grund angeben, aber ihm kam kein rechtes Wort über die Lippen. Sein Weib seufzte und sah ihn sonderbar traurig an; ihr Blick flog über die Kammer, in der die Kinder schon schliefen, dann beugte sie sich tiefer zur Lampe über ihr Nähwerk.

„Das hat seine Zeit, das muß vorbeigehen", sagte der Mann halblaut vor sich hin. Er horchte auf den West, der um die Hütte jaulte, schüttelte sich und dachte an seines Bruders Kinder drüben in der Kammer, die auch zu Waisen geworden waren. Hatte er nicht genug getan, sie aufzunehmen und ihre Mutter in sein Haus zu führen? Er konnte nicht dagegen an; wenn der Herbst kam, verkroch er sich in sein Haus, nichts konnte ihn bewegen, zum Fischen auszufahren. An einem Septembertag war der Sturm gewesen, der über das halbe Dorf den großen Jammer gebracht, und der seinen Bruder vor seinen Augen über Bord gerissen hatte.

„Fährst morgen aus?"

„Die Toten sind unterwegs", dachte der Fischer und schüttelte sich.

„Die Kinder haben Hunger!" Das Weib sah an ihm vorbei, in ihren Augen lag Bitterkeit und Unheimlichkeit zugleich, so

seltsam, daß den Fischer ein Frösteln überflog. Er schüttelte noch hartnäckiger den Kopf, stand auf und ging in die Kammer.

Er schlief unruhig in jener Nacht; es war, als schrie der Westwind am Fenster und klagte in allen Fugen. Das Haus zitterte vor jeder Bö, die Kinder riefen laut im Schlaf. Um Mitternacht wurde der Fischer halbwach. Sein Weib erhob sich leise vom Lager an seiner Seite. Er wollte fragen, da kam ihn der Schauder dieser Herbsttage stärker an. Er wehrte sich; ihm war, als müsse er das Unheimliche kennenlernen, das ihn irgendwo umgab, das er nicht begriff und fürchtete.

Lautlos wartete er, bis die Frau sich angekleidet hatte. Als sie zur Tür hinaustrat, sprang er auf, warf Zeug und Mantel hastig über und horchte zur Vordiele hinaus, wo er sie schaffen hörte. Dann ging eine Tür, der Mann folgte sprunghaft nach draußen, sah die Gestalt, die gegen den Wind kämpfte und im wirren Dunkel über den Deich schritt. An der Düne verlor der Fischer den Schatten, aber er blieb dabei, ihn zu suchen, mit steigendem Ingrimm lief er durch die Nacht. Seine Unruhe kämpfte gegen das Wetter über der Erde, sie verfolgte das Weib, das nachts rätselhafte Wege ins Halbsichtbare ging.

Da sah er ein Licht wie Mondschein in einem Sandhang. Er ging darauf zu und fand sich am Eingang einer Höhle, die er nicht kannte. In der kramte zwischen Kurren und Tauwerk sein Weib herum. Er wollte sie rufen, fast erstaunt und versöhnt vor Überraschung, da sah er jemand bei ihr, der mit Nadel und Faden am hängenden Netzwerk flickte und trennte. Und als der Fremde im weißen Licht, das ohne Flamme am Boden brannte, sein Antlitz wandte, war er seinem ertrunkenen Bruder gleich.

Einen Augenblick wollte der Fischer entsetzt rufen, wollte sich zu erkennen geben, aber sein Mund war geschlossen, das Unheimliche bannte ihn. Nur seine Knie zitterten, und am Hals schlugen ihm die Adern zum Zerspringen.

„Fische genug", sagte der Fremde, und seine Stimme kam aus weiter Ferne. – „Warum fährt er nicht aus?"

„Laß ihn", mahnte das Weib, „es wird besser werden."

„Komm morgen nacht wieder."

„Und heute?"

„Nimm den Fang mit, der hinter dir liegt." Der Fischer sah einen schuppig glänzenden Hauf, der sich im weißen Licht spiegelte.

Die Frau schwieg eine Weile. „Wie lange rufst du mich noch?"

„Bis die Kinder satt sind."

„Wie lange fährst du noch aus?"

„Bis die Kinder satt sind", wiederholte der Fremde. Er raffte die Netze an der Leine entlang und warf sie auseinander.

„Geh jetzt heim", mahnte er.

„Kannst keine Ruhe finden?" klagte das Weib zum drittenmal und weinte.

„Die Kinder rufen." Der Graue hob die Garne, eins nach dem andern, über den Arm und wollte gehen. Der Horcher schlich leise hinaus und glitt rasch über den Sand zum Deich zurück. Seine Augen schmerzten von dem weißen Licht. Aber der Wind, der vom Wasser an der Böschung hinaufpolterte, klagte nicht mehr, sondern fuhr ihm kalt und scharf gegen den Kopf. Fern dämmerte der Morgen.

Da schritt der Fischer rascher. Er eilte an seinem Haus vorbei, horchte ängstlich, ob die Kinder im Schlafe schrien, und warf sein Boot los. Dann ruderte er, das Kinn gegen die Brust und die Augen starr auf dem Weg, zu seinem Fischkutter hinüber. Eh sein Bruder fuhr, wollte er's selbst wagen.

Der Soldat in der Riesenmühle

Es war einmal ein bärtiger alter Stadtsoldat, der hatte manche Kriege und Heerzüge in fernen Ländern mitgemacht, war viel in der Welt herumgekommen und hatte doch keine Ruhe finden können. Denn seit er sinnen konnte, hatte er sich immer nur das eine gewünscht: einmal des Lebens Anfang von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen. Und das war ihm, wie vielen seiner Mitmenschen, die danach suchten, niemals beschieden gewesen.

Eines Tages aber, als er im grimmigen Winter auf den Wällen der Hamburger Wache stand, ist ihm ein Glück zugestoßen. Er sah mitten im Schnee eine kleine rote Blume, die war trotz allen Winters süß und stark in die Höhe gewachsen, grade vor seinem Schilderhaus. Und als er sie täppisch abbrach und voll

Erstaunen daran riechen wollte, da taten seine Augen sich weit auf, und er erkannte allerhand Wesen, die um ihn waren. Es fiel fast wie Schuppen von seinen Augen, niemals hatte er gewußt, wieviel Geschöpfe unerkannt die Welt beleben. Winzige Moosleute sah er, die sich wie Mäuse unter seinem Schilderhaus verkrochen und nur ab und zu einmal in den Schnee nieften. Der Binsenschnitter hockte unten am Graben, kaute stumpf ein Rohr nach dem andern, und an allen Bäumen klebten Holzunholde und zitterten und jaulten einmal zwischendurch in den Frost hinein.

Da merkte der Stadtsoldat, daß er die Blume Siebensinn gefunden hatte, die die Gabe verleiht, mit allen Unterirdischen und Überirdischen zu reden und sie wie Menschen zu schauen. Und er nahm Urlaub bei seinem Hauptmann, hoffte, nun seines Lebens Wanderziel näher zu sein, und ging drei Tage von Baum zu Baum und von Moos zu Moos, um alle elbischen Wesen zu fragen, ob sie wohl etwas von der Wohnung des Lebens wüßten. Aber keines konnte ihm davon erzählen.

Da ward der Soldat wieder traurig, er hätte am liebsten die Blume von sich getan. Was half ihm all die unerkannte Welt, die er um sich sah, sie brachte nur neue Geheimnisse zu den andern. Dem langen Suchen seines Lebens war er nicht nähergekommen, er lief wie früher mit seiner vielen Sehnsucht daher und fand nichts dafür.

Es war Weihnacht um jene Tage, die Menschen schmückten ihre Kerzenbäume. Manche kamen auch aus den Häusern, hielten die strahlenden Tannen allen Büschen zum Gruß vor und trugen sie über die Wasser hin, damit die Brunnenweiber auch ihre Freude daran hätten. Eins von ihnen aber lachte dabei so tief und klingend in den Frost, daß der Soldat der Versuchung nicht widerstehen konnte, über den Rand schaute und sich zum Wasser hinunterließ.

Unten war die Brunnenfrau schon dabei, ein Fest für ihn herzurichten. Sie sagte, sie hätte ihn längst erwartet. Allen Lichterglanz hatte sie eingefangen und spielte damit wie mit goldenen Kugeln, sang dazu und lachte den Stadtsoldaten so recht herzeigen an. Aber als er sie nach dem Grund des Lebens fragte, wurde sie unwirsch und wies ihn einen Weg weiter. Der Soldat folgte und ging die ganze Nacht einen langen Pfad

unter den Häusern entlang. Endlich kam er unten im wilden Elbbruch heraus; da saß ein Nücker, das ist ein Waterkerl, zwischen ein paar blauen Eisblöcken, hatte seine Geige am Kinn und spielte in die helle Weihnachtsfrühe hinein.

Der Soldat meinte niemals etwas Lieblicheres gehört zu haben. Er räusperte sich, um den Nücker nicht zu sehr zu erschrecken, und bat ihn, als der aufmerksam wurde, ihm doch auch solch Spielen zu weisen. Er erzählte auch, warum er wie ein Kamerad mit ihm reden könnte, lobte ihn nochmals und fragte endlich, ob man der Wahrheit nicht näher sei, wenn man so wunderschön fideln könne wie der Herr Nachbar.

Der wurde aber nur sehr traurig, als der Soldat solches sagte, und legte beide Hände vors Gesicht. Die Geige blieb tot und braun zwischen dem Eis.

Als der Soldat sah, daß der ihm auch nicht helfen konnte, wurde er ganz verzweifelt und ging wieder durch die Höhle zurück, um zu seinem Posten am Stadtgraben zu gelangen. Aber er verirrte sich wohl unterwegs, er fand den Weg zu Fuß nicht wieder und mußte viele Nächte im Halbdunkel unter der Erde wandern. Wären nicht ein paar Höfe und Hütten der Elbischen am Weg gewesen, er wäre unterwegs geblieben. Wo er jedoch erzählte, warum er wanderte, war man freundlich gegen ihn und gab ihm Brot und Milch für seine Reise.

Endlich – es müssen viele Wochen vergangen sein – kam der Soldat zu einer großen unterirdischen Mühle, in der wohnte eine gewaltige Riesin und mahlte. Sie war stumm und antwortete ihm nicht, als er sie nach dem Weg fragte. Es waren aber noch viele andre in ihrer Mahlstube, alle drehten an großen Steinen, und alle schwiegen auf die Frage des Fremden und schauten nur emsig auf Stühle und Gewinde, als sei ihr einziger Gedanke, damit vorwärtszukommen. Aber was sie mahlten, war Fels aus dem hohen Berg über ihnen, und alles, was ihrer Arbeit Frucht war, schien ein wenig dünner Sand, der langsam, ganz langsam von allen Mahlsteinen zusammenrann.

Ein Stuhl stand frei, die Riesin winkte dem Soldaten. Und alle, die er zum anderen fragte, schüttelten nur ungeduldig den Kopf und wiesen nach dem freien Stuhl, der für ihn bereit schien. Aber der Soldat zögerte noch.

Als er so stand, dröhnte Lärm in die mahlende Stube. Getrappel und Hörner kamen eine halbhelle Höhle hinab. Ein Jagen und Rufen ward dazu, der Wind fauchte in den Staub und zog wie ein Ächzen durch das Gebälk. Ein großer Bärtiger trat in die Halle, suchte die Riesin und ging auf sie zu.

„Wie weit ist die Zeit?" fragte er.

Die öffnete langsam den Mund und mit ihr alle, die an den Mahlstühlen drehten. „Hundert Jahre weiter", klang es von allen Wänden. Eine Glocke schlug in der Ferne an.

In dem Augenblick faßte sich der Soldat ein Herz, trat vor den Fremden und fragte ihn.

„Ich suche den Grund des Lebens, Herr. Wißt Ihr den Weg?" – Und als der Bärtige ihn überrascht anschaute, „– ich bin ein armer Wanderer, Herr, wißt Ihr die Wohnung des Lebens?"

Es war einen Augenblick, als schwiegen alle Räder bei seinen Worten. Der Fremde grub seinen Blick in ihn, bis der Soldat die Augen senken mußte.

„Komm", sagte er dann und nahm ihn bei der Hand, „hier sind mehr, die nach des Lebens Anfang suchen." Und während der Weg unter dem Soldaten wuchs und alle Winde und Hörner und viele Gesellen um ihn aufsprangen, schrie der Fremde auf, „komm, wir wollen wieder die Welt danach rundfahren. Komm, wir wollen suchen, eh die Zeit diese Berge zu Staub und Anfang zermahlen hat."

Fuchs und Bettelmann

Ein grauhaariger Fuchs und ein alter Bettelmann, die bisher vom Rauben und Stehlen gelebt hatten, kamen eines Tages zu der Einsicht, daß es Zeit würde, der nachirdischen Prüfungen halber das Dasein anders einzurichten. Und sie beschlossen, sich fortan durch Werke der Gerechtigkeit zu bewähren und alles unbillige Prassen und Töten fahren zu lassen. Als sie diesen Entschluß gefaßt hatten, machten sie sich auch alsbald auf die Wanderung.

Nun hatten die Unterirdischen bei Vierbergen herum in den Tagen eine Höhle gegraben, um Rüken für ihren Tisch zu fangen. Der Doktor, der da oben wohnte, hatte zum Frühling Glucken gesetzt, die ihren Nachwuchs mit Umsicht und Genügsamkeit Würmer und Körner picken lehren sollten. Zwei davon waren wirklich wackere bewährte Mütter. Die dritte machte sich nicht so gut, hieß Duktukö, war ein unreifes, hoffährtiges Ding, dem die Aufzucht langweilig wurde, und das schon wieder ein lustiges Leben mit Gackeln und Kikeriki in den Ohren hatte.

Die Unterirdischen hatten ihr böses Wesen bald heraus, und einer von ihnen kleidete sich einmal in einen stolzen Hahnenrock und stelzte so von ungefähr der leichtfertigen Duktukö entgegen. Und obschon die ihre Augen nur auf die Brut zu richten hatte, wußte er so vornehm mit den Flügeln zu schlagen und mit langen Tritten um sie zu streichen, daß der jungen Frau Verstand und Vorsicht verging. Sie bemerkte gar nicht die Unheimlichkeit der nahen Höhle, sie roch nur die frisch gegrabene Erde, die nach Würmern duftete, und hörte falsches Hühnerscharren und Tucken aus der Tiefe. Sie hob zögernd ein Bein, ruckte ein paarmal die Rüken zusammen und wollte, als der Hahnenschweif auf die frische Grube lockte, wie von ungefähr hinterdrein.

In dem Augenblick kamen gerade der Fuchs und der Bettelmann des Weges. Sie waren noch in sich gekehrt von geistlichen Betrachtungen, als der Rotgraue die Nase vollnahm und die Lauscher anlegte. Und plötzlich blieben beide stehen, so lieblich schien ihnen das Bild von Hahn und Huhn und gluckfenden Rüken. Fühlten sich auch beide beschwert, ob sie wohl recht getan hätten, grade heute mit den guten Werken zu beginnen.

Wie sie nun noch nach einem Ausweg sannen, erblickten sie die Höhle, vor der der Hahnenschweif stehen blieb, und hörten ein freundliches Guckguck hereinlocken. Und sie erkannten beide, daß sich ein Verrat anspann, daß es für Ausgleich und Warnung zu sorgen galt, und daß der Himmel ihre Bußfertigkeit sogleich mit ernsten Entscheidungen segnete.

„Was tun wir um der Gerechtigkeit willen?" flüsterte der Bettelmann leise, und sein Gaumen schmolz nach gebratenem Hühnerfleisch. „Ist eine Glucke nicht des Todes wert, die bei sieben Rüken dem Hahn zuläuft?"

„Was tun wir um der guten Werke willen?" entgegnete der Fuchs sanft. „Unbillig ist's, Verführte zu strafen. Her mit dem Verführer!" Mit einem gewaltigen Satz sprang er auf den Hahn zu und erwischte ihn so fest am Kragen, daß der Schelm von Unterirdischem kaum eben noch aus den Federn und in die Höhle schlüpfen konnte.

„Siehst du", sagte der Fuchs verblüfft, als er das leere Kleid im Fang hatte, „siehst du", wiederholte er und sammelte sich vor dem Bettelmann, „daß mein Werk selbstloser war als deine Gedanken von Hühnerbraten?"

Aber der Bettelmann hatte Duktuků schon am Flügel und mühte sich, ein paar Küken dazu zu greifen. „Du handelst falsch, Bruder", schrie er, „strafe die Verführten! Gehst du ihren Gründen nach, du müßtest die halbe Welt hängen lassen."

In dem Augenblick kam ein Bauer des Weges, und als er den Fuchs mit dem Hahnenkleid und den Bettelmann über der Glucke sah, nahm er seinen Stock und drosch unversehens auf beide ein, daß ihnen Hören und Sehen verging.

Als sie mit Mühe das Weite gesucht hatten und fernerhin von einem Hof eine Henne vor vollen Körnern glucken hörten, fühlte der Bettelmann voll Bitterkeit seinen leeren Magen.

„Siehst du, daß ich recht hatte", sagte er, „hättest du geholfen, die Verführten zu strafen, hätten wir jetzt ein Huhn im Topf."

Der Fuchs wiegte den Kopf, er spürte, irgendwo hörten heute die guten Werke auf, aber er wußte nicht, wer bei ihnen beiden der Verführer und wer der Verführte war. Vielleicht ist der Himmel gnädig, dachte er, und hat eine dritte Gerechtigkeit.

Der unterirdische Berg

Mit der Ebbe trieb das Boot der beiden Waisenkinder weiter den mondhellen Fluß hinab. Erst kam es unter einer großen Brücke hindurch, die aussah, als wanderten Riesen einer hinterm andern gebückt mit schwerer Last vorwärts. In hohen Wasserstiefeln schritten sie schwer und vorgeneigt durch die Flut

und trugen ganz langsam Kirchbögen auf dem Rücken zu einem fernen Bau.

Als das Boot dann nahe einer Insel vorbeikam, legte es sich eine Weile quer gegen einen Diekdalben. Die Kinder hörten ein Hämmern unter Land herauf. Ein riesiger berußter Kerl trat aus dem Ufer, um Wasser zu schöpfen. Seine beiden Eimer dampften in der Nacht, hinter ihm durch die offene Tür kam der Schein von den roten Essen und die flackernden Schatten der Hellinge. Die Kinder riefen ihn furchtsam an, sagten, sie frören und hätten Hunger, ob er nicht ein Unterkommen für sie wüßte. Aber der dunkle Bootsbauer hatte es eilig, er schaute kaum auf, hob die Last und ging schräg in die rote Türfüllung zurück, die sich gleich hinter ihm schloß.

Der Strom kehrte das Boot und trieb es eine lange Weile weiter bis hart an ein Ufer. Da lag eine faule alte Watermöhme über einem halbertrunkenen Weidenstrunk, die fragten die Waisenkinder auch, ob sie nicht etwas Brot und ein Bett für sie wüßte. Die Alte, die breit und glitschig über den Baumästen lag, so wie sie mit der Ebbe drin hängen geblieben war, war erst bös über die Frage; sie glaubte, die Kinder wollten sich über sie lustig machen. Sie möchten nur einen Augenblick warten, sagte sie, sie könne ihnen gleich Bescheid geben. Und richtig kam auf ihr Stöhnen und Korksen auch ein dicker Waterknecht und half ihr mit viel Ächzen von der Weide herunter. So eilig hatte die Alte es dabei, ihre Schürze blieb an einem Ast hängen und bekam ein ungeheures Loch.

Aber die Watermöhme war nicht verlegen. Gleich ließ sie die Kinder durch das Loch hindurch auf den Grund des Wassers schauen und fragte, ob sie sie nicht besuchen wollten, sie sollten auch Kuchen und Pflaumenmus und überhaupt zu naschen haben, so viel sie wollten. Sie blies auch das Wasser unterm Schürzenloch ein wenig zur Seite, und die Kinder sahen ein richtiges Feld von Erdbeeren auf dem Grund, die leuchteten hellrot und blühten schneeweiß, als sei es heller Tag da unten. Büsche mit Kirschen standen reif und saftig rund um die Beete, und ein wunderschöner Weg mit vielen Blumen und Knospen führte vom Garten tief unter den Fluß. Die Alte blies immer weiter, ach, es war eine Herrlichkeit anzusehen.

Ob man ihnen denn auch gewiß nichts tun würde, fragten die Kinder und lehnten sich weit über den Bootsrand.

Nur einen ganz kleinen Schnitt für die Riemen, sagte die Watermöhme freundlich, damit sie da unten auch atmen könnten. Aber die Waisen fürchteten sich vor dem grünen Flirren in den Augen der Watermöhme. Sie verbargen sich rasch unter den Rudersitzen, damit sie ihnen nichts antun könnte, und das Boot trieb wieder den Fluß hinunter.

Nach einer weiteren Weile saß es schaukelnd seitab vom Fahrwasser auf einer kleinen Insel auf. Die hatten die Menschen schon lange nicht mehr beachtet, es wuchs zu viel Schilf und saures Gras darauf. Nur mitunter fuhr im Hochsommer einmal ein Bauer hinüber und mähte und fuhr ein paar Wochen danach mit dem Heukahn heim.

Aber am Tag, wo die Waisenkinder in der Morgenfrühe an die Insel trieben, stand eine kleine Hütte auf ihrer Stirnseite, in der war helles Licht. Sie waren ja beide sehr hungrig und müde, kletterten auf das glitschige Ufer, liefen und klopften an der fremden Tür an.

Ein ganz grauer Mann, nur ungefähr zwei Schuh hoch und wie ein alter Schäfer gekleidet, schaute heraus. Er erschrak erst beim Anblick der Kinder, aber als sie ihm erzählten, wie sie an Land gekommen wären und wie traurig und hungrig sie seien, ließ er sie ein.

Was war das nur für eine sonderbare Hütte! Nach hinten sah sie aus wie ein großer Kellerhals, aber sonst hübsch bemalt und behangen. Vorn an den Wänden stand buntes Geschirr auf Stühlen und Borden, wie wenn alles aus einem vornehmen Haus zusammengesammelt sei. Eine uralte Frau kochte am Herd. Sie hatte alles gehört, was die Kinder erzählten, lächelte sie zutraulich an und setzte ihnen auch gleich einen Teller Morgengrütze vor. Dann schwatzte sie munter zu Buhnemann hinüber – so nannten sie den alten Schäfer –, wie nett die Kinder doch aussähen, wie artig sie seien, und was nun wohl mit ihnen geschehen solle. Und als der Alte knurrte und nichts wußte, erklärte sie, über den Fall müsse der König selbst entscheiden. Ja, das sagte sie, und der Schäfer solle sich nur trollen und die Tiere austreiben, sonst würd's zu spät.

Die Kinder aber wurden erst einmal zum Schlafen auf eine

lange Bank gepackt. Sie machten auch die Augen zu und schnarchten ein wenig; in Wirklichkeit waren sie aber viel zu ängstlich und zu neugierig, um einzuschlummern. Sie hörten, wie der Alte hinterm Herd eine Luke offen hob und wie's daraus angetrappelt kam, eins hinter dem andern, lauter winzig kleine Schafe, eine ganze Herde voll. Danach ein paar Kühe, groß wie die Kinder selbst, eine ganz wilde dabei, die hatte ein Brett um den Hals. Am niedlichsten aber war ein Hündchen, das kläffte wie unvernünftig, schnupperte die beiden Schlafenden an und folgte mit lustigem Bellen dem Zwergschäfer, der die Herde langsam zur Tür hinaus und auf die morgengrüne Insel trieb.

Am liebsten wären die Kinder aufgestanden und hinterdrein gelaufen, aber sie wollten ja zeigen, wie gehorsam sie wären, und blieben liegen. Es kam auch bald ein neues Treiben und Steigen aus dem Kellerloch. Die Alte knickste und verbeugte sich in einem fort, und heraus kam mit seinem Gefolge ein vornehm gekleideter Mann. Dem war wohl schon Bescheid zugekommen. Er fragte gleich ernst und rasch, wo die beiden Unbekannten seien.

Da konnten die Waisenkinder es nicht mehr lassen, sie sprangen rasch auf und erzählten selbst, was alles mit ihnen geschehen sei, wie sie bei den unterirdischen Bootsbauern und bei der Watermöhme vorbeigekommen seien und was sie dort erlebt hätten. – Der Vornehme hörte sie zu Ende, alles Gefolge nickte, wenn er nickte, jedermann lächelte, wenn er den Mund verzog. Dann besprach er sich etwas verstimmt mit dem ältesten Minister, kehrte um und hieß die Schäferalte die Kinder mitführen.

Die armen Waisen hatten erst viel Angst vor der dunklen Treppe und sträubten sich, aber als sie einmal unten waren, sahen sie, es war gar kein Keller, in den sie hinabstiegen. Durch ein großes wunderschönes Haus ging es hindurch, wo alle Leute zusammenknickten, wenn sie vorbeischritten. Die Kinder wollten darüber lachen, aber der König blieb ernst, man sah ihm an, daß er viel Sorgen tragen mußte. Dann traten sie vor eine große Tür, und – sonderbar – es lag ein schöner grauer Garten vor ihnen, obgleich sie doch tief unter der Erde sein mußten. Alle Wege waren spiegelblank und hatten saubere Kanten gegen

den schönsten duftenden Blumenrasen auf beiden Seiten. Viel Vögel sangen in den Büschen; purpurrote und blaue Finken huschten hin und her, Segelfalter fielen aus der Luft so bunt und farbig und vielfältig, wie man sie noch niemals in einem irdischen Garten gesehen hat.

Auf einmal, als der König ein Wort sprach, begann der Weg unter ihnen allen wie ein Wagen aufzustehen und von dannen zu rollen. Die Kinder mußten sich rasch festhalten, sie fuhren flink durch den ganzen Garten, bis sie an sein Ende kamen.

Wie mußten sie da erst staunen! Ein großer Berg lag vor ihnen, mit Häusern und Höfen und Brunnen und Wiesen über und über bedeckt. Immer aber kam auf eine ganze Reihe kleiner Häuser ein großes, das aussah, als ob es für Menschen gemacht sei und wie ein Riese im Dorfe der Zwerge stand. Scheunen und Ställe, alles war breit und groß um diese Häuser gebaut, selbst die Bäume vor ihrer Stirn waren anders gewachsen und die Bänke an der Straße für wirkliche Irdische gezimmert. Wie waren die Kinder verwundert über das seltsame Land! Dabei war es herrlichstes Wetter; die Sonne war aufgegangen, der Himmel schaute einen lustigen Spalt breit ins Unterland, alles blühte und duftete wie am schönsten Sommertag. Nur die großen Lampen und Schirme, die überall über den Wegen und Wiesen hingen, zeigten an, daß es wohl nicht immer so luftig bei den Unterirdischen zuging.

Aber das Schönste kam noch. Auf halbem Weg zum Tal hinunter stand eine Frau. Das mußte wohl die Königin sein, so herrlich sah sie aus und so innig lachte sie den jungen König an.

„Ich dachte, ihr ergingt euch auf der Insel", sagte sie und sah halb zu den Kindern hinüber.

„Zu dienen, wollten wir hin", antwortete die alte Schäferin aufgeregt, sie meinte, man spräche mit ihr.

„Sind Menschen da oben, daß ihr nicht hinauf könnt?" fragte die schöne Frau ihren Gatten.

„Hier", sagte der König und schob die Kinder vor sich hin, „die haben wir gefunden, was machen wir nur mit ihnen!" Er erzählte, was die Waisen ihm berichtet hatten; man merkte, er wußte selbst nichts Rechtes damit anzufangen.

„Laß sie mir, ich will mit ihnen spielen", bat die Königin, lachte, um die Kinder aufzuheitern, und klatschte in die Hände.

„Nachher hast du genug davon, und sie werden dir lästig", knurrte der König.

„Melde gehorsamst", sagte der Minister, „daß die neuen Häuser, die wir den Menschlichen zum Tausch anbieten wollen, fast fertiggestellt sind. Vielleicht – – –"

„Ich wollte, der Vertrag mit den Menschen wäre auch erst so weit", seufzte der König und sah nachdenklich über alle hinweg. „Ja, was machen wir nun mit den Kindern?" fügte er plötzlich mürrisch hinzu.

„Laß sie doch in einem der Höfe wohnen, die wir für die Fremden gebaut haben", bat die Frau und zupfte ihren Mann zärtlich an seinem Kinnbart. „Ich will für sie sorgen! Bis die beiden groß sind, werden Riesen und Menschen und Zwerge sich längst wieder vertrauter sein."

Der König wiegte zweifelnd den Kopf.

„Und wenn's noch nicht soweit ist", sagte die Königin, „hast du gleich einen rechten Prinzen und Unterhändler." Sie flehte so schelmisch und freundlich – der Gestrenge mußte seufzen und nickte endlich sein Ja dazu. Da jubelte die Frau, küßte die Kinder und fragte, ob sie nicht gleich mit ihr tanzen wollten, die Welt sei doch so wunderschön und vergnügt, jetzt wo sie alle beisammen blieben. O ja, das wollten die Kinder!

Der Torfgräber und die Schlange

Die Torfbauern saßen mit vorgebeugten Leibern vor dem fahrenden Geiger; die ganze Schenke schien mitzutanzen, als der Alte von einem Bein aufs andere hüpfte und dazu an den Saiten zupfte. Bis spät abends tranken sie im Krug und wollten Lieder hören, solange bis der Spielmann selbst sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Aber Jung Lührs, der jüngste der Torfgräber, war der letzte, der ging. Er half dem Alten die Geige tragen, versuchte sich heimlich drauf und konnte und konnte sich nicht davon trennen.

In der Frühe stand er wieder bis zu den Knien im trüben Moorwasser, stach den Torf, den die Kinder feststampften, und

war doch mit allen Gedanken noch bei der Geige, nach der es in seinen Ohren tanzte. Drei Tage trug er es mit sich vom Morgen über den glühenden Mittag, bis er abends ohne Ruh auf sein Lager fiel. Dann hielt es ihn nicht länger, er ging zu Ole Sievers, dem eisgrauen Dorfkrämer, der den Torfbauern Schlangenbisse heilt und Gewissensnöte stillt. Der gab ihm Rat.

Und in einer Neumondnacht ging Jung Lührs heimlich unter den Kreuzberg, wo die drei Erlen zusammengewachsen sind, sagte den Spruch auf, den ihm der Alte mitgegeben hatte, und rief die weiße Schlange, ihm eine Geige zu schenken.

Es dauerte lang, bis jemand kam. Erst waren es die drei Erlenweiber, die ihm doch nicht zu helfen wußten. Dann kam der unselige Moorknecht vorbei und knurrte eine Stunde lang um ihn herum. Erst als die Glocke zwei schlug, zischte es oben im Gezweig, lachte leise und fragte ihn, was er wolle.

Und im blassen Licht der Schwämme und faulen Reiser sah Jung Lührs ein Gesicht mit einem goldenen Reif um die Stirn, das huschte wie ein Schatten über ihn hinweg. Er erzählte ihm, wie gern er eine Geige hätte, so gern, daß er wohl sein halbes Leben darum gäbe. Und es lachte und antwortete dem Bauern, eine Geige solle er haben, aber zum Bogen müsse er schon sieben Haare von seiner Herzliebsten nehmen, sonst klänge sie nicht. Dann merkte er, wie seine Hände sich füllten, und noch vor Morgengrauen kam Jung Lührs mit seinem Geschenk nach Haus.

Weil er aber keine Herzliebste hatte, nahm er sieben Haare von seiner Schwester und spannte sie über den Bogen, der glatt und blank war, nur am Ausgang ein feines Antlitz trug, halb Mädchen, halb Schlangenkopf. So zierlich war das geschnitzt, und so lieblich schaute es drein, daß Jung Lührs oft und sehnsüchtig drauf schauen mußte, wenn er sich im Spielen übte.

Für die Seinen begann allerdings eine böse Zeit. Der Torfgräber machte sich Tag und Nacht mit seiner Geige zu schaffen, die Ware verdarb, der Verdienst blieb aus und der Hungerhund kratzte an der Tür. Aber wenn die Not allzu groß drohte, lag immer rechtzeitig ein Brot im Schrank, genau wie Jung Lührs träumte, wenn er mit dem Bogen über die Saiten strich. Auch die Lieder wurden täglich schöner, alle Kinder sammelten sich

vor dem Haus und drückten die Ohren an den Scheiben platt. Aber zufrieden wurde der Junge deshalb nicht. Es fehlte noch etwas in seinem Spiel, er übte und strich und stimmte und drehte, aber was er in seinem Herzen hörte, kam nicht voll heraus.

Da geschah es eines Tages, daß Ole Sievers, der ihm den Spruch gesagt hatte, zu dem Geiger kam und auf seinen guten Rat eins trinken wollte. Dem mußte der Torfgräber natürlich haarklein erzählen, wie er zur Geige gekommen war. Als er ihm aber, weil sie allein in der Kammer waren, anvertraute, daß er die sieben Haare auf dem Bogen von seiner Schwester genommen hätte, da geschah es, daß der Bogen im gleichen Augenblick dem Burschen aus der Hand ringelte, sich wie eine Schlange wand und zischte, und ehe ihn jemand greifen konnte, unter der Tür hindurch ins Freie geschlüpft war.

Da saßen die beiden Weisen nun, sperrten Nase und Mund auf und glotzten hinterdrein. Jung Lührs verwünschte jedes Wort, er hatte dicke Tränen auf der Backe, und Ole Sievers schalt und schimpfte und meinte, er sei auch ein Haupteſel gewesen, die Schlangenkönigin zu betrügen. Auf jeden Fall, der Geigenbogen war zur Tür hinaus, und das Wunder der Lieder hörte auf. Was Jung Lührs auch versuchte, es blieb jetzt nur noch ein einfältiges Gekratz und Gestümper, fast wie es die Kinder auf ihren Holzschuhen tun.

So verging eine Woche nach der andern. Der Torfgräber wurde gelb wie altes Leder, er heulte nachts nach seinem wunderschönen Bogen und wußte tagsüber nichts zu schaffen, als nur an den Mädchenkopf zu denken und an die Lieder, die er damit zu spielen gewußt hatte. Er ging auch fleißig in den Neumondsnächten zu den drei Erlen; aber wenn er auch noch soviel nach dem wunderschönen Gesicht rief, das ihm entglitten war, niemand wies sich ihm, außer dem Moorknecht und den drei Erlenweibern, die an ihrem Flachs spannen. Die hatten aber wenig Mitleid mit ihm, warfen ihm im Herbst braune Blätter ins Gesicht und im Winter richtige Eiszapfen, die der Sturm losgebrochen hatte.

So ging es bis zum Frühling. Die Leute im Dorfe meinten, Jung Lührs würd' es nicht mehr lange erleben, so mager und matt war er. Und sie sagten auch, es sei eine Schande, wie

wenig er für Mutter und Schwestern sorgte, so armselig ging es in seinem Hause zu.

Um die Zeit kam der erste Neumond im März. Ein Sturm brauste warm wie von einem großen fernen Feuer herüber und wühlte tiefer durch die Erde. Die Wolken trugen feinen Regen, der wurde grün, wenn er gegen die Zweige schlug.

Da ging Jung Lührs wieder zu den Erlen hinunter, und als er diesmal kam, rauschte und lachte es im Geäst und huschte und glitt auf und ab wie vor einem großen Hochzeitszug. Die Bäume glühten von hundert Lampen, die von Zweig zu Zweig tanzten; mitten unter ihnen war ein goldner Halbring, der hin und her züngelte. Und als der Torfgräber diesmal wieder mit seiner Bitte kam und um den verlorenen Bogen mit dem schönen Mädchenkopf bat, schien der ganze Feierglanz zu verweilen, um ihn anzuhören. Eine Schelmenstimme fragte ihn, wie er seinen denn verloren hätte. Da beichtete Jung Lührs und gab treuherzig an, wie alles gekommen sei; der ganze Baum regte sich vor Mitleid, als er geendigt hatte.

Warum er denn falsches Haar auf den Bogen gespannt hätte?

Er hätte ja gar keine Liebste gehabt, antwortete der Bursch, wo hätte er es denn hernehmen sollen!

Ob er denn jetzt eine hätte?

Ach nein, auf dem alten Geigenbogen wär ein Mädchen gewesen, so eins fänd er nicht wieder!

Er meinte es wirklich so, nickte und mußte tief seufzen. „Och" und „och" seufzte der ganze Baum mit ihm.

Was ihm denn am besten daran gefallen hätte.

Jung Lührs war ganz schwermütig zu Sinn. Es hätt' ein so wunderschönes Gesicht gehabt, sagte er traurig, das könne er nun einmal nicht vergessen.

Da kicherte es im ganzen Geäst von oben bis unten und lobte seine kluge Antwort. Und der Bursche sah einen leibhaftigen Hochzeitszug; in seiner Mitte, bräutlich geschmückt, die Schlangenkönigin. Die lachte ihn an mit einem Gesicht, genau wie es an dem Geigenbogen geschnitzt gewesen war.

„Dreh dich um, Jung", rief es. Und als der Torfgräber es tat, sah er einen Bogen mit sieben silbernen Fäden und eine neue Geige, die leuchtete unter den Hochzeitslichtern. Als er sich aber von seinem Staunen erholte und sich wandte und sich

bedanken wollte, war der Zug verschwunden; er sah nur noch die letzten Lichter, die blitzschnell unter den Wurzeln der Erlen verschwanden.

Jung Lührs ist heimgekommen und hat zu spielen begonnen. Alles, was sein Herz fühlte, hat er von da an fiedeln können. Ohne Fehler und ohne Halbheit war seine Geige jetzt. Alle Leute kamen wieder zu ihm und lobten ihn, für sein ganzes Leben hatte er nunmehr Spiel und Brot genug.

Viele Geschlechter lang hat man die Geige bewahrt, es ist viel Glück und Segen damit verbunden gewesen. Endlich hat sie ein reicher Fremder aufgekauft, dem ist sie unter der Hand in Asche zerfallen.

Der alte Fuchs stirbt

Der Winter wurde immer eisiger. Wenn Fuchs und Bettelmann morgens aus ihrer Höhle krochen, stachen ihnen die Rippen fast aus dem Fell. Sie vermochten sich nur mit Mühe auf den Beinen zu halten vor Hunger und vor erbarmungsloser Kälte. Dabei mußten sie sich vorsehen und um Kleinigkeiten weite Wege machen. Die Bauern, die in der Nähe auf den warmen rauchenden Höfen saßen, kannten ihre Spur und hätten sie bald ausgehoben, wäre ihnen etwas abhanden gekommen.

Sie waren sehr alte Leute, Fuchs und Bettelmann, und lahmten arg auf den Füßen. Eigentlich hatten sie zu Anfang des Winters nicht gedacht, daß sie ihn überstehen würden. Aber das Leben ist zäh, sie hatten eine Höhle gefunden und hielten sich warm, indem sie sich anbliesen und einander ständig von diesem und jenem erzählten. Sie polterten dabei gern, wie es alter Leute Art ist, und schalten, wer wohl die Schuld an dem schlechten Zustand der Welt hätte. Der eine schob es auf dies, der andere auf das. Aber daß die Menschen schlecht waren, darin einigten sie sich beide immer wieder. Und weil das Herz sich doch auch aufrichten will, anerkannten sie dafür die Unterirdischen, die wahrlich alles viel besser eingerichtet hatten, schon weil sie den Menschen gram waren. Die beiden lobten selten,

wenn sie es aber taten, war es der Verstand der Leute aus den Höhlen. Sie bekrittelten fast alles, wenn sie etwas durchließen, war es ein freundliches Wort über die von unten.

So lebten die beiden denn in den Winter hinein, hielten Frieden mit den Bauern, die fern im Marschdorf wohnten, und hielten sich an Mäusen und kleinem Diebesgut durch, bis der große Frost kam.

Ja, da wurde es anders. Da peinigte der Hunger die Freunde eines Tages so unerträglich, sie vergaßen alle Vorsicht und alle Vernunft. Und als der erste Bauer im Dorf das Licht gelöscht hatte, standen sie vor seinem Stall; der Bettelmann brach die Tür auf, der alte Fuchs konnte noch ein Lamm werfen; dann schleppten die beiden, so rasch es ging, damit zur Tür hinaus, grade als der Bauer in die Nacht gestolpert kam und seine alte Schrotbüchse hinterdrein ins Dunkel abfeuerte. Er sah aber nichts mehr, der Bauer. Die beiden schlichen lautlos, so rasch sie konnten, mit dem Raub davon, obschon der Fuchs mit dem Schießen einen tüchtigen Hieb in den Rücken bekommen hatte und dem Bettelmann von der Eile alle Glieder rissen.

Irgendwo unterm Deich zwischen erfrorenem Reet schnitten sie sich das Mahl zurecht und stillten ihren Heißhunger. Der Fuchs fühlte sich recht krank, er schlug vor, mit der Beute zur Höhle zurückzukehren. Aber alle Hunde im Dorfe waren wach, Lärm und Unruhe reichten bis an den Elbdeich. Die beiden mußten einsehen, daß es soweit gekommen war, wie sie immer befürchtet hatten: in ihr warmes Haus durften sie nicht heim, es hätte nicht einen Tag mehr mit ihnen gedauert.

Als sie mit solcher Erkenntnis wund und elend beieinander saßen, schlug der Fuchs vor, die Beute einzugraben, um etwas Bewegung zu haben. Aber der Bettelmann erinnerte daran, daß man ja doch außer Landes gehen müsse, und schließlich schlug er nach langem Hin und Her vor, über die gefrorene Elbe auf einen alten Werder zu gehen. Er wisse da eine Hütte, die im Winter leer sein müsse, sagte er.

Der Fuchs hatte arges Brustweh, er wußte nicht, war es die Kälte oder das böse Schrot. Er fühlte sich recht gebrechlich, ach, er hätte sich am liebsten in die Höhle verkrochen, ganz einerlei, wer kam oder wer nicht kam. Aber er mußte dem Bettelmann recht geben, sah trübe zu, wie der das Lamm über den

Rücken warf, und folgte ihm, als er mit seinem Stecken vorsichtig zum Ufer voranging. Nur mitunter sah Reineke sich heimlich um, eine dünne Blutspur folgte ihnen. Er tröstete sich, es sei wohl von dem geschlagenen Lamm. Aber während er es sich sagte und fürchtete, es sei sein eigenes, kam ihm ein Mitleid um das junge Tier an. Er wunderte sich halbbetäubt über dies Mitleid, es war das erste in seinem Leben.

Die Nacht war gläsern kalt. Die Sterne warfen ein eisblaues dünnes Licht über den Strom. Blasse Schollen hoben sich vor den beiden Wanderern, murrten und raschelten auf ihrem mühseligen Weg. Der Bettelmann ging vorsichtig voran, er dachte an das Lammfell, aus dem er sich neue Schultergürtel schneiden wollte, merkte gar nicht, wie hart der Weg seinem alten Genossen ward. Vorn im Dunkel, wo die silberne Milchstraße zur Erde fiel, lag ein schwarzer, schmaler Strich, das war seine Insel im Eis. Er wußte eine Hütte drauf, darin konnte man sich gut einräumen. Bewohnt war das Land nicht, höchstens ein paar Unterirdische waren da, die auf allen Inseln nach oben kommen, wenn die Menschen nicht übersetzen können.

Der alte Fuchs hatte nicht so viel Zuversicht. Er hatte noch Gesichter von den Hungertagen und sah in allen Schollen blasse Büsche oder Fratzenhälse. Einmal strich ein Flug Gänse sausend dicht über ihn hin; er wagte nicht zu fragen, ob's Spuk oder Wirklichkeit war. In seiner Brust riß etwas bei jedem Schritt, das Eis schmerzte vor Kälte und schnitt ihm in die Sohlen. Er leckte ab und zu dran, aber es half nicht viel. Er humpelte bald erschreckt weiter; sobald er allein war, knackte und schnarrte es über die Fläche wie wilde Vögel, die von allen Seiten auf ihn niederstießen.

Mitunter witterte der Fuchs auch ein paar Tropfen Blut, die der Bettelmann vorn aus seiner Last verlor. Dann schlürfte er sie im Traben, wand sich über die nadelscharfen Kanten der Blöcke und suchte den Vorsprung des Gesellen einzuholen. Aber wenn er näher kam, scheute er sich vor dem geschlagenen Lamm. Wäre der Hunger nicht, dachte er, wär all dies nicht geschehen, wären wir in unserer warmen Höhle, um auszuruhen.

Es war ein mühseliger Weg. Einmal kamen sie auch an einer alten verlassenen Schute vorbei, die war im Packeis eingefroren.

„Dieb, Dieb", riefen ein paar Unterirdische, die sich darauf vergnügten.

„Dieb, Dieb!" Der Bettelmann hörte es nicht, er glitt und kletterte stumpf, vorsichtig mit dem Stock fühlend, voran. „Freund", rief Reineke, „wollen wir diese nicht fragen, wen sie meinen, und eine Weile rasten?" Der Bettelmann drehte sich erstaunt um. Er sah hier im Eis schwarz und drohend aus; der Fuchs wunderte sich, wie der sein Freund sein konnte.

„Hier riecht's ohnehin nach Enten", sagte er, um seine Schwäche zu verkappen.

„Dummes Zeug", antwortete der Alte und wies wieder nach vorn, wo ein kleiner schwarzer Hut zwischen Busch und Rohr auf der Insel stand. „Komm, wir wollen warm werden und fressen." Er humpelte selbst erbarmungswürdig nach jedem Stillhalten, der Bettelmann. Seine erfrornen Füße schmerzten bei jedem Schritt, aber er wußte, er durfte nicht verweilen. Da nahm der alte Fuchs noch einmal alle Kraft zusammen und stolperte hinterdrein. Er war sehr schwach und fühlte dann und wann etwas Warmes am Pelz rinnen, aber er sah sich nicht um. Wieviel schöner wäre die Welt, dachte er wieder, wenn der Hunger nicht wäre. Der Hunger ist die Erbsünde dieser Welt.

Sie waren im alten Fahrwasser, das Eis wurde dunkel und spiegelblank, der Waterkerl brüllte unter ihnen und schreckte sie. So gut es ging, glitten und rutschten die beiden wieder vorwärts. Der Bettelmann schwenkte den freien Arm zu jedem Schritt. Der Fuchs stolperte viel, seine Läufe klebten, er wußte nicht, war es von Blut oder Fäule. Endlich kam die gläserne Eisbarre vorm Ufer wie eine Woge, die in blassem Funkeln erstarrt war. Und dann, nach einem mühvollen Kletterweg auf Knie und Bauch, fühlten sie den ersten festen Boden.

„Diebe, Diebe!"

Wer rief da? Der Bettelmann drehte sich verdutzt um und fluchte in die Nacht hinaus. Der Fuchs setzte sich, die Zunge hing ihm aus dem Maul, er lachte kurz und stoßend. „Diebe, Diebe", schrie's schon mit hundert kleinen Stimmen rundum. Viele Lichter rückten vor und zurück.

„Komm", brüllte der Bettelmann und trat nach dem Fuchs, daß der vor Schmerz auffuhr. „Komm, wir müssen weiter!"

Winzige Hunde bellten, kleine Pferde trabten und schleppten Karren und Wagen aus ihrem Weg. Bäckergeruch und Gestank von Gerberlohe schlug ihnen entgegen, winzige Häuser, ein ganzer Markt standen rechts und links. Kesselflicker, Geldverleiher hockten mit Tisch und Gerät am Wege, Flötenspieler kamen aus Erdlöchern und wirklichen Türen.

„Diebe, Diebe!" Alles stob zur Seite und drängte gleich drohend wieder hinter ihnen drein. Der alte Reineke war sterbensmüde, er wollte sich gut Freund weisen, aber die Unterirdischen schrien ihm jedes Wort nieder.

„Komm", herrschte der Bettelmann ihn an, „verrückter Markt das!" Die Hunde liefen gegen sie an, Karren stolperten ihnen zwischen die Beine. „Diebe, Diebe", schrillte es von allen Seiten, wich aus, wo sie nach Brot und Bier greifen wollten, und klammerte sich an ihre Enkel, wenn sie den Rücken wandten. Die beiden begannen zu laufen, keuchten hin und her, um Laternen und harte Ecken herum, durch Dreck und Eis, klirrende Scheiben und kreischende Weiber.

„Diebe, Diebe!" kreischte jetzt die ganze Straße. Die Unterirdischen, die bis dahin aus dem Weg gegangen waren, drangen mit Löffeln und Pfannen, mit Spießen und Schreien auf die beiden ein. „Diebe, Diebe!" Und als die Todmüden grade meinten, die verlassene Hütte erreicht und Schutz gefunden zu haben, sprang die Tür ihnen entgegen, und sie sahen ein glänzendes Gastmahl, Lichter und Teppiche im ganzen Raum. „Diebe, Diebe!" Ein paar Schildwachen griffen nach Waffen und liefen gegen sie an. Sie brachen erschreckt zur Seite aus, rannten atemlos, mit knickenden Gliedern durch Rohr und vereisten Sumpf, eine entsetzte lange Flucht, bis sie wieder in Wildnis gerieten und die Lichter der Verfolger ferner blieben.

An einem dunklen Platz, wo drei Erlen zusammenstanden, blieb der Fuchs plötzlich stehen. Er fühlte, wie ihm ein warmer Strahl im Hals hochkam und seine Füße netzte. Der Lärm der Unterirdischen war verstummt, sie waren ganz einsam.

Der Mann stieß ihn an. „Komm, weiter", brüllte er. Aber der andere fiel auf die Vorderpfoten. Da sah der Bettelmann das Blut, und ihm wurde weicher zumut. Er merkte irgendwie, daß es mit dem Freund sehr ernst stände. „Friß", sagte er, und

warf ihm ein Stück Schaffleisch zu. Aber der Fuchs achtete nicht darauf.

„Friß doch", drängte der Bettelmann und warf ihm alles vor, was er hatte.

Aber der Fuchs rührte es nicht an, sah nur mit großen verirrten Lichtern um sich. „Ich hab keinen Hunger!" Er scharrte mit den Hinterläufen und suchte sich aufzurichten. „Freund", stöhnte er, „warum hat Gott den Hunger geschaffen?" Er wollte noch etwas hinzufügen, aber sein Leib streckte sich plötzlich lang aus.

Der Bettelmann kauerte sich ihm zur Seite. „Bruder Fuchs", sagte er und stieß ihn an, aber der rührte sich nicht mehr.

Fern suchten ein paar Lichter durchs Rohr. Der Himmel war blaß und kalt. Der Bettelmann nahm den Hut ab und murmelte einige Worte, wischte sich auch einmal über die Augen. Dann stand er auf, legte das Lammfell über den Toten, damit er nicht fröre, schüttelte sich vor Einsamkeit und sah drohend und frierend zu den Höfen der Menschen jenseits des Flusses.

Die Froschprinzessin und der Prinzgemahl mit den drei Kehlen

Ja, eines Tages war es endlich so weit, daß die verwaiste Froschprinzessin unten in der Kuhle mündig wurde und selbst die Zügel des Königreichs in die Hand nahm.

Nun ist das Regieren im Froschreich aber nicht so leicht, wie man sich's durchgängig vorstellt. Es ist schon sehr schwer, zehn Untertanen unter einem Hut zu halten. Der erste Akt war darum, daß nach langer Beratung sämtlicher Minister und Regierungsräte, auch der Muhmen und der hohen Geistlichkeit, die Prinzessin für heiratsfähig erklärt wurde, und daß man ihr eine lange Liste würdiger Bewerber vorlegte, damit das Land einen ebenbürtigen König bekäme.

Aber das junge Ding war andern Sinnes und ließ, ohne die ganze Hofgesellschaft zu fragen, eines Abends spät einen jungen

Gärtnergesellen namens Quock kommen, den sie seit Jahren heimlich von ihrem Jungfernstübchen geschaut hatte. Und sie befahl Quock, um ihre königliche Hand anzuhalten.

Soweit geht die Geschichte nun wie manche andere auch. Ihr könnt euch wohl vorstellen, wie verdutzt der junge Bursch zuerst war, wie er dann zugriff, und welch abscheuliches Gerede sich wie Spülwasser vom Hof über den Staat und über alle Nachbarkuhlen zugleich ergoß.

Die junge Prinzessin erfuhr wohl davon, aber sie kümmerte sich zunächst wenig darum. Sie mußte wohl zugeben, daß der Zukünftige sein Leben mitunter etwas unköniglich hielt, sie erzog ihn ja auch erst. Der junge Quock, der früher gern unten zum Kuhlenkerl ging und ein Bier aus Froschlöffel und Ameisensaft in sich bluckte, danach desto lustiger und lauter seine Reime korkste, mußte nun fein säuberlich an gedeckter Tafel aus zierlichen Gläsern vortrinken. Und das Pfeifchen, das die Zeit so lieblich füllt, wenn der Fuchs badet und Teich und Moor voll Nebeln steht – ja das Pfeifchen paßt wohl zu armen Dichtersleuten und Feierabend-Gesellen. Vor einem Prinzgemahl wurde es in die fernste Ecke versteckt, Fidonc! Statt dessen mußte der junge Bräutigam sich nun frühmorgens, mittags und abends im Blasen üben, mußte seine Haut aufspannen, bis sie zu platzen drohte, und konnte es immer noch lange nicht so gut wie die Hofherren, die es von Jugend gewohnt waren.

Das wäre jedoch alles zu ertragen gewesen; Quock war noch wie in einem Rausch von Glück und tat der Prinzessin zuliebe, was sie auch nur dachte und wollte. Aber das törichte Gerede über die gewöhnliche Abkunft des neuen Gebieters verstummte nicht, und das junge Paar sah ein, daß etwas Außerordentliches geschehen mußte, um die Achtung vor dem neuen Prinzgemahl ins Gehörige zu heben.

In den Tagen hörte die Prinzessin von einem fernen Froschkönig, der drei Häute übereinander aufblasen konnte und darum weit und breit gefürchtet und geehrt war. Man sagt sogar, ein leibhaftiger Storch habe ihn einmal angeglotzt und nicht zu spießen gewagt, so unheimlich groß hätte er sich aufgespannt. Die Geschichte tat es der Prinzessin an. Sie ruhte nicht und ließ überall heimlich forschen, wo der fremde König wohl

seine drei Häute her hätte, bis sie, wie das oft vorkommt, eines Tages ganz in der Nähe, beim Lattensänger, von derlei Hexerei hörte.

Der war in den Tagen nämlich gerade in die großen braunen Pfähle eingezogen, die die Menschen damals die Landstraße entlang einrammten und mit lauter weißen Hütchen behängten. Eine Hoffrau hatte sich mit ihm unterhalten; sie hatte über die verruchten Lerchen geschimpft, die den Morgen in die Luft schreien, und über die lärmenden Knaben, die mit Netz und Stange das Wasser aufwühlen und oben im Haus am Teichrand Gläser mit allerhand Tieren füllen. Dabei waren sie auch auf den Froschkönig mit der dreifachen Haut zu sprechen gekommen, und der Alte wußte Rat. Zu ihm schickte die Prinzessin drum ihren Liebsten, um etwas über die dreidoppelte Froschkehle zu erfahren. Und als der junge Quock so recht auf den Herrn Brummler einredete und darauf hinwies, daß ein Überschuß seiner Weisheit den armen Fröschen sehr wohl tun würde, wurde der Lattensänger weichherzig; er verhandelte noch etwas hin und her und meinte endlich, wenn der Froschjunker ihn jeden Abend eine Stunde beim Singen ablösen würde, wollte er sich wohl erbieten, ihm die dreifache Kehle zu besorgen.

Das war ja eine etwas harte Bedingung, aber was tut man nicht vor den Flitterwochen. Quock gab also sein Versprechen, und der Lattenkerl zog ihm am nächsten Abend über sein Fleisch noch zwei abscheulich brennende Häute, eine nach der andern, die jede einen besonderen Blasebalg bedeuteten.

Ein sehr stolzer Abend wurde es nun für Quock und die Prinzessin. Solange die Sonne schien, ward das Wunder von allen Seiten bestaunt, betupft und betastet. „Ça y est", schrie der ganze Hof. – Der Prinzgemahl mußte sich wieder und wieder dreifach aufblasen, daß es schier überirdisch schien. Und wie eine Volksstimmung ist, Ruhmen, Geistlichkeit und hoher Rat anerkannten nun, daß die Wahl der Prinzessin einfach königlich gewesen sei, und daß niemand fürder bei drei Tagen Durst ein Wort mehr über den Prinzen verlieren dürfe.

Es war wirklich alles in bester Ordnung. Nur eins trübte die Freude des Bräutigams noch ein wenig: der Dienst bei dem Lattenkerl begann.

Eine frische Luft herrschte an dem Tag, und der Alte, der mit seiner Gewohnheit aufwächst, sang leise und wußte in allen Tonarten auf das Windspiel zu antworten. Als aber zum erstenmal der Prinzgemahl seinen Platz in dem braunen Riß einnahm und der West den Weg entlang brauste, wurde der Nachhall nichts als ein biederes, wenn auch dreifaches Quockquockquock.

Das gab ja einen Aufruhr! Der Wind hielt überrascht an – der Weg machte einen Knick, alle Blumen bebten vor Erschrekken, und die kleinen Frauenküchlein in dem rissigen Pfahl ließen sich vor lauter Entsetzen zur Erde fallen. Der West, der noch vermeinte, nicht recht gehört zu haben, versuchte sich noch einmal. Wieder kam ein freundlich gemeintes dreifaches Quockquockquock zur Antwort, so daß er sich schier überschlug vor Erstaunen.

In dem Augenblick kam ein Knabe mit einer Hornbrille des Wegs. Auch er hörte das dreifache Quock aus dem Pfahl. Und ehe der Froschprinzgemahl sich's versah, langte der Junge hinein, packte mit Daumen und Zeigefinger den Träger dreier Häute am Genick und hob ihn auf.

Das war ja eine sonderbare Erscheinung! Er besah Quock von allen Seiten, drehte den Strampelnden von unten nach oben und von oben nach unten und schüttelte den Kopf unter seinen Brillengläsern. Er rief vor Erstaunen seinen Vater, der genau solche Brillengläser trug und vor Eifer mit den Ohren wackelte. Beide stellten fest, daß der Froschprinzgemahl eine bedeutsame Erscheinung sei. Und ehe man gedacht, saß er in einer kalten Trommel und eine Stunde darauf sogar in einem der gläsernen Kasten oben am Teichrand bei anderen Sehenswürdigkeiten.

Jetzt sind die Abende nicht mehr so froh wie einst. Traurig und mißgestimmt sitzt Quock mit den drei Häuten oben am Teichrand und schickt mitunter seinen verlorenen Ruf in die Tiefe. – Quockquockquock! – Aber er schaut dabei nicht mehr auf das Schloß in der Kuhle. Denn bald freit die Prinzessin einen richtigen Prinzen, Räten und Muhmen zur Zufriedenheit. Vom Prinzen mit den drei Häuten hört sie nicht gern. C'était une bêtise, ma chère, j'étais enfant!

Quockquockquock – ach – quockquockquock!

„Schwester", schrie der Jäger in den abendlichen Hagen hinein. Sein Ruf klang an alle Stämme an, sprang ab und verlor sich im Bruch.

„Schwester!" Aber niemand antwortete. Nur in der Weite klagte ein langgezogenes schauerliches Heulen, vor dem der braune Waldboden zu beben schien.

Ein paar rote Vögel flatterten aufgeschreckt aus dem Busch, stießen gegen das Buchengeäst und jagten pfeilgeschwind weiter. Zwischen den Baumkuppeln schwankten dünne Seile. Wenn der Jäger aufsah, liefen weiße Frauen darüber hin, um in einem Busch vor seinen Augen zu flüchten.

„Schwester, wo bist du?" Der junge Bursche drang unaufhörlich weiter in die Wildnis. Sie war voll von Gestalten und seltsamen Widerhallen; ihm schien, noch nie hätte ein menschlicher Fuß dies Dickicht betreten. Aber er machte sich nicht viel Gedanken; die Sorge um die Unglückliche riß ihn durch Dorn und Stechblatt, über Eichbusch und faulende Rinden voran. Seine Schwester hätte einen Werwolfsgürtel gefunden, sagten die Leute. Warum denn? Oh, zur Strafe dafür, daß sie es durch böse Künste ihrem ungetreuen Liebsten angetan hatte, daß er starb.

Der junge Jäger eilte rascher vorwärts. Wie gern hätte er nicht alles Leid für seine arme Schwester getragen, wär sie nur von ihrem Gewissen und ihrer unseligen Last befreit, dürfte sie doch den bösen Gürtel wieder rückwärts über die Schulter werfen.

Der Wald ward dichter und bunter. Wenn der Jäger an Hochstämmen vorbeiklomm, starrten ihn Gesichter an, waren blitzschnell verschwunden und tanzten hinter seinem Rücken. Das fremde Heulen war wechselnd näher und ferner, als suchte es im Kreis nach einer Spur.

Vom Moor kam ein schwankender weißer Wagen. Der Weg blieb lautlos unter ihm, kein Rad knarrte, kein Busch brach. Nur die bleichen Frauen auf den Sitzen warfen die Arme gegen Unsichtbare und lachten leise wie Vögel aus dem Nebel. Der Jäger ließ sie näher fahren, er duckte sich unter die Räder und

lief wie ein Hund mit, um vorwärts zu finden. Aber sie sahen und hörten ihn wohl, grinsten über die Achsen zu ihm hinab und lockten ihn mit Gebärden. Schon hörte man ihre Stimmen heller und eindringlicher. „Schwester", dachte der Jäger, floh den Wagen und folgte wieder von weitem. Er tat es aber der Verwunschenen wegen, um die sein Herz voll brüderlicher Treue schlug, nicht rechts noch links blickte er vom Wege ab.

Das Land wurde seltsam faltig, Hügel wie Gliedmaßen und halbvergrabene Häupter lagen zur Seite. Riesengroße Pilze moderten im Abend, alle Holzstümpfe trugen bläulichen Schimmer und dufteten faul, an allen Blättern klebten Galläpfel wie lauernde Raubaugen.

Da fuhr der weiße Wagen vor eines Hügels Tür. Hirschkühe mit vollen Eutern weideten davor, eine warme, brutheiße Luft legte sich um Auge und Schläfen.

Zwei böse Unholde, der alte Droos und die alte Drut, saßen am Eingang. Das Weib hatte sich abgewandt, sprach mit dem ersten roten Mondlicht und spann davon auf ihren goldenen Rocken. Der Droos aber hatte eine Kette von Menschenherzen wie einen Rosenkranz über den schwarzen Knien, Holzweiber mit kleinen Holzkindern humpelten neugierig um ihn herum.

Aus der Höhle kam's lustiger herauf. Flötentriller und Lautenschlag schollen aus der Tiefe. Die Frauen vom weißen Wagen sprangen ab und schmückten sich, Knechte fegten den Waldboden zum Tanzplatz leer. Von allen Seiten kamen Gäste, endlich auch, von allen begrüßt, ein Junker Federbusch. Zwölf Frauen folgten hinter ihm drein mit klimpernden Geigen, Zithern und Handtrommeln. Unter ihnen aber, mit dem Wolfszeichen angetan, des Jägers Schwester, die aus Gottes Welt hierher geflüchtet war.

Der junge Bursche sah sie kommen. Er fürchtete sich nicht, er sprang mit einem Ruf voll Glück und Verwegenheit auf die Kommende zu, bereit, sie gegen jedermann zu verteidigen. Es blieb aber sonderbar. Die Frauen erschraken nicht, es war, als hätten sie mitleidig um seine Nähe gewußt. Die Schwester wehrte ihn nicht ab, sie schien nur todestraurig auf ihren Gürtel weisen zu wollen. Nicht einmal der mit dem Federbusch hielt den Jäger auf, er blekte ihn nur boshaft mit einem Hundegebiß

an. Der Bursche ließ sich aber nicht irre machen. Er schnitt die Wolfszeichen mit dem Messer auf, packte die Schwester am Arm und hob sie über die Erde, um mit ihr zu flüchten. Sie wehrte sich nicht, machte sich schweigend frei und folgte ihm. Aber auch der Gürtel lief mit und legte sich mit leisem Brennen unter des Jägers Brust. Denn es ist so: wer solch Verwunschenen erlösen will, muß selbst den Fluch auf sich nehmen.

Eine Waldstraße breitete sich vor ihnen, an einer hochgehenden Au entlang. Voller Wagen und gespenstisch Anfahrender war der Weg.

„Wo willst du hin?" fragte die Frau traurig. Der Jäger wußte es nicht, er trieb nur voran.

„Warum ließest du mich nicht, wo ich vor Gott verborgen war?" klagte die Schwester. „Ach, wenn du wüßtest; es ist tiefer als die Hölle, im Wald als Werwolf zu laufen."

Der Jäger wollte zornig antworten, da spürte er wieder den Gürtel mit dem Wolfszeichen um den eignen Leib geschlungen. Sein Grauen kämpfte mit seiner Liebe. Er fühlte, wie sein Hals sich zog, als griff eine Hand daran und zerfleischte ihn zu einem fremden Ding. Er sah, wie die Wolfszeichen auf dem Gürtel sich reckten und bebend Leben gewannen. Aber er war jung und bereit, alles für die Schwester zu erdulden und ihren Fluch zu Ende zu tragen.

Ein schmaler Steg, an dem ein übermoostes Boot gekettet lag, führte über den Fluß. Der Jäger wurde hastiger, er führte die Frau eilig hinüber. Er fühlte wohl, daß der Gürtel ihn krank machte, daß seine Brust zerriß und lang und schmal ward. Er wollt's ja niemand klagen, aber er hörte, seine Zunge schlug heulend an den Gaumen. Da packte ihn das Entsetzen um die, die er retten wollte, mit seinen letzten Gedanken schleuderte er sie drüben ans Ufer, sprang mit braunen Läufen über den Steg zurück und trat das Brett in das strömende Wasser. Dann spürte er rasend den Schmerz des Werwolfs, den nur ein blutiges Zerreißen lindern kann, den röchelnden Durst nach Leben, das er töten mußte. Ein Weib stand drüben überm Fluß und schrie nach ihm, ihn lechzte nach ihrer Kehle, er heulte am Wasser entlang vor rasendem Mordverlangen.

Die Frau aber, die sich eines Lebens schuldig gemacht hatte, blieb im Uferbusch stehen und sah den Bruder für sich selbst

leiden. Und das Opfer seiner Liebe zerstörte sie; sie stöhnte auf vor eignem Schmerz in seinem. Ihr Hochmut hatte sie vor ihrer Buße flüchten lassen; als ein Mensch für sie litt, wurde ihre Seele wie ein Kind gläubig an ihn.

Die Frau rief einige Unterirdische, eine Gruft zu schaufeln, gab ihnen den Schmuck, den sie trug, und bat sie um ein ehrliches Grab, was auch kommen würde. Und als der braune Wolf den Wald durchheult hatte und wieder kreisend zum Fluß kam, wo er sie gelassen hatte, verbarg sie sich nicht. Sie wies sich ihm, und er, der sie nicht kannte, geiferte wie rasend nach ihr. Da trat sie ans Wasser, löste das Boot und wollte demütig zu ihm, um sein junges Leben durch das ihre zu lösen. Alle Bäume bebten und sahen, wie sie sich darbot, alle Vögel waren wach und klagten, und alle Unterirdischen, die vom ersten Mondlicht auf der Wiese ernteten, hielten an und flehten sie, von ihrem Vorhaben abzulassen.

Aber die Frau stieß das Boot vom Ufer los und stemmte es mit aller Kraft gegen den harten Strom, rang gegen das Gewirr der Wasserkräuter vorwärts, als ging sie in ein Leben statt zum Tode ein. Die glühenden Lichter des Wolfes brannten heller als das rote Mondlicht, sein heißer Atem war stärker als der Nachtwind, sein Knurren und Fauchen wilder als der Schrei dessen, um den die Frau schuldig war. Sie begann die Augen zu schließen, fühlte, wie der Grund unter ihrem Ruder sich hob, und faltete die Hände über die Brust. Schwankend, mit todweher Seele, trieb sie dem Entsetzen entgegen.

Da, als sie schon glaubte, das Ende rührte sie, spürte sie, wie jemand ihre Lider öffnete. Sie sah eine weiße Frau am Ufer, die Augen voll Trauer, als verstünde sie aller Menschen Leid. Kein Wort sprach sie, aber sie trat ohne Furcht auf den heulenden Wolf zu, der sich vor ihr bäumte. Mit sanfter Gewalt beugte sie sich über ihn, streifte ihm wie eine Mutter den Wolfsgürtel ab und warf ihn hoch in die Luft. Dann winkte sie dem Weib zum Ufer, reichte ihr die Hand und half ihr vom Boot auf die Wiese. Da war der Werwolf verfallen, der junge Jäger lag in tiefer Ohnmacht wie ein Mensch im Gras, aber voll Frieden um den Mund, in sanftem, leisem Atem.

Die Fremde half der Schwester den Bruder aufheben. Mädchenhaft zart betteten sie ihn ins Boot, stießen den Kahn ab

und ließen sich die Au hinabtreiben. Eine stille Weile begleitete die Frau die beiden noch, dann stieg sie über die Flut hinweg den milden Weg weiter, den sie gekommen war.

Es war aber so, wie die Leute sagen: opfert sich einer zum andern Mal um einen Werwolfsgürtel, wird ihn die weiße Frau erlösen.

Der Puk sucht einen Hausbesen

Ich habe wohl schon erzählt, daß Nies Puk einmal einen Topf Münzen gefunden hat, daß er sehr anmaßend darum wurde und durchaus jemanden in Dienst nehmen wollte, um die Stube zu kehren. Zuerst soll er bei der Fischersfrau selbst gefragt haben, bei der er wohnte. Aber die hatte keine Zeit. Dann hat er drüben am Deich angefragt, wo Kolkklukker, ein alter Wasserkerl, mit seinem Weib Tine hauste. Tine hatte damals nicht viel zu tun und gähnte nur die ganzen Nächte den Mond an. Als darum Kolkklukker einmal den Graben hinunter auf Nachbarschaft war, ist der Puk vorbeigekommen und hat das Weib gedungen, ihm jeden Morgen vor Sonnenaufgang seine Kammer zu putzen und zu säubern. Tine ist auch gleich neugierig mitgegangen, obschon's ihr Beschwer machte, durch das Giebelloch zu kriechen. Aber ehe sie fertig war, ging die Sonne auf, Tine mußte den Tag über bei Nies hausen bleiben, und am Abend soll der den ganzen Hof voll Kolkkerlen gehabt haben, die mit Steinen, Schlamm und Reet nach dem Giebel warfen und blökend und feindselig das Kolkweib herausverlangten.

Aber, wie gesagt, vielleicht ist diese ganze Sache nichts als loser Klatsch gewesen. Sicher aber ist die Geschichte mit dem Quittenweib, über die die ganze Marsch gelacht hat, und über die Nies Puk so verärgert wurde, daß er sich seitdem kaum noch außerhalb seines Hauses gezeigt hat.

Hatte da der Bauer neben einem rüstigen Apfelknecht Jan Rodeback eine kleine Quittin eingesetzt, so dicht, daß der alte Bursche, der etwas zum Wasser überhing, gerade noch das junge Ding mit seinen Zweigen streicheln konnte. Der Bauer hatte

viel Freude an beiden, sie blühten einander so recht zur Lust, waren den Menschen gefällig und fuhren sogar ihre Früchte selbst mit zur Stadt, wenn Not am Mann war auf dem Hofe. Dann saßen sie wie Marktleute mit ihren Körben dicht nebeneinander und konnten nicht genügend die Augen aufsperren über all das Volk, das sie zu sehen bekamen und über das sie am Abend dem ganzen Hof erzählen mußten.

Bei solcher Gelegenheit hat der Nies die beiden ja nun auch kennengelernt. Und als er sich eines Abends entschloß, noch einmal nach einem Besen Umschau zu halten, fiel ihm die Jungfer ein, und er ging zu ihr.

Die Quittin schüttelte gerade die Blüten, daß der gelbe Staub niedersank. Ganz Andacht war sie in ihrem Werk und hatte eigentlich gar keine Lust zu anderen Dingen. Aber der Nies fragte dringlich und immer dringlicher, und um ihn loszuwerden, meinte sie schließlich: Ja, wenn die Blüte vorbei wäre, hätte sie vielleicht Zeit und Muße genug, es mit ihm zu versuchen.

Wenn's ihr nicht gefiele, könnte sie ja aufhören, drängte der Puk, aber er würde sie gut halten, jede Arbeit sei ihres Lohnes wert.

Daß das kleine Quittenweib aber noch nicht einschlug und sich zierte, kam davon, daß der Apfelknecht, der alles mit angehört hatte, die Blätter sträubte und ein fuchswildes Gesicht machte. Um ihn zu versöhnen, fügte sie deshalb rasch hinzu, sie käme aber erst, wenn's dem Puk gelänge, in einer Nacht den großen Stein zwischen ihr und Jan Rodeback auszuheben. Dieser Stein war nämlich der Kummer der beiden. Er drückte auf ihre Wurzeln und stand mitten in der schönsten Blüte kahl, trostlos und kalt zwischen ihrer Zuneigung.

Na, Nies Puk war es ja sehr um den Dienst zu tun, und er ging auf die Bedingung ein. In einer der nächsten Nächte sollte es schon losgehen. Zehn Maulwürfe und hundertundzwanzig graue Mäuse hatte er bestellt. Ein wunderschöner Mondschein war's dazu; das ganze Land war in weiße blühende Bäume gehüllt, der Himmel war hell von tausend knospenden Sternen, und die Wasser gleisten in dunklen Rahmen wie silberne Spiegel Gottes.

Man sagt, daß Nies Puk als Zimmermann, als Schmied und als Steinklopfer gleich gut Bescheid weiß. Trotzdem war es

eine tüchtige Arbeit, die er sich vorgenommen hatte. Und es dauerte eine lange Weile, bis die Maulwürfe den Grund des Steins gefunden hatten und nun mit Schweiß und Verwünschungen überlegten, was zu machen sei. Glücklicherweise ging's gleich neben dem Stein schräg ab in den großen Kolk. Man beriet darum mit viel Durcheinander und Besserwissen, daß man einen Weg ins Wasser graben und dem Stein dann einen Stoß versetzen müsse. Aber man müsse leise dabei zu Werk gehen, mahnte der Baumeister, damit der Kolkkerl nichts merke. Denn was auch gewesen sein mag, wenn der Nies Puk sah, kriegte er das Bullern und wollte ihm zu Leibe.

So begannen also die zehn Maulwürfe und die hundertundzwanzig Mäuse ihr Werk eine Stunde um die andere, und die Quittin saß auf einem Zweig, ließ die Beine bummeln, kaute an einem Blütenblatt und schaute mit Nachdenken und Behagen zu. Jan Rodeback aber, der von Weibsarbeit nichts wissen wollte, zog ein eifersüchtiges Kinn, brummte mitunter vor Unmut und Schabernack und hätte nichts lieber gesehen, als daß er Nies Puk in seinen höchsten Zweig hängen oder den Kolkklukker aus der Tiefe hochkriegen könnte. Aber der zankte sich noch eifersüchtig mit dem Kolkweib und ließ nichts von sich merken.

Die ganze Nacht trieb Nies Puk unaufhörlich seine Arbeiter an. Keiner merkte etwas von der sanften Mondnacht, alle schafften und dampften vor Schweiß und Arbeit. Endlich, als es im Osten schon ein wenig grau wurde, hatte man eine schräge Wand ins Wasser hinein fertiggestellt, und nun hieß es, den großen Stein ins Kollern zu bringen.

Wofür war der Nies Zimmermann? Er hatte einen großen Hebel unter die tiefste Ecke des Steines eingesetzt, hatte sorgfältig die Mitte auskalkuliert und setzte oben an. Erst hing er sich allein dran. Aber der Stein rührte sich nicht. Dann ließ er alle Mäuse hinaufkrabbeln. Aber nichts geschah. Da ward er der Ziererei überdrüssig, spuckte gründlich in die Hände, stemmte sich gegen den Stein und drückte die Beine ins Gras, bis ihm das Blut unter den Nägeln brannte. Und richtig, der Stein bewegte sich, ein wenig erst, dann rascher, und plötzlich schlug er mit einem gluckſenden Lärm kopfüber ins

Wasserloch. – – Und der Nies beinah hinterdrein – er hielt sich mit Mühe an einem überhängenden Zweig von Jan Rodeback.

Das war nun das Törichtste, was geschehen konnte, denn im gleichen Augenblick kam wutschnaubend der Kolkkerl von unten. Und der Apfelknecht, der ihm ja auch nicht grün war, war in Bewegung geraten und schwuppte den Puk immer dicht übers Wasser hin und her, so daß der Kolkklukker vor Erregung pruschte und beileibe gern ein Bein von Nies Puk erwischt hätte. Dazu lachte die Quittin glockenklar immer einen Triller nach dem andern, und alle Mäuse und Maulwürfe hielten sich die Bäuche und heulten nur so vor Lachen.

„Laß mich nach Haus", flehte Nies Puk zum Apfelknecht, als er nur einen Augenblick zu Atem kam

„Willst du die Quittin noch haben?"

„Nichts will ich haben!" Der Kolkkerl schlappte schon mit einer Hand um die andere nach dem armen Nies Puk und grunzte vor Anstrengung. Ein paar Ahlbeerbüsche legten sich ins Mittel und baten für den Sünder. Da hielt Jan Rodeback mit Schaukeln auf und ließ den Nies hochklimmen. Und der entlohnte seine Werkleute, so rasch er konnte, stopfte sich die Ohren gegen alle lächerlichen Fragen und guckte keinem in die Augen. Dann machte er, daß er nach Hause kam.

Seitdem brät und wäscht Nies Puk wieder allein da oben in seiner Dachkammer, recht wie ein alter Junggeselle. Von Dienstboten will er nichts mehr wissen.

Buhmann und Buller gehen auf Wanderung

Mitunter, wenn Buhmann und Buller in der gelben Wattensonne hockten und sich die Mäuler ausgähnten nach den Stadenweibern, kam ihre Rede voll Verlangen aufs Moor landeinwärts, in dem die beiden Sumpfkerle vor hundert Jahren gehaust hatten. Dann lästerten sie über die Menschen, die die Brüche trockengelegt und sie ins Watt hinausgetrieben hatten, und

dachten heißhungrig an Eulengeschrei und braunen blubbernden Morast.

Eines Tages, als die beiden wieder einmal mitten im brütenden Mittag an schattige Wasserlöcher dachten, meinte Buller plötzlich, ob's denn wirklich nicht möglich sei, einmal über Nacht heimlich zurückzuwandern. Man brauche ja niemandem etwas Böses zu tun, man wolle ja nur einmal wiedersehen, wo man zweitausend Jahr gesessen hätte. Vielleicht – meinte er – sei längst wieder alles Moor geworden, und die Seuche hätte die Menschen gefressen.

Buhmann wachte auf bei dem Vorschlag, hustete über die Hitze, die den saftigsten Priel ausdörrt, und grub ein paar Stadenweiber aus. Von denen ließ er die Packsäcke vollschlagen für zwei Tage Wanderung.

So kam es, daß die Moorkerle Buhmann und Buller eines Nachts zur Erntezeit die Au hinaufkamen. Und weil sie nicht breit genug für ihre Bäuche war, krochen sie um Mitternacht über Land bis dahin, wo sie einstmals gehaust hatten. Aber Moor fanden sie nicht mehr. Rote Hofgebäude, denen sie sich nicht zu nähern wagten, standen auf den alten Sandkuppen, und grüne Wiesen lagen rundum. Die beiden besahen sich alles von ferne, spuckten aus, erregten sich noch einmal gründlich über alle Menschheit und suchten, als sie sich müde geredet hatten, ein Ruhequartier bis zur Frühdämmerung.

Abseits vom Hof lag eine alte Scheune, die deuchte sie gut, und sie machten sich auf den Weg zu ihr.

Vorm Tor stutzten sie aber schon. Auf einer Bank lag ein schnarchender Heizer, und neben ihm stand ein eckiges dunkles Ding mit heißem Bauch, das wie ein Moorbrand stank. Buhmann und Buller waren mißtrauisch. Sie wollten erst das Quartier sichern und besahen sich das Unbekannte von oben und unten. Buller stieß ihm mit dem Knie in den Bauch, aber das Knie zischte und Buller hinkte. Buhmann langte ihm von oben ins Maul, aber das Untier blies daraus wie versengter Torf. Die beiden Moorkerle wurden unruhig, sie wollten das Ding loswerden, rückten an den Rädern und holten einen Hebebaum, um es zu kippen.

Aber als sie eben ansetzten, fuhr der Schlotpucker oben aus der Lokomobile hervor, hatte einen feurigen Besen in der Hand

Carl A. Rudisill Library
LENOIR RHYNE COLLEGE

und fegte so dicht damit vor ihren Zehen entlang, daß ihnen die Nägel stanken.

„Was bist du denn für einer?" brüllte Buller und suchte ihm mit dem Hebebaum an den Schädel zu kommen.

Der andere antwortete nicht.

„Also so einer bist du", knurrte Buhmann ingrimmig und spie vernehmlich in die Hände. „Das dacht ich mir schon!"

„So'n Menschenknecht, was?" fiel Buller heiser ein und krempte die Ärmel auf. Aber der Schlotpucker antwortete nicht und hieb nur um sich, daß die Funken stoben.

Von dem Lärm wachte auch Nies Puk unterm Dach auf und schielte oben aus der Luke. Er hatte etwas gedöst nach der Abendmilch und besah sich verdutzt den fechtenden Schlotpucker und die beiden riesigen Moorkerle vor der Scheune. Im nächsten Augenblick strich er aber auch schon aus der Tür, raste durch Hof und Gehölz und bot auf, was er finden konnte. „Die Moorkerle sind wieder gekommen und wollen uns austun", schrie er dem einen zu, und „Hilfe, Hilfe, sie wollen den Wald umbringen" dem andern.

Da begann ein großes Gerenne zur Scheune hinüber. Der dicke Wildemann und der Hagemann machten sich auf die Beine, der Fuchs sagte eine Hochzeit ab, und der Lattensänger schlug die Noten zu. Selbst der Kuhlenkröger schloß seine Bude und rannte mit seinem feisten Bauch zur Scheune hinterdrein.

Der Schlotpucker war inzwischen seiner Maschine auf den Rücken gekrochen und drosch von dort mit seinem Feuerhaken auf Buhmann und Buller ein. Er mußte die Waffe jedoch ab und zu wieder in die glühende Asche stecken, das waren gefährliche Augenblicke. Höchste Zeit war's, daß Hilfe kam.

Hätte nur die Gesellschaft, die heranzog, etwas Ordnung gehabt. Aber dem Kuhlenkröger, der blind vorandrängte, hieb Buhmann gleich auf den feisten Bauch, daß ihm speiübel ward, und den Fuchs kriegte Buller beim Schwanz zu packen und wirbelte ihn wie ein Rad, daß er die ganze Welt für Gänseklein hielt. Wer weiß, wie es dem wackeren Schlotkämpen ergangen wäre. Denn auch den beiden Riesen stob die Wut in Funken aus den Augen.

Da wollte der Zufall, daß der Kuhlenkerl, der halbtot an der Scheune entlangtappte, über den schlafenden Heizer fiel, so daß

der mit einem Schrei hochfuhr. Und als er im Halbdunkel all das wüste Gemenge schaute, vermeinte, vom Bösen besessen zu sein. „Mein Gott, mein Gott", stöhnte er und hob beide Hände hoch.

Im Augenblick, wo er das gesagt hatte, hub ein Wind an zu brausen und schnob ums Haus, daß die Latten ächzten und die Sparren krachten. Und es dauerte kaum ein paar Atemzüge, da hatte sich alles, was sich eben noch auf Leben und Tod verriß, in Busch und Heu und Torf versteckt.

Der arme Heizer aber saß halbaufgerichtet auf der Bank, fühlte, wie der Schweiß ihm vom Leibe rann, und versuchte sich die Träume aus den Augen zu scheuern. Der Frühmorgen graute.

Warum die Schneidergesellen auf goldenen Eiern sitzen

Als der Schneidergeselle Sniet Snitters überall vergebens um Arbeit gefragt hatte, kam er eines Tages zu einem alten Geizhals am Ende des Dorfes. Der sagte zwar auch, Arbeit habe er nicht für ihn. Aber wenn er ihm seine Gänse hüten wolle, dann sollt's ihm auf ein Butterbrot nicht ankommen.

Sniet Snitters hatte Hunger, und das ist eine bittere Kost. Er schlug darum ein, suchte das Beste draus zu machen, legte sich auf eine blumige Wiese und wunderte sich doch, warum ihm dieser Tage so gar nichts geraten wollte. Er kam dabei so sehr ins Grübeln, daß er gar nicht merkte, wie sich ein alter grauhaariger Fuchs näher und näher um die Gänse schlich. Als er den Schneider mit seinem Stecken sah, zog er ein recht saures Gesicht, grüßte aber höflich, begann ein gelehrtes Gespräch und meinte, es sei doch eine schlechte Zeit für jedes ehrliche Gewerbe. Die Dummen hätten es dieser Zeit am besten; man käme sich vor, als sei man nur darum da, daß die Gänse in Beschaulichkeit fressen könnten.

Sniet Snitters antwortete mit Festigkeit, betonte auch, er sei kein Hütejunge, den man beschwatzen könne, er sei ein erprobter

Gesell. Der Fuchs zog die Stirn hoch, nickte und meinte, als gebildete Leute würden sie sich besser verstehen als bisher. Vielleicht besäße der Schneider sogar so viel Klugheit, um einen Streich mit ihm auszuführen, bei dem beide ihren Vorteil haben könnten.

Was das denn wäre, blinzelte Sniet Snitters, halb und halb bekehrt.

Ob er's noch nicht gehört hätte? Der Kuhlenkerl von drüben sollt' heute nacht eine Jungfer Uhu zur Frau bekommen. Zwei goldene Eier hätte er seinem Schwiegervater versprochen, aber die Jungfer sei untröstlich, sie wär' nämlich einem andern versagt.

Ob man dem armen Ding nicht helfen könne, fragte der Schneider und sperrte beide Löffel auf, weil er von goldenen Eiern hörte.

Ja, das wäre eben solche Sache, meinte der Fuchs und blinzelte verschmitzt in die Sonne hinein. Da gehöre schon ein gut Teil List und Herzhaftigkeit dazu, mit einem alten Schuhu sei nicht zu spaßen. Aber er wolle dem Herrn einmal etwas verraten – damit rückte der Graubart ganz dicht an sein Ohr. Mit dem Vertrag sei's nämlich noch nicht ganz in Ordnung. Wenn der Schneider ihn begleiten und zwei Gänseeier und einen langen Nußhaken mitnehmen wolle, – vielleicht ließe sich aus der Sache etwas machen. Er hätte nun einmal Gefallen an dem Herrn gefunden, sagte der Fuchs.

Der Schneider überlegte noch eine Weile. Er war mißtrauisch und etwas träge; die Sonne schien ihm grade auf seinen leeren Bauch, und das tat wohl, als hätte er warme Milch geschluckt. Dann trieb er die Gänse zusammen, schaute dem Fuchs noch einmal in das treuherzige Spitzbubengesicht und folgte ihm schließlich vorsichtig in einen großen Erlenbruch, der so dicht war, daß gewiß nur wenige Menschen sich jemals da hindurch gewagt hatten.

Es war auch richtig alles so, wie der Fuchs es gesagt hatte. Als sie beieinander hinter dem Busch auf dem Bauch lagen und warteten, kam zuerst eine alte Krickente. Das sei die Vermittlerin, flüsterte der Fuchs entrüstet und fletschte die Zähne. Dann kam der Kuhlenkerl mit zwei faustgroßen Goldklumpen. Und schließlich erschien ein alter Uhu mit einem heulenden Vogel am

Kragen, an dem er in feierlicher Rede Vaterrechte zu haben behauptete. Der Fuchs bezähmte seine Empörung, aus Freundschaft flüsterte er. Und sie mußten beide ein abscheuliches Handeln und Feilschen um das Fräulein anhören, wovon dem armen Schneiderlein von Herzen übel wurde.

Schließlich kamen die Parteien aber doch ins reine. Die Ente legte den Vertrag vor, und es wurde vereinbart, gegen die zwei Goldeier dem Kuhlenkerl zu Abend die Hochzeit zu rüsten. Als Sicherheit aber nahm der Uhu schon jetzt die zwei Klumpen und setzte sich darauf. Er ist nämlich am Tag halbblind und kann erst zu Abend prüfen und schaben, ob es echtes Gold oder nur ein einfältiger Stein ist, den er unter sich hat.

Der Kuhlenkerl aber blieb auf Abstand dem Uhu gegenüber und behielt ihn im Auge, damit er nicht mit dem Preis aus dem Felde striche.

So lagen sich die beiden also mit ihrem elenden Handel gegenüber, die Braut mit hängenden Flügeln dazwischen. Und sie beglotzten einander schläfrig, einmal mit einem Auge, einmal mit dem andern und ließen sich die warme Nachmittagssonne auf den Pelz brennen. Die Erlen rauschten leise, ein Weidenweibchen schnarchte, und eine große Hummel brummte unaufhörlich um den Kuhlenkerl, er hatte sich für den feierlichen Tag wohl mit Fliederduft eingerieben.

Da stand der Fuchs leise auf, flüsterte Sniet Snitters seinen Kriegsplan zu und schlich auf einer alten Spur von ungefähr vor dem Kuhlenkerl entlang. Der blinzelte mit einem Auge noch nach dem Uhu, mit dem andern verfolgte er Reineke, der tat, als ob er ihn nicht sah und ihm seinen Magen nicht unweit niederlegte.

Das gefiel dem Kuhlenkerl nicht, er rückte verstimmt ein wenig zur Seite, wartete auch, daß der Nachbar etwas Mull dazu scharren würde. Der setzte auch beide Hinterläufe an. Und er zielte so gut, daß der Kuhlenkerl sich platt auf den Boden legte, so viel Erde hatte er in Auge und Maulwerk bekommen.

Der alte Uhu, der alles angesehen hatte, gluckste nur so vor Vergnügen, und als ihn ein Stecken am rechten Flügel rührte, meinte er, es sei ein fauler Federkiel, stellte sich aufs linke Bein und kratzte sich so recht herzhaft. Er merkte gar nicht, wie ihm ein Goldklumpen dabei unterm Bauch wegrollte und ein

einfältiges Gänseei dafür unterlief. Und nach einer Weile mußte er sich wieder schütteln vor Vergnügen, denn der Kuhlenkerl spuckte abscheulich, röhrte und grunzte nur so vor Mißbehagen und Schäbigkeit. – Da langte das Schneiderlein von neuem mit dem Nußhaken aus und kitzelte den Uhu am linken Flügel. Und als der sich wiederum gründlich kratzte, zog er mit dem Stecken rasch den zweiten Goldklumpen unter ihm heraus und vertauschte ihn mit dem andern Gänseei. Das geschah grade zur rechten Zeit, denn der Kuhlenkerl war wieder klar, und als er den Schuhu so unerhört grinsen sah, fragte er ihn wütend, ob er noch keinen kalten Bauch von dem vielen Gold hätte.

Ach, meinte der Uhu, die Goldeier wollte er schon wärmen, die seien grade beim Richtigen. Ob sie nicht abfärbten, sie kämen ihm so grimmelgrau vor, sagte der Kuhlenkerl wütend, er hatte ja ein gutes Gewissen.

Als Sniet Snitters das hörte, machte er sich mit seiner Beute leise aus dem Staub. Als er zu den Gänsen kam, hörte er schon von weitem ein erbärmliches Geschrei und sah, wie sein Dienstherr, der Geizhals, mit einem roten Kugelkopf hinter dem Fuchs dreinstob, der just an einer Keule würgte. Er hielt es drum für geraten, umzukehren, aber der Uhu hatte sich mit dem Kuhlenkerl auch schon bitterbös an den Haaren. – Da suchte der Schneider und fand einen dritten Weg, der hieß Vorsicht, und führte ihn in ein gemächliches breites Tal, ohne viel Streit und List und Albernheit.

Aber die Geschichte ist doch ruchbar geworden, und man sagt seit der Zeit, daß die Schneider auf goldenen Eiern brüten.

Peter Bettelmann und die wilde Els

Eines Tages, als Peter Bettelmann seine Landstraße zog und an eine alte Mergelkuhle kam, sah er den Raben Öwersinn und eine alte Krähe. Die mühten sich vergeblich, einen Tontopf aufzubrechen, der halb in der Erde stak. Und obschon Öwersinn eine große Hornbrille um die Augen hatte und viele Sprüche und Weisheiten aufsagte, gelang es ihm nicht,

den Deckel des Topfes aufzubrechen. Peter Bettelmann sah sich die Sache eine Weile an. Dann fragte er, ob er vielleicht helfen könne, und was sein Lohn sein würde. Ja, antwortete der Rabe mit der Brille, wenn er feierlich Stillschweigen verspräche, sollte er wissen, was daran sei. Es wäre nämlich die Salbe Unsichtbarkeit, die sie gefunden hätten, und Peter Bettelmann, sagte Öwersinn, bekäme den halben Topf, wollte er ihm helfen, sich den Schopf damit zu bestreichen.

Das schien dem Burschen ein guter Vertrag, er ging ans Werk, zerbrach das Gefäß und bestrich den Raben und die Krähe damit. Und im Augenblick huschten die beiden auch schon ohne Schatten davon, ihr Krächzen kam aus lauter Luft, gläsern durchscheinend waren sie geworden.

Da strich sich auch Peter Bettelmann die Salbe vom Scheitel bis zum Rücken, und obschon er die Schwere in seinen Gliedern und seine Stimme zum Lachen und Schrecken behielt, merkte er, daß er unsichtbar wie ein Luftzug geworden war. Alle Tiere kamen arglos an ihn heran, horchten nur einmal unruhig, wenn sein Fuß auf Reiser trat.

Als er den Topf aber genauer wendete und kehrte, war noch eine kleinere Dose in ihm, zierlicher als der äußere Ton. Auch darin fand er eine Salbe, die er neugierig versuchte. Und er merkte bald, daß er nun auch vor Unterirdischen und vorm Waldvolk unsichtbar geworden war. Denn die Höhlen im Land verschlossen sich nicht mehr, wo er ging, und in den Weiden und Erlen saßen die Holzweiber, wollten sich ausschütten vor Lachen über alte Geschichten, die sie sich erzählten, und schauten sich verdutzt an, wenn er der einen oder andern frech unters Kinn fuhr.

Peter Bettelmann hatte nun wirklich ein köstliches Leben, und er konnt' es sich immer noch köstlicher machen. Hatte er Hunger, setzte er sich bei einem Bauer zu Gast, hatte er Durst, trank er den Wirten das Bier aus dem Zapfen, und war er müde, kroch er bei den Unterirdischen zur Rast.

Aber, wie's immer bei den Menschen ist, er war trotzdem nicht ganz zufrieden mit seinem Geschick. Er hörte die Bauern in den Schenken prahlen, hörte die Jüngeren von Mädchen erzählen und sperrte die Ohren auf, wenn einer von der wilden Els berichtete, die so schön war, wie wohl keine im ganzen Land, die aber überall verkündet hatte, sie wolle keinen Freier, es sei denn,

er brächte ihr einen Wildemann aus dem Wald als Knecht nach Haus.

Peter Bettelmann machte sich also auf, sah die Hagefrauen und Moosweiber in der Sonne liegen, hörte von fern einen Schratt erschrecken und ging tief in das Herz eines großen Waldes hinein. Kein Tier und kein Wesen wich vor ihm aus, unsichtbar ging er durch das gelbe Licht der Wege und ohne Schatten durch die kugelnden Sonnenflecke im braunen Laub.

Als er nun ganz weit von allen Siedlungen entfernt war, wand der Bursche sich einen dicken Strick aus Bast und Ebereesche. Den band er fest an einen Baum und begann wie eine Hagefrau aus einem hohlen Baum zu locken. Eine Nacht und einen Tag dauerte es, dann kam wirklich ein Wildemann durchs Unterholz heran. Er war sehr vorsichtig, kauerte sich mit seiner Keule unruhig von Busch zu Busch und hatte ein paar Zweige ins Schurzfell gesteckt, daß er fast unsichtbar war. Auf einmal lag ihm aber doch, schwupp, eine Schlinge um beide Arme. Er wehrte sich erst gewaltig, so daß der Boden dampfte und die jungen Bäume stürzten. Dann begann er zu bitten und wie ein Mensch um seine Freiheit zu flehen. Aber Peter Bettelmann ließ nicht nach. Er führte den Wildemann durch den ganzen Wald mitten ins Dorf und hielt prahlend vorm Hof der wilden Els. Die verwunderte sich sehr über den unsichtbaren Freier. Weil er sie aber fühlen ließ, daß er aus Fleisch und Blut war und weil er ihr auch einen Wildemann als Knecht zuführte, hätte sie ja eigentlich Peter Bettelmann zu eigen sein müssen.

Die wilde Els hatte jedoch Einwendungen. Weil sie den Freier nicht schauen konnte, sagte sie, müsse er erst noch die große Heide pflügen. Das war ein wildes Dünenland, das hoch ins Meer hinauswogte und so sehr von Kraut und Busch durchwachsen war, daß kein Mensch darauf ackern wollte.

Peter Bettelmann hörte sie an, sein Herz schlug ja allzusehr über ihre Schönheit; ihm schien gut, ihr noch einen Wunsch zu erfüllen. Er nahm drum den Wildemann am Seil, kaufte sich ein neues Zaumzeug und ging ans Meer. Dort kam in jeder Frühe ein Waterkerl als apfelgrauer Schimmel aus dem Wasser hoch, schüttelte die sprühende Mähne und trabte über die Heide ins morgenblaue Land hinaus.

Der unsichtbare Bursch legte sich nun auf die Lauer, bis der

Mücker nahe kam, sprang jäh auf und warf ihm das Zaumzeug über, als er just über die Heide mit dem Frühwind um die Wette lief. Das gab ja ein tolles Gestampfe und Gewieher, aber Peter Bettelmann, der dem Schimmel unsichtbar zur Seite blieb, zwang das Tier endlich in einen Pflug und ließ den Wildemann drei Tage mit ihm über die Heide pflügen. Dann schickte er Botschaft, die wilde Els möchte kommen. Und als sie kam und das frische Bruchland wundernd bestaunte, schlug Peter Bettelmanns Herz wie ein Hammer, er konnte kaum an sich halten, so lieblich schien sie ihm, und so sehr begehrte er, ihr zu gefallen.

Aber als er seinen Arm um sie legen wollte, besann sie sich und meinte noch einmal, wie sie wohl einen Schatz freien solle, den sie nicht von Auge zu Auge sehen könnte. Und als er drohte und bat, verschwor sie sich, nicht eher zu heiraten, bis sie seine Seligkeit erprobt hätte. Denn wäre er schon ein Stärkerer als die Menschen rundum, solle er weisen, daß er zu den Überirdischen gehöre. Wenn er zum Beispiel einen zweiten Mond zur Nacht über den Himmel schicke – sagte sie –, wolle sie an ihn glauben und dem gläsernen Freier zu eigen sein. Aber sie hoffte heimlich, daß er sie verwünschen und von ihr ablassen würde.

Da ging Peter Bettelmann von neuem auf die Suche. Er kam weit über Land und kam zu den Hamburgern, von denen man sagt, daß sie in St. Petri den Mond über Tag bewahren. Es war jedoch nicht an dem. Wohl aber wußte ein alter Mönch, der vergessen oben im Turmgestühl hauste und sich Lockersen nannte, einen guten Rat für Peter Bettelmann. Er nahm ihn an die Hand und wies ihm das Sore Moor. Das liegt zehntausend Schritt und drei Stunden über der Stadt; die Hagestolzen und dürren Jungfräulein leben in ihm, die an den Sternen schnitzen müssen.

Zu denen wanderte Peter Bettelmann nun hinaus, zeigte ihnen seine Kraft und zwang sie, eine große Scheibe zu zimmern und wie Sterne glühend zu machen. Siebzig Tage dauerte das Werk. Dann, an einem Mittsommerabend, wollte Peter Bettelmann den zweiten Mond auffeiern, allen Menschen zum Stolz über seine Kraft.

Vorher kehrte er indessen noch einmal heim, holte die wilde Els mit dem Grauschimmel von ihrem Hof und zeigte ihr die

silberne Scheibe, die auf die Auffahrt wartete und an einem Hügel bereit lehnte.

Dem Mädchen begann jetzt langsam zu grauen vor ihren Wünschen, aber der seltsame Freier ließ nicht mehr von ihr ab. Als der Abend kam und der Wind vom Meer über die schwarzen Torfwasser sprang, mußten hundert Männlein und Weiblein die Taue spannen, und der zweite Mond stieg wie ein gewaltiges, reiches Schild empor und rollte und schlingerte glühend über das Sore Moor hinweg.

Als er aber der Erde nahe kam, erhob sich ein furchtbares Wetter von allen Seiten. Schwarze Wolken bedeckten den neuen Mond. Über ihre leuchtenden Ränder sprang der wilde Jäger von Zacke zu Zacke näher. Der spürte Peter Bettelmann auf, trieb den Unsichtbaren und das Weib vor sich her, packte sie schließlich beide und warf sie voll Zorn hoch in die Wolken hinein, bis sie versteint zur Erde niederstürzten.

Wenn man die Straße von Hamburg nach Lübeck geht, liegt bei Bargteheide ein Fels am Weg wie ein Menschengesicht. Das ist die wilde Els. Und wenn man aufhorcht, kommt ein Stöhnen und Wälzen wohl über den Weg. Das ist der Unsichtbare, das ist Peter Bettelmann. Es ist mancher schon über ihn gestürzt oder hat hart daran angeschlagen. Es ist rätlich, langsam zu fahren, wenn man bei der wilden Els vorbeikommt.

Der Rabe und die drei Diebe

Als der Rabe Gwersinn von der Salbe Unsichtbarkeit einen Tropfen abbekommen hatte, kehrte er noch einmal zu den Seinen heim. Er hatte noch ein paar Sachen auszumachen, rupfte einigen Feinden die Schopffedern aus, so daß sie vor Wut schrien, ohne sich wehren zu können, hackte einer ungetreuen Jungfer ins linke Auge und nahm seinem Nachbar einen Fingerring aus dem Nest, den sie einmal unterm Galgen gefunden hatten, und um den sie jahrelang prozessiert hatten.

Er war ja immer ein alter Hagestolz gewesen, unser Rabe. Jetzt, da ihm das Leben zu geraten schien, nahm er sich doppelt

vor, noch recht viel davon zu sehen, lustige Gesellen zu erleben und sich sein Scherflein für das Alter beiseite zu legen.

Nein, Öwersinn kümmerte sich nicht mehr viel um das Vogelvolk. Als er eines Nachts sah, wie ein Zwerg der Krähenkönigin die Brille Gerechtigkeit stahl und die Krähenkönigin ihr halbes Königreich und sich selbst für die Wiedererlangung aussetzte, flog der Hagestolz krächzend von dannen. Er hatte sich Besseres vorgenommen, als das Krähengeschlecht zu Verstand zu bringen.

Als Öwersinn nun so abenteuernd die Landstraße entlangstrich, sah er einen feisten Mönch, der sich an einem erbettelten Käse labte. Er hatte Hunger, fuhr nieder und riß, unsichtbar wie er war, dem Mönch, schwupp, die Rinde aus der Hand, daß dem vor Erstaunen das Maul offen und die Finger im Schnauzbart blieben. Ein wenig weiter saß ein alter Soldat am Rain, um zu nachtmahlen. Er hatte ein fettes Speckstück zwischen den Zähnen und ein halbes Brot im Ruckſack, das so recht einladend mit dem eingestochenen Messer nach oben stand. Da sah der Soldat zu seinem Entsetzen, wie mit einem Male das Brot vor ihm in die Höhe ging, als sei es vom Teufel besessen oder voll heißer Dämpfe, und obschon er ein Ungläubiger war, schlug er ein Kreuz und dankte, daß dies nicht geschehen war, nachdem er das Brot verschlungen hatte.

Noch ein wenig weiter aber saß ein Schneidergeselle, der kaute an einem Zwirn, weil er sonst nichts zu beißen und zu brechen hatte. Den überkam das Sonderbare, daß sein Ohr plötzlich von einem heiseren Krab zerrissen wurde, und als er sich umschaute, ein entsetzliches Gelächter und Krakrakra rabrabrab von allen Seiten lospolterte. Also daß er nicht anders vermeinte, wie der halbe Weg sei voll böser Unholde, spornstreichs seinen Zwirn ausspie und die Landstraße verfolgte. Als ihn der Soldat sah, meinte er, es gäbe etwas zu schauen, gesellte sich ihm zu und konnte sich auch kaum erwehren, so arg bellte und krächzte ihm der Rabe unter die Mütze. Auch der Mönch mußte seine Beine aufheben, da half kein Kreuz und kein gutes Wort, und erst als die drei wie Dreſcher vor der Sonne schwitzten, ließ der Spuk von ihrem Leib ab.

Nun waren sie ungefähr so weit gekommen, wie sie ohnehin zum Abend hatten wandern wollen. Da lag nämlich eine Höhle

am Weg in einer alten Rieskuhle, gewöhnlichen Leuten unbekannt. Aber allerhand fahrend Volk fand beim Rieskuhlenkerl Unterschlupf, und der Alte hielt darauf, daß seine Gäste zum Nachtmahl bei ihm in lustiger Gesellschaft waren.

Neben dem Kuhlenkerl stand darum auch Nine Wipp, die die Gläser spülte, und als die drei Fahrenden die zu Gesicht hatten, begannen sie alle unheimliche Verfolgung zu vergessen, auf das Wohl der Jungfer zu trinken und auch durch freundliches Grinsen sie zum Näherkommen einzuladen. Aber Nine Wipp blieb sehr gemessen, und erst als der dicke Kuhlenkerl ein wenig eingenickt war, rückte sie den drei Werbern näher. Nur auf einen Augenblick, sagte sie.

Der unsichtbare Gwersinn hockte indessen in der Tür, blinzelte auf die drei goldenen Ringe, die der Kuhlenkerl anhatte, und hörte, wie die Gäste einer nach dem andern der Jungfer ein artiges Wort sagten. Er wunderte sich ein wenig, daß alle drei noch nie ein so feines Mädchen gesehen hatten wie in der Schenke des Kuhlenkerls. Von weit her seien sie gekommen – so erzählten sie einer nach dem andern –, und überall hätten sie die Kuhlendeern preisen hören; in Dorf und Stadt, auf Märkten und Messen könne man von ihrer Zucht und Fröhlichkeit vernehmen. Leider hätten sie selbst nie eine Liebste besessen, aber was könne man sich Schöneres wünschen als ein ehrbar Weib, das von Lustigkeit überflösse.

Die Jungfer errötete, zierte sich und hörte es doch gern, hätte sie doch wie manch junges Ding lieber einen höflichen Ehegemahl als drei süffige Junggesellen um sich gehabt. Auch der Rabe Gwersinn hörte eine Weile mit Staunen zu. Dann empörte sich der alte Hagestolz in ihm; er fand es abscheulich, um ein Weibsbild solch Aufhebens zu machen, stieß unter die vier auf den Tisch und erhob ein solch unterirdisches Krab, daß der Kuhlenkerl mit dem Schädel gegen die Decke spritzte und die vier Schöntuer auseinanderfuhren, als sei der Leibeigene unter ihnen erschienen.

Als der Mönch, der Schneider und der Soldat sich draußen von ihrem Schreck gesammelt hatten, sprach der Soldat als der Vernünftigste, daß es schließlich niemand anders als ein alter Rabe sein könne, der ihnen das Fell schauern gemacht hätte. Und da er einer war, der die Vogelsprache verstand, wandte er

sich gegen alle vier Himmelsrichtungen und hielt eine wohlgesetzte Rede. Und er bat die hohe Weisheit zu sich und erklärte, am besten sei es doch, sie täten sich zusammen und trieben ein ehrliches Handwerk, wobei jeder seine Kenntnisse ernstlich nützen könne.

Das leuchtete Öwersinn auch ein, besonders als der Mönch von den drei weltlichen Ringen des Kuhlenkerls redete, die einem so klugen Raben gut stehen würden. Und sie sprachen ab, sich zur Nacht bei jenem umzusehen, auch die Schenkin mitzunehmen, die wohl ein ärmliches gehaltenes, aber herzgutes Kind sei, und die einem von ihnen vieren gut zur Seite stehen würde. Das, sagte der Hagestolz, sei nicht seine Sache, aber er war schließlich einverstanden, alle Beute auf einen Haufen zu tun und nach Verdienst zu teilen.

Als sie es dem Kuhlenkerl nun angetan und der Rabe ihm selbsteigen die drei Ringe von den feisten Fingern gezerrt hatte, auch die Jungfer mit lustigem Sträuben geraubt war, taten sie alle Beute beieinander, um sie zu verteilen. Beschlossen sodann, nach Verdienst zu wählen. Er wollte ja nur einen Ring, sagte Öwersinn, die drei möchten sich um die Schenkin streiten. Aber der Soldat erinnerte daran, daß gewählt werde, wie man den Hals gewagt hätte. Und er stand als erster auf, streichelte Nine Wipp zärtlich, wandte sich im Kreis und klagte, er sei ein armer Mann, der Weib und Kind daheim habe und auf seinen Erwerb sehen müsse. Dann nahm er den ersten Reif.

Dem Raben schlug das Herz ein wenig, er wollte etwas einwenden. Da stand der Mönch auf, sprach einen frommen Wunsch über die Gefangene und gab kund, wie heiß er sie umwürbe, wäre er nicht durch sein Gelöbnis gezwungen, sich mit einem elenden Reif zu begnügen.

Der Rabe wurde bös, er wollte nach dem dritten Ring langen. Aber der Schneider hatte ihn schon ergriffen. Und er schrie mit erregter Stimme, wie bitter leid es ihm sei, daß er kein Weib zu herbergen und kleiden vermöge, sintemal er seit drei Tagen von Zwirnsfäden lebe. Aber er sei doch froh, daß Nine Wipp einen so klugen Mann wie den Herrn Raben bekäme, der sie wohl zu versorgen und so zu kleiden verstände, wie es ihrer Lieblichkeit anköme.

Alle drei schauten dann erwartungsvoll auf den vierten Platz, wo sie sich den Gast dachten.

Öwersinn schwieg eine Weile, man wußte nicht, ob es vor froher Erwartung oder Überlegung war. Es war aber so, daß der Rabe angestrengt nachsann.

Seine lange gute Zeit hagestolzen Lebens zog vor seinem Auge vorbei, sie schien ihm besser als drei Goldreifen und ein Jüngferlein zugleich. Darum hustete er endlich vernehmlich und hub wohlgesetzt folgende Rede an: Dem Alter zieme Weisheit und Erkenntnis, ja, das zieme ihm. Er, Öwersinn, habe sich langer Erfahrungen voll geglaubt, älter und klüger als die Menschen. Heute aber habe er gelernt, daß die Spitzbuben rascher wüchsen als alle Weisheit.

Sprach's, hob die Flügel, schrie einem jeden noch einmal ein heiseres Krab in das Ohr, daß alle entsetzt in die Tür stoben, und zog einsam, ohne Beute, aber reicher an Weisheit in die Ferne.

Wie das Lesen unter die Menschen kam

Ja, danach wurde ich schon oft gefragt: warum wir wohl nicht von unten nach oben lesen, wie es bequemer wäre, sondern von oben nach unten und von links nach rechts. Das ist ursprünglich viel vernünftiger gewesen, und wie's anders gekommen ist, will ich gern erzählen.

Als nämlich die Raben, die in ältester Zeit das klügste Volk auf der Welt gewesen waren, ihre Weisheit verloren hatten, hatten riesengroße Eulen, die heute längst ausgestorben sind, die Herrschaft in die Hand bekommen. Sie haben mit Verstand und Umsicht für die Erde gesorgt, haben Gerechtigkeit walten lassen und alle Weisheit ihrer Vorgänger und Vorfahren in ein großes graues schweinsledernes Buch aufgeschrieben, das sie auf einem Eiland im Meer verwahrten. Am Ende sind sie vor lauter Wissen aber unfruchtbar geworden, und die letzten ihres Stammes haben mit dem neu aufkommenden Volk der Unterirdischen einen Erbfolgevertrag geschlossen. Danach hatten die Zwerge sie zu nähren, zu wärmen, zu kleiden und trocken zu halten, wogegen das letzte Eulengesicht die Zwerge lesen lehren und ihnen das Buch der ewigen Weisheit übergeben sollte.

Nun hat aber um die graue Zeit, wo sich der Vertrag erfüllen

sollte, der Frühlingssturm einen jungen Fischer auf jene Insel verschlagen. Die Menschen sind damals noch ein wildes unstetes Geschlecht gewesen. Der gestrandete Fischer hat sich darum auch häuslich einrichten müssen, niemand hat nach ihm gesucht, und er hat nicht gewußt, wie er zu seinem Volk heimkehren sollte. Er hat sogar mehrere Jahre auf dem Eiland hausen müssen bis zu der Zeit, wo der König der Unterirdischen einen seiner höchsten Minister auf die Insel schickte. Die letzte alte Eule, die das Buch der Weisheit in Händen hatte, sollte sich nämlich dort mit ihm treffen, um ihm das Lesen beizubringen, ehe sie das Zeitliche segnete. Und weil es damals bei den Unterirdischen gegen die Dynastie gärte, hat sich der königliche Rat entschlossen, den Fischer, den man auf der Insel fand, zum Dienst des Ministers zu bestellen. Dem eignen Volk traute man nicht mehr recht bei solch geheimen Staatshandlungen.

Na, der Minister hat sich zunächst mit Eifer dabei gemacht, lesen zu lernen, und der neue Diener hat mit Erstaunen das Schweinslederne angeguckt und zugehört, wie der Eulengreis daran herumstotterte, und wie mitunter auch vernünftige Sätze daraus entstanden. Oft ist sogar der König zu Lehrer und Schüler gekommen. Er war etwas feist und zu träge, selbst aus der Weisheit zu lernen, er hatte ja schließlich auch seine Minister dazu. Aber er wollt's doch überwachen, ging mit seiner Tochter am Strand auf und ab, plätscherte mit Kieselsteinen und blickte mitunter streng um sich, so daß der arme Untertan jedesmal in Schweiß geriet und ins Buch nickte. Zuweilen schaute aber auch die Tochter hinüber. Auch das mußte der Minister abpassen und schleunigst ein Paar schmachtende Augen machen, er hätte sonst in Ungnade fallen können.

Mit dem Lernen wurde es auf jeden Fall nichts. Nicht einmal soviel wie bei dem jungen Wächter, der zwar alles über Kopf sah, sich aber doch Zeichen und Schnörkel merkte und halb aus Langeweile, halb aus Verwunderung in sich festhielt.

Die schönen Sommertage sind vorbeigegangen, der Minister hatte immer noch nichts Rechtes gelernt. Die Eule hat auch nicht getrieben, sie war alt, sehr alt und schläfrig. Sie nickte sogar mitunter ein, wobei ihr die Brille auf den Schnabel rutschte. Das war sehr komisch, der König, die Prinzessin und der Minister lachten darüber.

Als der Herbst aber braun über der Insel stand und das Laub den Bäumen um die Füße flog, ist der König von Sorgen geplagt worden. Das Volk, das von dem Erbfolgevertrag mit den Eulen wußte, war aufsässig und meinte, daß jedermann etwas vom Buche der Weisheit gehöre. Es sei unrecht, daß nur ein Minister darin lesen könne. Es ist am Ende zu offener Auflehnung gekommen, die Rebellen haben gedroht, den Weg zur Insel zu stürmen. Und eines Tages hat sich der König mit dem Minister heimlich beraten und hat ihn gefragt, ob er genügend gelernt hätte. Der wagte nicht nein zu sagen. Die Prinzessin hat gelacht wie über einen schlimmen Streich, und die alte Eule hat Gift in den Fraß bekommen und ist sanft eingeschlafen. Denn wenn schon der Thron wackelte, wollte man wenigstens die Aufrührer um ihren Lohn kürzen.

Aber als der Tod der alten Eule bekannt geworden war, hat sich die Rebellion gegeben. Das Buch der Weisheit ist im Königsschloß der Unterirdischen aufbewahrt worden. Der Minister hat bei feierlichen Gelegenheiten getan, als lese er daraus vor. Aber es war nur eigene Weisheit, die er verkündete. Das Zwergvolk ist seit zehntausend Jahren das gleiche geblieben, nicht besser und nicht schlechter, nicht größer und nicht kleiner, als es schon damals war. Immer ist gelehrt worden, das Geheimnis des Lesens habe sich von einem Minister auf den andern vererbt, und jedermann hört da unten mit Ehrfurcht an, was die ewige Weisheit will. Nur einmal ist einer vom Volk aufgestanden und hat nachweisen wollen, daß keiner von allen Ministern jemals hätte lesen können. Er hat aber schleunigst widerrufen müssen, sie hatten ihm die Daumen zusammengeschraubt.

Dem jungen Fischer, der für die alte Eule und für den Minister hatte aufwarten müssen, ist es nach einiger Zeit gelungen, heimzukehren. Er hat an seinen Buchstaben gebastelt und probiert, hat sie aber nur kopfüber und von oben nach unten schreiben können, so wie er sie gesehen hatte. Immerhin haben die Menschen ihm Dank gewußt und haben sich seitdem redlich bemüht, etwas hinzuzulernen. Sie haben ihre Sprache und ihre Klugheit in vielen Büchern niedergelegt. Das alte Buch der Weisheit haben sie nicht gefunden. Sie müssen arbeiten und versuchen, ihre eigene aufzustellen. Und vielleicht ist es gut so.

Die Schifferfrau und der Klabauter

Der Abend bräunte das Wasser rund um die großen Ewer vom Fluß bis zum Kai. Die junge Schifferfrau hatte sich's bequem gemacht, hatte das Strickzeug im Schoß und kam doch aus dem Versinnen nicht heraus. Ihr Mann war drüben an Land, hatte zu rechnen und zu handeln; sie war allein und hing, wie oft, ihren törichten Gedanken nach. Die gingen hoch zu Schlössern und großen Städten, schlüpften in seidene Kleider und goldene Schuhe und aßen von fürnehmen Tafeln.

Die Häuser drüben am Kai hatten große dunkle Mäntel angetan und hüllten sich fester ein, drehten den Kopf ein wenig vorm aufsteigenden Mond, um tiefer zu schlafen.

Der Klabautermann hatte sich zur Kapp des Ewers geschlichen, schmauchte sein Pfeifchen und blinzelte etwas spöttisch fromm zu der Frau hinüber. Er hatte das junge Weib gern; sie hatte bei aller Unzufriedenheit ein gutes Herz für ihn, hatte ihm auch jüngst vor einem bösen Feuer aus der Not geholfen. Als sie nun vor lauter Sinnen nicht aus sich aufwachte, wollte er ihr wohl etwas Gutes tun und schlenderte, wie ein Schiffsherr gekleidet, langsam zu ihr übers Deck.

„Was denkst, mein Deern?" fragte er.

Die fuhr herum und sah den Fremden mit großen Augen an.

„Ich möchte wohl" – die Frau sah den Alten an und sprach ihre Gedanken laut zu Ende –, „ich möchte wohl gern einen schönen Hof haben statt immer zur See zu fahren."

Ehe sie sich besann, war der Ewer unter ihren Füßen versunken. Sie stand auf einem Werder mitten in der Elbe, hinter ihr hob sich ein schöner Bauernhof mit braunem Ziegeldach, Türen, Fenstern und Heuboden. Sie wurde sehr froh, begann mit den Knechten und Mägden zu schalten, fand alles, wie sie sich's immer gedacht hatte, und war recht zufrieden.

Da lebte sie nun mehrere Wochen, bis die Ernte eingebracht war. Und sie wäre wohl glücklich geworden, hätte sie sich mit jemand besprechen können, wäre in der Einsamkeit nicht das Grübeln über sie gekommen. Sie mußte oft weitersinnen, dachte, wie es wohl sei, wenn sie nicht nur die Insel hätte, sondern auch einiges vom Ufer drüben, das an die große Stadt grenzte. Ja, wie es wohl wäre, wenn sie nicht selbst als Bäuerin

mit anzugreifen brauchte, sondern immer mit glatten Fingern durch ein weißes Haus gehen könnte.

Als sie wieder einmal darüber grübelte, kam der Klabauter just als ein kleiner altmodischer Reiter den Weg vom Wasser zu ihr geritten, hielt an und grüßte: „Bist jetzt zufrieden, du?"

Ach ja, aber lieber hätte sie ein Haus dicht bei der großen Stadt, sagte die Fischerfrau.

„Das ist nicht schwer, mein Deern", sagte der Klabauter, „brauchst nur deine Augen anzustrengen und durch die Luft hindurchzutreten, die um dich ist. Dann bist du zu Haus."

Der Frau ward wohl ängstlich zumute, aber sie tat, wie ihr geheißen war, und wirklich, auf einmal wurden Hof und Baum durchsichtig; sie sah in eine Ferne, die rasch näherkam, während der Reiter neben ihr dahingaloppierte und der Staub flog. Und auf einmal sah sie ein schönes großes Haus vor sich, das trug Türme auf den vier Seiten und war von einem grünen Park und Graben umgeben. Hochrädrige Wagen fuhren vor und hielten am Tor, Herren mit wallenden Büschen stiegen grüßend aus. Die Fischerfrau war sehr verschämt, sah in ihren Schoß und zupfte an dem neuen vornehmen Kleid, das ihr angewachsen war. Aber der Klabauterreiter nahm sie selbst bei der Hand, und sie wandelte mit ihm durch die hohen Zimmer, bis sie mit den Gästen zum gerüsteten Mahl kamen.

Die Köche sprangen, die Musik spielte, die ritterlichen Herren tranken ihr zu, – ach das Weib war überglücklich und dachte nur immer, was ihr Mann wohl gesagt hätte, wenn er sie in so vornehmer Gesellschaft gesehen hätte.

Aber wie es nun einmal ist im menschlichen Leben, eine lange Weile ging es gut. Dann wurde das junge Weib der Kavaliere überdrüssig. Lästig war ihr der einförmige Tag und die einsame Nacht, die voller Gesichter war. Und als einmal unter der Schloßtreppe eine Kröte sie fragte, ob sie ihr ein Gutes tun dürfte, weinte sie bis in die Morgenfrühe. Das merkte auch der Klabauter; er ward ungehalten und drang in sie, was ihr noch fehle. Die Schifferfrau wußte es selbst nicht recht und fand alles unzulänglich. Endlich sah sie sich im Traum von rein goldenen Tellern essen, trug eine Krone auf dem Kopf und wünschte, Königin zu werden. Das wär einmal etwas anderes, dachte sie.

Es ginge wohl an, meinte der Klabauter zögernd. Wenn sie sich sieben Jahre und tausend Schritte weiter dächte, sei sie in ihrem Königreich. Und als das Weib es nicht recht zu tun wußte, nahm er ihre Hand, und sie schaute, wie alles in der Welt gleich gläsernen Bechern in- und übereinander steht. Sie trat nur ein wenig weiter, höher oder tiefer, und drehte sich siebenmal um sich selbst, da hatte sie, was sie wünschte.

Nun begannen wieder Lust und Leben und eine ausgelassene Fröhlichkeit zwischen Rittern und gelehrten Pfaffen, verrückten Hofnarren und betrunkenen Spielleuten. Oben aber an der Tafel saß die Schifferfrau selbst mit dem Klabauter als König, und je schweigsamer er war, desto lauter juchheite sie über alles. Was war das für ein Leben! Was sie unterschrieb, war Leben und Tod, Krieg und Frieden, Gericht und Freiheit. Hohe Tage jagten sich mit Lautenspiel und Tanz, schimmernden Speerkämpfen und großen Schlachten zu Wasser und zu Lande. Aber je glücklicher die Frau als Königin tagsüber war, desto stiller wurde sie zur Mitternacht, obschon sie doch nun eine zackige Krone und goldene Ketten am Hals trug.

Da geschah es eines Tages beim Ausritt auf die Reiherjagd, daß das Pferd ausglitt, fast hätte sie sich Schaden getan. Als die Herren nach der Ursache forschten, fanden sie eine kleine Kröte, die hatte der Huf zertreten.

Von der Stunde ab ward das Weib schwermütig und in sich gekehrt. Sie sann immer, was das Tier ihr wohl Gutes hatte antun wollen, und vergoß im Traum viele Tränen. Je heller sie tagsüber lachte, je dunkler und einsamer schienen die Nächte über ihr Lager zu gleiten, desto schwerer fühlte sie ihre Pracht. Das währte eine ganze Zeit, denn sie versuchte ihren Kummer wohl zu verbergen. Aber das Zwielicht ihrer Gedanken gab keine Ruhe. Kein Fest und kein Spiel wußte sie über das Alleinsein ihrer Seele zu trösten.

Da stellte der König sie eines Tages auf dem Gang zu ihrem Gemach und hielt sie an. Er hatte die gutmütigen Augen des Klabauters, die Strenge auf seinen Zügen war sehr weich in jener Stunde. Und er fragte die Frau, was ihr noch fehle, und verlangte, daß sie ihr Herz öffne.

Die Schifferfrau lehnte sich voll Scham an die Mauer und schloß die Augen. Sie wagte erst nicht zu reden und erzählte es

doch endlich: Um ganz glücklich zu sein, möchte sie wohl ein Kind um sich haben, flehte sie, dann wollte sie mit der Welt zufrieden sein, wie sie auch ausfalle. Der Klabautermann nickte nachdenklich und sah sie freundlich an. „Alles bleibt unfruchtbar", sagte er leise, „was nicht aus Liebe geschieht."

Er nahm sie noch einmal an die Hand und hieß sie sich um sich selbst drehen. Wieder sank die Flur unter den Füßen der Frau. Aber sie stürzte nicht, sie sank ganz schräg und sanft auf einen neuen Boden, der unter ihr aufwuchs. Und als sie recht zuschaute, saß sie plötzlich auf der Kapp ihres Ewers, hatte den Strickstrumpf in der Hand und die alten Kleider an. Der Abend dämmerte; sie schaute an Land hinüber, ob der Schiffer nicht bald zurückkäme. – Der Klabautermann hockte vorn an der Fock und schmauchte und grinste.

Die Riesen vom Reesendamm und der Tod

An der Schleusenbrücke in Hamburg wohnte einmal eine arme Witwe, deren Kind war sehr krank. Tagaus, tagein wachte sie an seinem Lager, aber es ward und ward nicht mehr besser, wenn's auch nicht gleich zum ärgsten kam.

Nun stiegen ja jede Nacht unterm Reesendamm Aisch und Heesch aus ihren Höhlen. Deren Türen liegen, solange es hell ist, unter dem Wasser oder hinter den feisten Kohlenschuten verborgen. Aber wenn die Stadt still wird, hebt sich die Straße ein wenig. Die beiden stemmen sich hoch, reiben die Augen und stieren nach den paar späten Menschen unter den Arkaden oder nach den gläsernen Lichtern vom Jungfernstieg.

Wenn die Straße aber ganz menschenleer ist, kriechen sie auch einmal völlig aus ihren unterirdischen Höhlen hervor. Und wie sie nun abends immer das gleiche Licht blinken sahen, wurden sie neugierig, und einer von ihnen – ich weiß nicht, wer es war – stapfte jede Nacht auf den zwölften Glockenschlag nach drüben, sah der armen Frau ins Küchenfenster und winkte dem Bruder, der voller Neugier hinter ihm drein glotzte.

Einmal aber, als das Fenster halb offen stand, faßte Heesch sich ein Herz, stieg bei dem erschrockenen Weib ein und schenkte ihr gutmütig, was er gerade mitgebracht hatte, einen Aal, etwas Holz, einen alten Hut und einen löcherigen Kohlenkasten, mit dem er gefischt hatte. Die Frau war beherzten Sinnes, sie verlor ihre Furcht vor dem Riesen, nahm alles dankbar an und freute sich in ihrer Armut sehr dazu. Da kam Heesch in der nächsten Nacht wieder. Ja, mit der Zeit wurde er halb vertraut und befreundet, holte seinen Bruder, und sie hockten, so gut es ging, bis Morgengrauen in der Küche. Dabei erzählten sie sich leise voneinander, trösteten die Frau und begrunzten alles, was sie ihnen aufzuwarten hatte. Mitunter, wenn sie Durst hatten, gaben sie ihr auch Geld, das sie im Schlamm gefunden hatten. Die Witwe mußte Bier holen, oder sie bezahlten, was sie ihnen wusch. Es war wirklich so, daß die Riesen sich gut mit ihr vertrugen, und daß jeder den andern gern leiden konnte. Nur ihren Knaben hielt das Weib vor den Gästen verborgen, sie fürchtete, er würde sich zu Tode erschrecken.

In einer der Nächte aber wurde das Kind wieder kränker; es redete irre, stand von seinem Lager auf und drückte die Klinke zur Küche auf, grade in dem Augenblick, als die Mutter mit den Krügen ausgegangen war. Heesch und Aisch hatten dergleichen noch nicht gesehen, sie blökten vor Erstaunen und wollten erst Reißaus nehmen. Aber als der Knabe nur ängstlich in sich hinein sprach, ohne sie zu sehen, zupften sie ihn, um mit ihm zu spielen, drehten ihn im Kreis und sangen, so leise es gelang, ein altes Brummlied, das sie vor tausend Jahren bei ihrer Mutter gelernt hatten.

In dem Augenblick kam die Witwe heim, und als sie ihr Kind so krank fand, weinte sie herzzerbrechend, brachte es zur Ruh und kam die ganze Nacht nicht mehr von seinem Lager fort. Die beiden Riesen in der Küche aber beredeten lange, was wohl mit dem Kind gewesen sei, und weil sie Krankheit und Tod nur von fern kennen, konnten sie das Geschehene nicht begreifen.

Nun hatten sie aber einige Dinge gegen die Not von ihrer Mutter mitbekommen, als sie einstmals auf Wanderung gegangen waren. Und weil sie Mitleid mit der Frau und dem Knaben hatten, kamen sie in der nächsten Nacht mit einem

Alrüneken an. Das machte aus einer Messerspitze Mehl soviel Pfannkuchen, wie man nur haben wollte.

Die Frau war dankbar und glücklich und ging auch gleich daran, sich und dem Kinde zu helfen. Ein paar Tage schien es besser zu werden, dann wurde der Knabe elender als je.

Da brachten die Riesen in der folgenden Nacht einen langen blanken Stab. Wenn man den gegen das Licht hielt, fiel all sein Leuchten als Gold und Silber zur Erde. Wieder freute sich die Mutter sehr, rief am Morgen den Arzt und kaufte, was sie nur für ihr Kind erdenken konnte. Eine Weile half es. Dann wurde der Knabe schwächer und schwächer, und es war wohl zu zählen, wann es mit ihm zu Ende gehen würde.

In einer jener Nächte kamen die beiden Riesen schüchtern mit in die Schlafkammer, wo der Kranke lag. Und sie blickten lange auf Mutter und Kind und horchten auf die klagenden Laute, die sie nicht verstanden.

„Tod?" fragte Heesch, und schüttelte sich, „wer ist das?"

„Ist es der Graue, der jüngst den Schiffer von Bord holte?"

„Tod", sagte sein Bruder, „wer ist das? Ist es der alte Mann, der den Baumeister am Gerüst rührte?"

„Es sind fünfhundert Jahre her, daß er zu unserm Vater kam."

„Es ist einer, der die Menschen liebt."

„Komm", sagte der eine der beiden Riesen, und nahm das Weib an den Händen: „Komm mit, bei uns findet der Tod euch nicht." Aber die Mutter zagte.

„Komm", sagte der andere und nahm das Kind auf den Arm, „wir wollen die Mauer vor ihm schließen und uns dagegen stemmen." Aber der Knabe wehrte sich.

„Komm", sagte ein Fremder zum Kind und trat in die Tür. „Ich will dich sanfter tragen."

Da lächelte es, breitete ihm die Arme entgegen und schloß die Augen. Die Riesen aber starrten entsetzt auf den Kommenden, wandten sich plötzlich und sprangen mit einem einzigen gewaltigen Satz durch das Fenster über das Wasser unter den Reesendamm. Sie sind seitdem nur selten von Menschen wieder gesehen worden.

Joß Quister im Fruhollenberg

In der ersten Mainacht eines jener lang vergangenen Jahre saßen drei Hamburger Ratsherren noch spät als letzte Gäste im Keller zusammen. Sie sprachen über die Stadt und die bösen Zeitläufte, redeten auch über den Bürgermeister Dicke Buddecke, der just vor einem Jahre verschieden war, und ließen sich's jetzt, zu Wein und Lachen, an seinen Taten wohl sein. Denn zur Zeit seines Erdenwandels hatte es viel Ärgernis über sein tolles Wesen und seinen schlechten Leumund gegeben. Joß Quister, einer der drei Herren, hatte allein alle Hände voll gehabt, um wieder einzuglätten, was Dicke Buddecke an sauern Gesichtern schuf.

Wer beschreibt aber das Erstaunen der drei, als just über die siebente Flasche die Tür sich offen tut, und Dicke Buddecke leibhaftig eintritt, ganz als wäre er nie von ihnen gegangen. Hält sich auch nicht lange mit Gründen auf. Noch ehe die Herren die offenen Mäuler zutun können, tritt er an ihren Tisch, zwinkert mit dem einen Auge wie einst, wenn er einen guten Zug vor hatte, und lädt die drei mit breiten Gebärden ein, ihm zu folgen.

Die Ratsherren waren würdige Bürger und hatten nie viel von Buddeckes Leben gehalten. Sie wären auch niemals freiwillig mit ihm gegangen. Aber mit einem Gonger soll man nicht spaßen; der Verschiedene stand so bedeutsam vor ihnen, und sein Erscheinen drang so durch Mark und Nieren, daß die Herren einander nur totenblaß anschauten und schweigend durch den weiten Ratskeller folgen mußten. Und als draußen Buddeckes Rappe scharrte und er sie flink aufsteigen hieß, war außer dem Ratsdiener Niklaus Steen, der immer auf den letzten Herrn warten mußte, keine Menschenseele weit und breit, die ihnen hätte helfen können.

Joß Quister war der erste, der aufsaß. Er hatte ein starkes Gewicht und hatte seine besondere Mähre im Ratsstall. Aber der Rappe rührte sich nicht. Hinrich Gröber mußte hintendrauf. Das Tier stand baumstill. Pieter de Scholt konnte auch noch sitzen. Als aber der Ratsdiener Nikolaus Steen trotz allen Jammerns mit mußte und endlich auch Buddecke wie ein Reitknecht als fünfter auf den Gaul sprang, da ward den drei Herren

so unheimlich zumute, daß die Nacht vor ihren Augen aus lauter Irrwischen zu brennen schien.

Half ihnen aber nichts. Buddecke langte nach den Zügeln und schnalzte. Der Rappe stieg steil auf über den Burstah, über St. Georg und die Hohenfelder Eichen hinweg, bis er sich schräg auf die Alster niederließ und durch das spritzende Wasser zur Krugkoppel jagte.

Da war, es ist kaum zu glauben, über Nacht ein hoher Berg aufgewachsen, eine helle Höhle stand zur Alster offen, und so sehr die drei Herren aller Heiligen gedachten und ihrer treuen Ehefrauen, das Tier trabte mit voller Last hinein, daß sie mit Mühe die Köpfe bückten.

Was war das für ein Licht und Duft, der ihnen entgegenschlug! „Dat is doch, hol mi de Düwel, een Fru Hollensbarg!" sagte Pieter de Scholt. Im gleichen Augenblick stand der Gaul totenstill. Buddecke sprang fluchend ab, die Herren mußten stöhnend zu Fuß hinterdrein.

Kamen ihnen auch schon die Versucherinnen entgegen, obschon sie ärgerliche Worte hatten, auf Buddecke, auf den Bösen und die gnädige Hollenstochter, die im Berg wohnte. Ja, die drei mußten wohl oder übel folgen. Sie traten Luft, sobald sie sich sträubten, und wenn sie unziemliche Worte hatten, war ihr Maul mit Pech verschmiert. Nur der alte Niklaus, der vor lauter Pracht außer sich kam, konnte reden, wie ihm's aus dem Herzen lief. Und Buddecke, der Minister bei der Frau Hollenstochter schien, schmunzelte die Herren an, sagte gnädige Gewähr allen dreien, obschon sie nichts verlangt hatten, und ließ jeden für sich auf einen weiten See fahren, auf dem Inseln mit klingendem Spiel und bunten Jungfern bereit standen.

Die drei Hamburger Ratsherren aber waren voll Zucht und Selbstgerechtigkeit. Sie gürteten sich mit Klugheit, dachten an ihre Würden und Weiber und blieben standhaft wie drei weiße Wunder. Und als eine Stunde vergangen und über der hellen Welt der Unterirdischen eine fremde Glocke zum Schlag ausholte, jagte der Rappe zum zweitenmal über die Inseln, ließ die Herren aufsitzen und fuhr wie der Wind zur Tür hinaus. Nur Niklaus Steen war nicht mitgekommen.

Auf dem harten Jungfernstieg setzte das Tier sie sehr ungnädig ab, verabschiedete sich mit einem schlechten Gruß und

kündete mit menschlicher Stimme, Herr Buddecke ließe sagen, die Herren wären, hol ihn der Düwel, just solche Narren wie zu seinen Lebzeiten auch. Und Niklaus Steen sei weiser als der ganze Hamburger Rat.

Die Sache ist nicht weiter besprochen worden. Man wollte die Würde des Amts nicht schmälern durch das Ruchbarwerden von Buddeckes schlechtem Leben. Nur daß der reitende Diener nicht mit heimgekehrt war, hat arg verdrossen, denn er kannte jeden Pfeifenquast und jede Laune der Herren und war zwanzig Jahre ein getreuer Pfleger gewesen. Aber was an Selbstzucht von einem Ratsmann verlangt wird, hatte der Diener wohl nicht üben können.

Einer der Herren, Joß Quister, hat sich indessen nicht darein finden können, daß Buddecke außer allem lästerlichen Lachen auch Niklaus Steen hat bei sich behalten dürfen. Und weil er ein Weib hatte, das allerhand von schwarzer Kunst verstand, fragte er es um Rat.

Die Frau hat sich drei Tage Frist ausgebeten, ist zu einer Wasserfrau bei Rattwiek gefahren und mit einer Schürze voll Seegras zurückgekommen. Das brannte sie sehr geheimnisvoll an, ließ Herrn Quister den Rock abtun und legte es ihm wie einen Gürtel um den Leib. Es begann auch gleich zu glühen und zu spritzen, ohne ihn zu versengen, so daß der Ratsherr gegen Herrn Buddecke und alle Fruhollenstöchter wohl gefeit war.

In der ersten Mainacht schritt Joß Quister dann selbsteigen die Alster zur Krugkoppel hinauf, um wieder zu heilen, was Buddecke an guter Sitte vertan hatte. Er fand mit seinem Gürtel auch Einlaß zum Berg und blieb ungeschoren, als er nach Herrn Buddecke fragte. Der begrüßte ihn bald selbsteigen, schmunzelte genau wie am letzten Maitag, vermeinte auch nicht anders, als Herr Quister wolle einen guten Tag mit ihm durchbringen. Aber der lud sich erst grob von der Seele, was er in Jahresfrist gesammelt hatte. Dann forderte er hartnäckig Niklaus Steen zurück und drohte mit dem hohen Ratsgericht, so der andere weiter Seele und Leib in peinlichen Zwiespalt brächte.

Dicke Buddecke war gar nicht seines Sinnes. Er suchte sich zu erklären und zu verwahren, zog, als alles nichts half, süßen

Wein aus dem Tisch und füllte zwei Ratskelche damit. Bat den Freund auch Bescheid zu tun, obschon Joß Quister ihn ankollerte, und wässerte mit seinen kleinen freundlichen Augen so flehentlich lange, bis der Ratsherr ins Lachen kam und er ärgerlich anstoßen mußte.

Aber den Reiterdiener wollte Dicke Buddecke nicht herausgeben.

In dem Augenblick, wo sie just über ihn sprachen, kam Niklaus Steen ahnungslos mit der gestopften Pfeife für Dicke Buddecke in die Tür. Der holte mit dem Gast just das Glas über, aber Herr Quister sah grade noch, wie Niklaus ihn einen Augenblick dreist angrinste und dann, husch, als Strohhalm auf dem Tisch liegen blieb. Vielleicht um zu horchen, vielleicht auch, weil er sich doch vor dem Hamburger Rat schämte.

Ob sie denn nicht um Niklaus Steen würfeln wollten, fragte Joß Quister. Dicke Buddecke lachte, schüttelte ein paar Würfel aus dem Arm und ließ den andern gewähren. Aber so sehr Herr Quister sich Mühe gab, es waren lauter Krüppel, die er warf.

Ob sie ihn denn nicht aussaufen wollten, fragte der Ratsherr. Aber sein Glas lief nicht leer, und Dicke Buddecke grinste.

„Na", sagte Joß Quister da und stopfte sich seine Pfeife, „dann müsse er wohl ohne Niklaus Steen heimgehn." Er suchte nach Zündschwamm und Fidibus, nahm den Strohhalm, schüttelte Dicke Buddecke warm die Hand und tat, als wollte er im Abgehen Feuer schlagen. Dicke Buddecke tat's leid, daß er ihn ließ, aber er konnte es ihm ja nicht wehren.

Kaum hatte der Ratsherr den Fruhollenberg hinter sich, da verwandelte sich der Strohhalm in einen Erbarmung jammernden Reiterdiener. Nichts wollte er gewußt haben, und alles war nur Versehen gewesen. Joß Quister war aber ein strenger Herr, er schritt stracks mit dem Gefangenen vor den hohen Rat, wo sich ein großes Högen und Kopfschütteln über beider Bericht erhob. Ward auch alles protokolliert und liegt heute noch mit Lob und Ratsbeschluß für Herrn Quister in den geheimen Akten der Stadt.

Niklaus Steen hat drei Tage auf dem Kaak sitzen müssen. Länger konnten sie ihn nicht entbehren, haben ihn danach vielmehr in Gnaden wieder aufgenommen.

Einmal – das ist auch schon einige Jahrhunderte her – also einmal starb ein alter Bürgermeister in Hamburg, der hinterließ ein einziges schönes Töchterlein, das eine Muhme aufzog. Die war jedoch eine Frömmlerin, die der Jungfer das Leben sauer machte und sie so recht einsam und vor aller Welt verborgen hielt.

Sie konnte aber nicht hindern, daß das Mädchen einen jungen Kieler Studenten liebgewann, einen hübschen Kerl, der indes nicht viel zu beißen und zu brechen hatte, Gedichte machte und überhaupt in Hamburg als Schwiegersohn kreuzwenig gefallen hätte. Je hoffnungsloser aber die Liebe der beiden schien, desto inniger hielten sie zueinander.

Eines Tages wanderte der arme Student wieder einmal von Kiel nach Hamburg, um seinen Schatz zu sehen. Wie er nun in der Gegend von Wohldorf war, kam ein arges Wetter über ihn; er verirrte sich, und es wurde so rasch dunkel, daß er die Nacht im Holz verbringen mußte.

Im Wohldorfer Wald blühte aber in jener Nacht ein Farrenbusch zu einer wundervollen blauen Blume auf. Es war eine Pracht, wie sie jeder Hagen alle hundert Jahre nur einmal sieht; Wald und alle Wipfel füllte sie mit ihrem Duft. Gegen Morgen aber verblaßte und zerfiel sie rasch. An dem Blumenkelch wuchs eine kleine Frucht mit der Salbe Unsichtbarkeit. Und es kam, daß der Student sie im Aufstehen streifte und nicht spürte, wie sie an seinem Kleide gleich einer Klette haften blieb.

Er wandelte vielmehr fröhlich fürbaß in den frischen Morgen hinein und freute sich, Hamburg nahezukommen. Wie er aber bei Ohlsdorf in eine Schenke trat, die Tür breit hinter sich zuwarf und einen Trunk bestellte, mußte er erleben, daß die dicke Krögerin mit zwei Kalbslichtern neben ihm in die Wand starrte, drei Kreuze schlug und sich mit einem Schrei durchs Fenster hinausfallen ließ. Sie kam bald mit Kröger und Pfarrer wieder; die drei beschworen die Schenke, dazu den Studenten, der vor Erstaunen kaum den Mund auftun konnte, stolperten über sein rechtes, dann über sein linkes Bein und polterten am Ende mit allen Heiligen wieder aus dem Haus.

Der junge Bursche, der nichts minder vermeinte, als das halbe Dorf sei in die Unvernunft geraten, ging weiter und fragte auf

der Dorfstraße höflich einen Schneidergesellen, ob man hier etwas gegen die Fahrenden hätte. Worauf der arme Knecht sich die Schweißtropfen von der Stirn wischte, sich schlotternd auf die Knie warf und den unsichtbaren Sprecher um sein Leben bat.

Als er gegen Mittag nach Hamburg kam, hatte der Student begriffen, was mit ihm vorgegangen war. Er lief viele Stunden voll Entsetzen von Jakobi zu Petri, schlug viele Kirchtüren auf und zu und fand nichts, was ihn hätte heilen können. Da kam der Trotz über ihn. Und weil er sich seiner Liebsten nicht offenbaren konnte und alle Hamburger sich wie unvernünftig gebärdeten, wenn er sie nur ansprach, tat er sich etwas darauf zugute, sich den Menschen in ihre Geheimnisse zu setzen, ihnen das Bier wegzutrinken und die Teller leer zu essen. Denn auch sein Geld war von der Unsichtbarkeit ergriffen, und Hunger und Durst taten es ihm hart an.

Nun hatten die Hamburger in jenen Jahren die Alster hinauf und die Trave hinunter eine Fahrt nach Lübeck gebaut. Aber sie hatten nicht viel Freude daran. Dicht bei Poppenbüttel, wo die Stadt eine große Mühle betrieb, hatte sich nämlich ein ungnädiger alter Watermann eingenistet. Der sog der Alster das Wasser weg, belästigte die Schiffer, spie sie an, tauchte sie und tat noch Schlimmeres mit ihnen, so daß kaum noch einer wagte, den nagelneuen Kanal zu benutzen. Die Stadt versuchte alles mögliche gegen den Kerl, aber vergeblich. Bot man Reisige auf, schlief er tief in der Alster, und die armen Leute reckten sich die Hälse aus. Schickte man Verträge, bekam man sie mit ein paar Klecksen zurück. Ließ man Schiffe mit Bewaffneten fahren, kippte er sie um oder bohrte sie an. Kurz, es wollte nichts mehr fruchten, und Hamburg geriet in arge Not.

Da ließ man im Sommer eine Auslobigung ergehen: Wer den Watermann von der Alster vertreibe, dem solle die Mühle zu eigen sein. Er solle ferner Bürger werden und dürfe sich die schönste Hamburgerin zur Frau aussuchen. Na, das wurde ja ein großes Rennen gegen die Mühle. Blieb aber alles, wie es vorher gewesen war.

Nun hörte auch der Student von der Geschichte reden und erfuhr dazu, daß es manchem übel ergangen sei auf der Mühle. Weil aber das Mädchen als Preis über allem stand, und er mit

dem Besitz einen guten Pfennig zu eigen gehabt hätte, beschloß er, sein Stück tapfer zu wagen.

Mit einer kurzen Sichel in der Hand kam er abends zu der verlassenen Mühle und legte sich im Mahlraum zur Rast. Ein schöner blauer Abend ging draußen in den Wäldern nieder. Des Burschen Herz klopfte sehr, dachte er an sein Mädchen und an das Abenteuer, das hinter der Tür der nächsten Stunden lag. Aber er hatte sein Stück begonnen und wollte es nun auch zu Ende führen.

Gegen zwölf Uhr erhob sich auch richtig ein Rauschen vom Wasser, die Tore wurden aufgestoßen, und der Waterkerl kam mit ein paar Fässern, die er als Zoll erhoben hatte, in die Kammer, mit ihm ein paar lose Schifferdirnen, die den Wein mit ihm teilen wollten.

Als er jedoch kaum eingetreten war, spürte er, daß ein Fremder in der Kammer war. Er begann zu suchen, wild um sich zu schlagen und köpfte die Weiber in seiner Wut. Es war seine letzte Untat. Der arme Student holte mit seiner Sichel aus und erlegte ihn mit einem einzigen Hieb. Dann erdachte er sich ein Wappen, in dem ein wilder Watermann zu sehen ist, malte es der Mühle auf die Stirn und sprang noch in derselben Nacht auf einen Bauernwagen, der nach Hamburg fuhr. Da wollte er sich seinen Gotteslohn erfragen.

Aber wo er auch anklopfte, niemand glaubte ihm. Wußte ja auch niemand, ob es ein rechter Kerl sei, der vor ihm stand, die Klette klebte dem armen Studenten noch immer an seinem Wams. Gegen Mittag stand er unsichtbar vor dem hohen Rat selbst, der inzwischen viele Boten von Poppenbüttel erhalten hatte, rechtfertigte sich und erklärte, wie alles gekommen sei. Dann verlangte er die Mühle und die Hand seiner Herzliebsten.

Das gab ja viel Kopfschütteln. Die hohen Herren berieten lange und kamen endlich zu dem Entschluß, daß man dem Unsichtbaren die Mühle wohl geben müsse, weil er ein deutsch Wort führen könne. Aber eine Hamburger Jungfer, meinten die Herren, könne er erst verlangen, wenn er sich als von Fleisch und Blut ausgewiesen hätte.

Das war ja nun ein sehr trauriger Entscheid, denn niemand konnte dem Studenten sagen, was eigentlich mit ihm sei, und wie lange seine Unsichtbarkeit dauern würde. Man hatte auch

noch niemals von solchen Zuständen gehört, meinte, es sei vielleicht eine gerechte Zuchtrute des Herrn und hätte den unheimlichen Gast am liebsten bald wieder draußen auf der Straße gesehen. Der ließ aber nicht locker, sein Recht zu verlangen. Und als die hohen Herren wiederum den Kopf schüttelten, ging der Student schnurstracks zu seiner Liebsten und eröffnete sich ihr. Sie erkannte ihn auch an der Stimme, weinte zwar, sprach ihm aber doch Mut zu und ließ sich von dem unsichtbaren Gast küssen, so viel und so innig er wollte.

Zum Abend kam aber die Muhme mit ihrem Pfarrer atemlos von der Straße heraufgefegt. Es war inzwischen in der Stadt herumgekommen, wen der Fremde aus der Mühle gewählt hatte. Das Weib sah den Studenten ja nicht, riß die Kammer auf, brachte ihre Neuigkeit und schmälte sich allen Ärger und alle Bosheit von der Seele.

Ein alter Kater kam mit ihr in die Kammer, witterte sonderbar und sog die Nase ein ums andere Mal voll. Und als er dem Unsichtbaren an die Rockschöße geraten war, rieb er sich so recht wohlig daran entlang, bis er sich die Klette in den kahlen Pelz gescheuert hatte.

Das gab ja einen verwünschten Aufruhr, als der Student mit einemmal leibhaftig in der Kammer stand. Die Muhme schrie um Hilfe, und es war sicher gut, daß außer dem Pfarrer keine Fremden zugegen waren wegen des guten Leumunds der Jungfer. Die tat allerdings, als sei ihr alles gleich, und wollte nicht aufhören, den Wiedergewonnenen vor aller Augen zu herzen.

Der Kater aber wunderte sich sehr über die schweren Stiefel, an denen er sich gescheuert hatte, machte einen Satz zum Pfarrer und wollte ihm auf dem Schoß schnurren. Worauf der, als er das warme Fell fühlte, ohne etwas zu erblicken, vor Entsetzen blökte und sich auf den Rücken legte. Der Kater fauchte überrascht, rettete sich mit Behendigkeit auf einen Schrank und fand einen Hafen mit roten Fischen, die er sich gern zum Nachtmahl gewonnen hätte. Aber der Topf fiel um, polterte gespenstisch und zersprang auf dem Flur, worauf das Tier mit schlechtem Gewissen ein paar Näpfe und Schüsseln auseinandertrat, daß die Kammer so recht unheimlich zu klirren begann.

Weil ihm aber niemand dafür etwas zuleide tat, meinte der Kater, seinen guten Tag zu haben, und klomm an einem

verbotenen Käfig hoch, auf dem nach alter Gewohnheit ein Papagojenvogel saß. Und weil der sich nicht rührte und nur erstaunt in den Wirrwarr schalt, schüttelte er ihn beim Genick und kämpfte ein wenig mit seinem bunten Gefieder.

Wo aber eben noch ein Papagojenvogel gesessen hatte, saß auf einmal ein schwarzer Kater, der vor Erstaunen über das Unsichtbarwerden seiner Beute sein Maul auftat und die Augen zukniff. Es sah aber aus, als hätte er mit einem Schluck den Vogel verschlungen, und wie er so aus dem Nichts aufstand, vermeinte der Pfarrer nichts anderes als den Bösen selbst vor sich zu haben, hub an zu lamentieren und ihm alle guten Geister entgegenzuhalten.

Der entronnene Papagojenvogel, der sein Genick noch schmerzhaft spürte, flog indessen mit ein paar erregten Worten im Zimmer umher, setzte sich endlich der Muhme auf die Schulter und kniff sie ins Ohr, um ihr so recht herzhaft von seinen Leiden zu erzählen. Wie die aber den unsichtbaren Gast spürte, kämpfte sie mit aller Leibesstärke, mit der sie wohlbewehrt war, um Barmherzigkeit, schrie wie außer sich, drehte sich und packte in des Vogels Federkleid, bis der leibhaftig vor ihr stand und sie aufatmen konnte.

Aber die Muhme war verschwunden. Sie selbst spürte es natürlich nicht, sondern fragte den Herrn Pfarrer, was denn nun eigentlich sei, und ob er sich nicht aufraffen wollte, den Teufelsspuk aus der Tür zu jagen.

Aber niemand antwortete ihr, es war wie eine Blindheit, die alle ergriffen hatte. Sie sah nur mit Entsetzen, wie der Herr Pfarrer sich den Schweiß von der Stirn tupfte, wie die zwei Liebenden sich schweigend ein Zeichen gaben und die Tür hinter sich zuschlugen, als wollten sie sie nie wieder öffnen.

Und daran haben sie wohl am besten getan. Ich weiß nicht, was aus der Muhme geworden ist, ich weiß auch nicht, ob die Salbe Unsichtbarkeit noch am Herrn Pfarrer hängen geblieben ist, noch wann der Rabe Hagestolz sie gefunden hat, von dem ich schon erzählte. In der Chronik aber liest man, daß die Tochter des weiland Bürgermeisters und der, so den Watermann erschlug, viele Jahrzehnte die Poppenbütteler Mühle gehalten haben, und es ist viel Fruchtbarkeit und Schelmerei von ihrer Liebe ausgegangen, die sich heute noch in Hamburg erhalten hat.

Die Leute reden mitunter darüber, daß es nun nicht mehr lange dauern würde, bis Menschen und Unterirdische sich verständigen und alles Wohnen und Verteilen von Erdüber und Erdunter miteinander besprechen werden. Ein Anzeichen dafür ist vielleicht, daß das kleine Volk, wo es nur kann, Bahnhöfe und Ratshäuser gleich unter den menschlichen aufbaut, außer wenn es durch Waterkerle oder andere Unholde gehindert wird. In der Stadt Hamburg haben sie sich zum Beispiel nie recht an die Elbe gewagt, auch das alte Rathaus war ihnen zu nahe bei den riesigen Bootsbauern. Wohl aber haben sie einen nächtlich sichtbaren Hochbahnhof am Rödingsmarkt aufgerichtet, und neulich haben sie ja wohl am Millerntor unterirdisch bauen wollen. Dabei haben sie sich so zutraulich gezeigt, daß man fast annehmen muß, sie halten unsereins wieder für gut Freund. Ich find es schade, daß ein paar betrunkene Jantjes sie diesmal noch mit ihren dummen Späßen verscheucht haben.

Eines Nachts nämlich – es ist zur Zeit des Hamburger Dommarkts gewesen –, als der Vorsteher der Haltestelle am Millerntor den letzten Zug abgefertigt hatte, sah er, wie plötzlich mitten im Bahnsteig ein Stein einfiel und noch einer, und wie endlich ein richtiger Trichter entstand. Er ging neugierig darauf zu, da krochen ein paar graue Kröten heraus, eine nach der andern, wuchsen kindsgroß und sicherten nach allen Seiten. Als nur ein einziger Mensch zu sehen war, warfen sie rasch ihre grauen Röcke ab, und wenig Augenblicke später wimmelte es schon von ganzen Trupps bunter unterirdischer Bauleute mit ihren Mädchen.

Dem Vorsteher war etwas unheimlich zumut, er wollte rasch davon und das eiserne Tor vorlegen, aber die Kleinen hielten ihn an, befahlen, noch etwas zu warten und holten aus dem Loch im Bahnsteig windschnell alles mögliche Gerät, Leitern, Drahtseile, Schrauben, Klammern, Taue, Zeltleinen und Holz für eine ganze Bauhütte. Dann putzten die Jungfern das Loch flink und sauber wieder zu, die Burschen nahmen die Lasten auf Nacken und Schlitten und keuchten und schleppten damit über die Treppe klein, aber geschwind bei dem Vorsteher vorbei nach oben.

Jetzt könne er Feierabend machen, sagten sie ihm freundlich. Nun ist, wie ihr wißt, um den Untergrundbahnhof am Millerntor ein großer grüner Platz. Da richteten sich die Unterirdischen blitzschnell drauf ein, steckten ihn ab, zündeten Fackeln an, warfen alles Gerät zusammen und begannen flugs ihre Bauhütte zu zimmern. Schallrohre wurden in die Erde gelegt – es dauerte nicht lang, da schienen sie Verbindung mit einer Höhle zu haben, die ein anderer Trupp von unten ihnen entgegengrub. Was gab das für ein verwirrendes Eilen und Hasten, Zippeln und Tippeln bei den Männern! Die Mädchen waren bedächtiger, sie begannen rundum den Rasen zu spülen und wie einen Fußboden zu schrubben und zu kehren.

Dem Vorsteher vom Millerntorbahnhof, der sich noch immer die Augen rieb und um den Platz herumstolperte, ging alles blank und grau durcheinander; solch verrücktes Leben hatte er in seinem Traum noch nicht erlebt. Auch die wenigen Verspäteten, die sich drüben vom nachtdunklen Dommarkt einfanden, blieben mit offnen Hälsen stehen.

Es ging übrigens alles nach der Schnur bei den neuen Mitbürgern, sie hielten sich an die Arbeit. Find hieß der Werkherr. Er hatte statt der roten Kappe der anderen einen scharlachfarbenen steifen Hut auf den Ohren, maß und berechnete alles Werk mit haarfeinen Zollstöcken. Fiete und Fatte hießen die beiden Vorarbeiter, man hörte sie befehlen und einander bei Namen rufen. Eine Menge von Werkleuten wirbelte dazu durch- und ineinander, endlich viele Fräulein, die auch mithalfen, Wasser holten, wirbelnd schnell das Gras umwarfen und dafür den Grund mit Spiegeln und blinkenden Steinen pflasterten und plätteten und die ganze Erde blitzblank kehrten. Über sie alle aber herrschte eine Uralte, die sie Mutter Witsch nannten und die abwechselnd Strümpfe strickte und schwarze Besen über einem Feuer wärmte, bis sie Funken gaben. Mit denen bohnerten die Jungfrauen den knisternden Grund spiegelglatt.

Als der Morgen graute, hatten sich schon allerhand neugierige Gaffer angestaut. Die Zwerge hatten aber auch einen tiefen Schacht fertig, über dem sie wirkliche Gerüste mit Winden und Seilen aufrichteten. Rollen drehten sich, liefen auf hölzernen

Schienen und schafften und schleppten Lasten unten in der Tiefe hin und her.

Man hat sich die Arbeit später damit erklärt, daß die Unterirdischen bei ihrem Bahnhofsbau wohl auf einen sickernden Brunnen gestoßen waren, und um ihn zu überwinden, Hilfsgeräte bis in die Luft hinein hatten errichten müssen. So wird es wohl auch gewesen sein, und es wäre alles gut gegangen und zum allseitigen Befrieden verlaufen, hätten sich nicht bald allzu viel unnütze Zuschauer und Arbeitsscheue eingefunden, die lästerten und nörgelten, wohl auch einmal mit den Jungfern schäkerten und von der Straße her alles mit dummen Reden begleiteten.

Die Zwerge kümmerten sich zunächst nicht darum. Nur einmal, als ein Betrunkner seine Mundharmonika ansetzte, griff Fiete oder Fatte ein. Er tat es aber auch gleich gründlich und hieb sie dem Überraschten im Bogen über den Stadtgraben weg – alle Leute lachten vor Achtung und Schadenfreude. Musik und Arbeit verträgt sich nämlich nicht bei den Unterirdischen; sie sind dafür bekannt, daß es bei allen Melodien gleich wie ein Veitstanzen und Hopsen über sie kommt, viel gefährlicher als bei den Menschen mit ihren stumpfen Ohren.

Noch einmal gab's etwas zu lachen. Find hatte in der Nacht ein paar Seile bis zu den Hausecken hinüber legen lassen, um das Gerüst zu halten. So dummlustig sich nun die Leute auf der Straße den Dämmerungsspuk ansahen, die in den Gebäuden verwahrten sich gegen die neuartigen Ringe an ihren Fensterkreuzen, die einen sonderbaren Geruch an sich hatten und Funken gaben, wenn man sich ihnen näherte.

Es kam auch bald einer von der Polizei und wühlte sich durch die Menge der Neugierigen.

Er wolle den Unternehmer sprechen, sagte er. Find kam über den Spiegelboden zu ihm hinüber und lupfte seinen scharlachroten Hut. Der von der Polizei zog die Stirn kraus. Ein Mädchen von den Unterirdischen lachte ihn an, es trug einen Arm voll Wasser, ganz ohne Eimer, seine Schürzenzipfel hatten kleine brennende Quasten. Der Schutzmann bekam eine Falte ins linke Auge, er meinte, man wolle ihn foppen. Aber als alle Leute ringsum dem unterirdischen Fräulein die heitersten

Scherzworte zuriefen und das junge Ding selbst sich dreimal nach ihm umdrehte, mußte er schmunzeln und legte sich aufs Verhandeln.

Na, Find fand es ja ärgerlich, aber er befahl ein paar Worte, und gleich flitzten Zwerge mit Hammer und Zange heran, setzten in einem Sprung über alle Köpfe hinweg und klommen wie Spinnen an den Häusern hinauf, um die Seile abzunehmen. Da machten die Hamburger Augen!

Im Lauf des Vormittags lief ein schier unabsehbares Volk zusammen. Jeder hatte dem nächsten von dem sonderbaren Ereignis erzählt, jeder, der vorbeikam, wollte sein Teil gaffen. Die Leute begannen zu drängen und zu stoßen und über die neuen Mitbürger zu keifen und zu kichern. Aber niemand kam der Bauhütte selbst näher. Wann immer jemand auf die Spiegel trat, die rund um die Zwerghütte lagen, kam er sich vor wie in einer wilden See, schwankte, stampfte und suchte mit heißem Kopf wieder zurückzugelangen. Die Zwergmädchen aber lachten laut auf über jeden Tölpel, und die Hamburger ärgerten sich.

Gegen Mittag wollte eine amtliche Kommission sich der Hütte nähern. Obschon ein paar Warnungsschilde aushingen, schritten die Herren gradeaus auf die Bauhütte zu. Es erging ihnen drum auch recht kläglich. Die Herren begannen gleich auf den Spiegeln die Richtung zu verlieren, zu tanzen und hin und her zu schlingern. Seltsam wurde vor jedermann mit dem Betreten des Glases alles Gegenständliche weggezaubert, wurde Schwergewicht und Richtung zu einem breiigen Grau. Nein, die Herren von der Kommission waren heilfroh, als sie mit Schwielen und Brauschen wieder auf die Straße kamen.

Find entschuldigte sich sehr und bat, um Gottes willen doch nichts zu unternehmen, ohne sich mit ihm zu verständigen. Aber man säumte damit. Niemand wußte sich in dem verrückten Zustand zurechtzufinden.

Das Gedränge am Millerntor wurde inzwischen immer lebensgefährlicher, jedermann wollte die neuen Mitbürger sehen; selbst die Tiere kamen witternd und schnaubend heran, und die Pferde blieben auf halber Straße stehen. Einmal versuchte ein altes Weib, das den Unterirdischen feind war, sie mit Baldrian auszuräuchern, aber sie erreichte nur, daß alle Katzen

aus der Nachbarschaft zusammenliefen. Und ein gelehrter Kröger, der auch mit den Unterirdischen Bescheid wußte und stark riechenden Kümmel über die Spiegel goß, kriegte von Mutter Witsch dermaßen eins ins Genick, daß er sich gleich zu Bett begeben mußte.

Die Stunden gingen, die Sache sprach sich herum. Die Mittagsblätter hatten mit Riesenüberschriften die ersten Nachrichten gebracht; eine mächtige Erregung lief durch die ganze Stadt. Gegen drei Uhr rotteten sich auch die Schaubudenbesitzer zusammen. Sie redeten sehr klug und beschlossen, den Staat sofort um gewaltsame Hilfe zu ersuchen. Denn das Volk war behext und drängte allein zum Millerntor; zum Dommarkt schien es alle Lust verloren zu haben. Aber auch die Bahnverwaltung hatte ihre Bedenken gegen die rätselhaften Maulwürfe, und weil der Staat sah, daß etwas unternommen werden mußte, sperrte er zunächst den Umkreis um die Bauhütte weithin durch Schutzleute ab, um Ruhe zum Nachdenken zu haben.

Da geschah der unglückliche Zwischenfall, den ich schon andeutete und der leider der neuen Nachbarschaft vorläufig ein Ende gemacht hat. Gegen vier Uhr nachmittags begann nämlich das erste Karussell sein Lied. Ganz geruhig ging es los, es dachte sich ja nichts Böses dabei. Klingeling, und dann, dudelnuttnuttnutt, dudelnuttnuttnutt, dudelududelu dudelnuttnuttnutt.

Die Unterirdischen hatten jählings mit allem Werk aufgehört. Die Mädchen richteten sich mit roten Köpfen hoch, alle Arbeiter stellten sich auf ein Bein, wie um zu tanzen. Im gleichen Augenblick fuhr aber schon Mutter Witsch wie eine Leibhaftige zum Dommarkt hinüber und gebot Ruhe. Der überraschte Karussellbesitzer hielt auch gleich auf, so eingeschüchtert war er von dem schwarzen Besen. Aber die andern Schausteller steckten inzwischen die Lampen an, sie wollten ja auch Volk herbeilocken. Die Ausrufer fingen an zu brüllen und Abenteuer anzupreisen, die Maschinen machten Dampf auf, die Laternen flackerten mitten hinein, und die Pfannkuchen brutzelten bis zum Millerntor hinüber.

Nudelnutt fing wieder ein Karussell am andern Ende an. Mutter Witsch fegte dahin. Da legten zugleich Rutschbahn,

Achtschleife und Schiffsschaukel los: Nudelnuttnuttnutt, nudelnuttnuttnutt. Hei, sauste Mutter Witsch von Bude zu Bude. Half gar nichts, daß die Leute aufbegehrten, sie puffte und knuffte dazwischen und wollt allen Drehorgeln das Genick umdrehen. Es wurden ihrer indessen zu viele. Einige ließen sich ja verblüffen, die meisten kümmerten sich aber nicht mehr um sie; sobald sie mit ihrem Besen den Rücken wandte, gings wieder los: Nudelnuttnuttnutt. Die Gäste quietschten schon vor Vergnügen über die genasführte Alte, und die Schausteller blökten hinterdrein.

Und dann wurd's erst lustig! Als die Musik nicht aufhörte, konnten die Unterirdischen es ja nicht mehr beim Werk aushalten. Erst fing ein Paar an sich zu drehen, dann schlug einer schottisch an, die Leute hopsten mit Meißel und Hammer in der Hand und die Jungfern mit ihren Wasserbündeln. Und auf einmal kam die Unbändigkeit über alle zugleich; die ganze Schar legte die Arbeit nieder, hakte sich Paar bei Paar ein und tanzte und tanzte über alle Spiegel weg ausgelassen auf die Musik zu. Die Hamburger aber, die das kleine Volk in seinen bunten Bändern und Vierländerjacken hüpfen und scharmützen sahen, schlugen sich auf die Bäuche vor Lachen, und die Janmaate, die vom Hafen zum Dom wollten, drehten sich gleich mit den Besenfräulein. Alle Hunde heulten, und die Ratzen, die noch nach Baldrian rochen, sprangen mit krummen Rücken den Leuten von Kopf zu Kopf.

Nur Fiete, Fatte und Find waren auf der Baustätte geblieben. Aber auch sie hatten sich an den Händen gefaßt und warfen die Beine zu dem siebenfältigen Takt der Schaukeln und Rutschbahnen. Mutter Witsch wollte zweimal dazwischenfahren, aber schließlich kam die Schwäche über alle, sie knickte in den Knien, krähte noch ein paarmal, aber die Hopsenden waren blind und taub. Da mußte sie selbst dazu lachen, fügte sich, zupfte an ihren Röcken, sah auf ihre Fußspitzen und drehte sich so altjüngferlich, man konnte sie kaum wiedererkennen.

In dem Augenblick kamen ein paar Grogmatrosen aus einem Keller. Sie hatten auch eine Art Feier machen wollen, und weil's draußen harter Winter war, hatten sie drinnen jemand über den Aquator getauft. Das geschieht landesüblich mit

viel Feierlichkeit. Ägir, Herr der Fluten, ist der Hauptmann. Auch sein Bartscherer und sein Bootsmann sind dabei und werden ihrem Baas zuliebe mit absonderlichen Fischschwänzen, grünen Bärten und Händen und klotzigen Gliedmaßen versehen. Weil die Matrosen aber unten im Grogkeller mit ihrem Nummenschanz die Gäste geärgert hatten, waren sie vor die Tür gesetzt und wollten nun junge Deerns erschrecken.

Ausgerechnet diese Gesellen liefen nun Mutter Witsch vor den Weg. Die sah sie erst im letzten Augenblick. Dann schrie sie auf, als wenn sie schon am dreizackigen Spieß hinge. Sie meinte ja nicht anders, als daß es richtige Waterkerle seien, Todfeinde, die über ihr Volk gekommen waren.

Die Grogmatrosen aber dachten nur an ihren Spaß. Sie sangen aus voller Kehle, schwenkten Mutter Witsch wie eine Sackkatze hin und her, hoben sie auf die Schultern und wollten mit ihr zum Dom, so daß selbst die ordentlichen Leute mit verhaltenen Mäulern lachten und aller Anstand zum Kuckuck ging. Da ist Mutter Witsch der Narretei denn wohl gewahr geworden. Sie hat noch einmal fuchswild gedroht und hat dann den Jantjes mit den Krallen über die Köpfe geschrammt, daß sie nur so lang hinpurzelten. Darauf ist sie zum Millerntor gerast und hat mit schriller Stimme die ganze Bauhütte verwünscht, wo sie hergekommen war. Im nächsten Augenblick sind schon alle Unterirdischen, Männlein und Jungfern, spurlos vom Dommarkt fortgeeilt. Die Maschinen begannen langsam von innen in sich hineinzusacken und wurden weggeholt, die Spiegel verschwanden und der Schacht in die Tiefe hat sich von innen glatt geschlossen, als wäre niemals vorher ein Spuk darauf gewachsen.

Man hat die Unterirdischen in der Stadt Hamburg seitdem noch nicht wieder öffentlich bauen sehen. Ich finde, es ist schade, daß man die am Millerntor vertrieben hat; denn es waren sicher die Aufgeklärtesten und die Verständigsten des Volkes, die in Eintracht ihr Werk mit den Menschen hatten verrichten wollen. Aber die vom Hafen können nicht von ihren Gebräuchen lassen, schließlich konnten sie ja auch nicht wissen, daß das einfältige Spiel von den Waterkerlen den Unterirdischen dermaßen ans Herz gehen würde.

Der Gelehrte und der Zwergkönig

Einmal wohnte zu Kiel ein weiser Mann, der war so klug, daß die Leute weither aus Deutschland und Dänemark kamen, um ihn anzuhören.

Er hatte ein schönes Haus und einen schönen Garten nach dem Meer zu. Besonders aber hatte der Gelehrte eine wunderschöne Frau. Die war vor langer Zeit einmal mit einem Zwergkönig verlobt gewesen, aber sie hatte geglaubt, daß Weisheit und Glück eins seien, war dem andern gefolgt und lebte mit seinem Schaffen und ging auf in dem Frohlocken über seinen Ruhm.

Aber sie hatte, so sehr das Weib sich danach sehnte, keine Kinder um sich, und als der Zwergkönig, der sie nicht vergessen konnte, davon hörte, fuhr er eines Tages auf seinem schönsten Wagen nach Kiel. Vor dem Haus des Gelehrten hielt er, ließ alle Schellen springen und pochte an. Und als der kluge Mann aus der Tür trat, heischte er sein Weib von ihm. Und er sagte, Recht auf ihre Schönheit habe nur, wer sie Früchte tragen lasse.

Der Zwerg war ein kleiner bärtiger Geselle, unscheinbar und häßlich trotz seines Schmucks und königlichen Wagens. Aber der Gelehrte empfand wohl ein uraltes Recht in des andern Verlangen. Er lud ihn ein, näherzutreten, und sprach den ganzen Morgen freundlich mit ihm über Menschen und Unterirdische. Aber sie wurden sich nicht einig, der Zwerg ward hitzig, der Gelehrte starrköpfig, und am Ende mußten sie einen Klabautermann, der gerade auf sein Schiff wollte, ins Fenster rufen, er solle zwischen ihnen urteilen. Es wäre sonst vielleicht zu einer wunderlichen Gewaltsamkeit zwischen beiden Streitenden gekommen.

Der Klabauter sprang auch gleich mit kluger Nasenspitze und schwarzer Mütze ins Zimmer, gerade in dem Augenblick, da des Weisen Frau durch die andere Tür trat. Sie hatte einen Wagen lange vorm Haus stehen sehen und wollte den Gast zu Mittag bitten. Die beiden Streitenden aber wurden ihrer nicht gewahr. Sie riefen gleich den Klabauter zum Richter auf und erzählten ihm, warum sie ihn gerufen hätten.

„Erinnere dich", sagte der Unterirdische heiser, „warum wir

Zwerge uns von den Menschen trennten. Gab es eine größere Selbstsucht als die ihre, die eine eigne Seele formte, da wir doch Teil eines Unendlichen sind? Ich klage diesen Mann und sein Volk der Untreue an gegen Gott. Wer gab ihnen das Recht, anvertrautes Gut zu eigen zu nehmen? Sieh, darum zeugen ihre Besten geringe Kinder oder bleiben unfruchtbar, weil sie mit eigener Weisheit allzu beladen sind. Sprich mir dies Weib zu, ich kann ihr die Fruchtbarkeit der Erde wiedergeben."

Der Weise aber redete dagegen: „Ohne Kraft des Schöpfers lebt das Volk der Zwerge, nur Wald, Nacht, Frauen und Trinken sind ihre Kunst. Wo ist die Einheit mit Gott, der sie sich rühmen, da sie an der Welt nicht zu hämmern wagen? Besser ist's mit Gott zu rechten, gläubig oder ungläubig an seine Kraft, als ein Lebenlang in seiner Dämmerung auszuschlafen."

„Ihm gehöre das Weib", fuhr der Weise fort, „sein Genosse sei es, fruchtbar oder unfruchtbar."

Der kleine Klabauter stand zwischen beiden. Er hatte die beiden Streitenden schweigend angehört. „Ihr habt Freude", sagte er endlich zum Zwerg, „aber der Liebe habt ihr nicht genug. Was hilft euch Fruchtbarkeit, so ihr nicht über euch höher wachst? Ihr habt Sehnsucht", sagte er zum Weisen, „aber der Liebe Fülle habt ihr nicht. Was treibt der Baum zum Himmel, so er keinen Samen bringt. Wär die Frau klug, um die ihr streitet, sie ginge von neuem in die Welt und ließe euch beide."

Da trat das Weib, das in der Tür gewartet hatte, mit zagen langsamen Füßen unter die drei. Sie sah von einem zum andern, als wüßte sie in ihrem Grübeln nicht, wer sie seien. Einen Schritt tat sie dem Unterirdischen entgegen, und der hob die Hand, als wollte er sie zu sich ziehen. Aber sie sah ihn wohl nicht, sie wandte sich dem Gelehrten zu, der mit gebeugtem Haupt vor ihr stand. Und während sie ihn sorgend umfaßte, löste sich das größte Opfer ihrer Liebe, ihre Hoffnung auf Segen, wie eine wehe Furcht in ihr auf. Der Weise schien selbst zum Kind geworden vor ihrer Treue, umspannt von einer tiefen Mütterlichkeit.

Der Klabauter sah unmutig zu, dann schüttelte er die Schultern, vertrieb den Zwergkönig und sprang wieder nach draußen, er hatte einen eiligen Weg von Hafen zu Hafen.

Der Klabauter erzieht die Maschinenkerle

Einmal war da wieder ein Kapitän im Hamburger Hafen, der kam mit seinen Leuten nicht mehr zurecht. Er hatte einen kleinen eigenen Trampdampfer, der allerhand zu tun hatte. Aber die Kesseljule spukte, die Kolbenknechte qualmten, Smook und Dampf trieben sich im Laderaum herum, und die alte Schraube schlief immer ein, wenn sie sich ein paarmal gedreht hatte. Kurz, es war ein Elend, er war nicht mehr Herr auf seinem eigenen Schiff.

Eines Tages, als sie es gar zu toll getrieben hatten, wußte er sich nicht anders zu helfen, als den Klabauter zu Hilfe zu rufen.

In dem Augenblick, wo er den Namen ausgesprochen hatte, waren die Schelme fort. Und als der Klabauter wirklich und leibhaftig aus einer Ecke kam, wußte der erschrockene Kapitän nichts als trübsinnig herzustottern, was ihn doch alles bedrückte.

Der Kleine war wohl just am Lesen gewesen, er hatte eine alte Brille schräg über der Nase und knitterte an einem Zeitungsblatt herum. Er hörte den Kapitän indessen aufmerksam an, seufzte gerade wie jener dreimal tief über die böse Zeit und meinte am Ende, das beste sei wohl, das Schiff eine Weile aufzulegen. Er wolle versuchen, in der Zwischenzeit Ordnung zu schaffen. Nur etwas vom Kraut Teufelsbiß müsse er haben, das Zank stiftet, wo man es streut. Und einen Kalender, um die Zeit anzustreichen.

Dem Kapitän ging das erst gar nicht zu Sinn, es war just eine gute Weide für Leute seiner Art. Aber der Klabauter gab ihm eine Empfehlung an die Riesen unterm Grasbrook mit. Die bauen Schiffe auf ihren Werften, die durch die Luft laufen. Und der Alte bekam auf das Schreiben auch richtig solchen Dampfer geliehen und machte allerhand Fahrten drauf.

Aber er konnte das Heimweh nach seinem Schiff auf die Dauer nicht überwinden, obschon es eine Freude war, hoch mit den Wolken bis Kap Verde herumzusegeln. Als er drum einmal früher zurückkam, als er gehofft hatte, wrickte er sich abends in trübem Schlickregen an sein altes Schiff, stieg an Bord und tappte sich durch die lichtlosen Gänge zur Kajüte hinunter.

Da war allerhand Leben zu hören. Aber wie er leise eintrat, saß bei der alten Tranlampe niemand als der Klabauter. Er hatte ihm halb den Rücken zugekehrt, zerkaute die kurze

Schägpfeife des Steuermanns zwischen den Zähnen und redete halblaut in sein Schnupftuch hinein.

Der Kapitän wollte sich bemerkbar machen, aber der Kleine hatte es so geheimnisvoll, daß er sich nicht zu räuspern wagte. Man konnte auch allerhand Seltsames sehen und merken. Jedesmal, wenn der Klabauter sein Schnupftuch ausbreitete, nannte er einen Namen. Grade hatte er die Kesseljule gerufen, und, schwupp, polterte es über Treppe und Deck heran. Aber es ward leichter, je näher es kam, zwängte sich durch alle Gänge und stolperte schließlich wie ein Daumen groß aus der Kajütenluke ins Taschentuch des Klabauters hinein.

Kaum lag die Kesseljungfer drinnen, ging ein Heulen und Beschuldigen los: die Schraubenalte hätte ihr Streit ins Bett genäht und Hans Dampf ihr das Maul zugehalten, und der Kolbenknecht hätte sie vor den Bauch getreten. So ging es weiter, ich weiß nicht, was für unnützes Zeug sie noch zu erzählen hatte.

Der Klabauter hörte ernst zu: „Mefrau", sagte er dann, „sie langweilt sich, das ist alles." Er nahm einen tiefen Zug aus der Pfeife, qualmte die Kesseljule an, daß sie vor Husten ersticken wollte, schüttelte sie aus und knipste sie mit zwei Fingern genau zur Luke hinaus, daß sie quietschend und polternd und immer lauter rasselnd und prasselnd an ihren Platz zurückkehrte.

Der Kapitän machte ein verdutztes Gesicht, grinste verlegen, aber er sagte nichts.

„Hein Kolbenknecht!" rief der Klabauter. Da rummelte es wieder im Schiffsbauch; ein fürchterliches Getöse holperte die Treppe hinauf, wurde geringer und purzelte auf einmal winzig klein und stöhnend ins Schnupftuch hinein. Kaum lag's drinnen, da ging es auch wieder los. Und der Lump, der Smook, hätte ihm seine halbe Haut abgefressen, die Kesseljule hätte ihn dazu angestiftet, der Öltank hätte sich betrunken und so weiter.

„Meheer", sagte der Klabauter, „er langweilt sich." Nahm sein Schnupftuch, knotete es sorgfältig zusammen und klatschte ein paarmal damit gegen die Wand, daß es darin knackte und ächzte und um Gottes willen um Gnade bat. Dann wurde auch Hein Kolbenknecht wieder in seine Langeweile zurückgeknipst. Der Kapitän lachte schadenfroh.

„Hannes Schott!" rief der Klabautermann. Da klapperte es so kläglich und humpelte und jammerte schon auf der Treppe so

erbärmlich, daß der Kapitän auf seinem Lauscherplatz vor lauter Schadenfreude laut herausplatzen mußte. In dem Augenblick hörte der ganze Lärm auf der Treppe auf, es wurde einen Augenblick totenstill im Schiff.

„Käppen", rief der Klabauter. Und der fühlte, daß ihm die Glieder eintrockneten, daß ihm vor Unheimlichkeit und Angst das Herz fror und daß er, ob er wollte oder nicht, wie eine Ratte in das Taschentuch des Klabauters mußte.

„Was hat er zu lachen?" fragte der Klabauter und wartete.

Dem Kapitän trat nur ein einziger Schweißtropfen auf die Stirn, mehr konnt er nicht geben. Er sah dem Klabauter flehend in die kleinen grünen Augen, fühlte die Knoten schon zusammengeknüpft und klebte mit zerbrochenen Gliedern an der Wand.

Der Kopf des Klabauters hing groß wie eine Mondscheibe über dem Taschentuch. Der Kapitän stöhnte, er wollte sich verteidigen, aber er brachte kein Wort hervor. Der andere merkte wohl seine Reue, er wartete noch eine Weile und nickte ihm schließlich versöhnt zu. „Weil er's Maul hält, will ich ihm nichts nachtragen." Er sog an der Pfeife, die wie ein Riesenkürbis über dem Kopf des Kapitäns hing. „Aber merk' er sich's, die Dummheit, über die er grinst, ist sein eigenes Mißgeschick. Hält er auf seine Leute, so hält er auf sich." Der Klabauter sah den Kapitän noch einmal so recht nachdenklich an und qualmte rechts und links bei ihm vorbei, daß es nur so stank von verbranntem Stroh.

„Und jetzt scher er sich."

Der Kapitän ließ sich das nicht zweimal sagen. Er stolperte eilig aus dem Taschentuch, humpelte wachsend über die Tischkante und stand auf einmal wieder wie ein vernünftiger Mensch und Kamerad neben dem Kleinen.

„Junge, Junge", dachte er und versuchte sich zu besinnen. Er konnte erst nichts Rechtes sagen. „Du hast allerhand Verstand", sagte er zögernd. Er reichte dem Klabauter die Tatze. „Willst nicht halbpart mit mir machen?"

Aber der schüttelte den Kopf. „Sorg für Tabak, mein Junge, und laß mal einen Pfropfen offen. Ihr Menschen seid ein sonderbares Volk, ich habe keine Lust, euren Verstand zu teilen."

Es ist noch nicht lange her, da sind ein paar Hamburger bei den Riesen unterm Grasbrook gewesen. Sie haben vielerlei davon erzählt, was man nicht alles zu glauben braucht. Sicher und merkwürdig ist aber, daß nach ihrer Darstellung auch da unten beim alten Schiffsbaumeister Ordnung und Gerechtigkeit herrscht.

Ein Wirt in einem Keller am Gänsemarkt in Hamburg hatte nämlich eines Tages eine Frau genommen, die war über die gewöhnliche Menschengröße hinausgewachsen, war aber ein tüchtiges, ehrbares Ding, das er von Herzen lieb hatte, und um das er gern allerhand Neckerei ertrug.

Einige Wochen nach seiner Hochzeit hat nun eines Nachts ein wilder langbärtiger Fremder an seine Tür geklopft und ein leeres Faß leihen wollen. Es war dunkel und sternlos draußen; der Wirt hatte längst Feierabend geboten und hat nur ungern noch einmal geöffnet. Wozu er es denn haben wolle? fragte er den Fremden.

Ja, sie wären beim Bierbrauen und kämen nicht aus.

Ob es durchaus um die Stunde sein müsse?

Der Fremde hat nicht weiter verhandelt. Er hat den Wirt drohend zur Seite geschoben, hat spielend das dickbäuchigste Stück aus dem Keller geholt und auch gleich den ganzen Preis hinterlegt. Und weil die Wirtin den riesigen Kerl anstaunen mußte, hat er das Weib in der Tür um die Hüften genommen und hat mit tiefer Stimme gescherzt, ob sie ihm nicht brauen helfen wolle, solch stämmiges Weib könnten sie da unten grade brauchen. Als die Frau sich wehrte, hat er gebullert, hat sich erzürnt aufs Faß gesetzt und ist obendrauf den Jungfernstieg hinuntergerutscht, als ginge es steil bergab.

Nach einigen Tagen ist der Fremde wiedergekommen, hat das Faß zurückgebracht und hat allerhand sonstige Sachen einhandeln wollen. Er hat alles brauchen können, was nur mitzunehmen war, hat bar und gut bezahlt und hat zuletzt sogar nach einem Brautkleid gefragt. Und weil er gebettelt und gedroht hat, hat ihm die Frau ihr eigenes zeigen müssen. Sie hatte es aber kaum vorgewiesen, da hat er Weib und Kleid an sich gerissen, hat sie vor sich aufs Faß gesetzt und ist, hast du

nicht gesehen, den Jungfernstieg entlang und irgendwo in den Reesendamm gefahren. Nur Schleier und Gürtel sind dem Wirt halb zerfetzt in den Händen geblieben.

Das sind nun sehr traurige Tage für den armen Jungen geworden. Er hatte die Frau ja von Herzen lieb gehabt, wurde hinfällig vor Sorgen um ihr Schicksal und ließ alles verfallen und verkommen. Jede Nacht suchte er den Jungfernstieg ab, wollte der Spur folgen und fand die Höhle nicht mehr, in die die beiden verschwunden waren. Wohl aber hat er einmal die beiden Riesen Heesch und Aisch zu sehen bekommen. Sie reckten sich just in den Schleusenkammern hinterm Reesendamm wie in zwei Badewannen, schülpten und platschten gewaltig im Wasser umher und riefen sich zu, es sei doch eine verwünscht gute Geschichte, einmal die Füße aus dem ewigen Mudd im Fleet herauszukriegen. Dann waren sie plötzlich fort, sie waren seiner wohl gewahr geworden.

Am nächsten Abend hat der Wirt ein paar gute Freunde zu sich gebeten, und sie haben ihm in die Hand versprochen, ihm nach Kräften zu helfen. Dann haben sie ein paar Laternen genommen und haben sich in der Nacht nach der Schleusenbrücke begeben. Es ist ein böser Oststurm unterwegs gewesen. Die Lichter flackerten weit über die holperigen Steine, Wolken flogen zwirbeldünn am Himmel entlang.

Der Wirt selbst ist mit zwei Waghälsen in die Schleuse gestiegen, um die Wände abzuleuchten. Das Wasser war so seicht, sie konnten grade bis zu den Knien darin stehen. Es dauerte auch nicht lange, und eine Mauer ist an ihrer Seite langsam offen gegangen. Als sie so weit gespalten war, daß ein Mensch gebückt hineinkriechen konnte, haben sie ihre Laterne umgehängt und sind zu dritt blindlings ins Dunkel hineingesprungen.

Da standen sie nun in einem riesigen Schacht, mitten zwischen zwei verdutzten struppigen Kerlen, die wohl gerade nach draußen hatten steigen wollen. Der Wirt, der keine Furcht kannte, begann gleich, sie mit Heesch und Aisch anzureden, sie beherzt am Wams zu ziehen und zu fragen, ob sie nicht einen ihrer Gesellen mit Weib und Tonne hätten durchfahren sehen. Die beiden schüttelten die Köpfe. Es sei aber gewiß ein Kerl, wie sie selbst gewesen, der über den Jungfernstieg wie auf Teufels Schlitten ausgerissen sei. Ob hier vielleicht noch mehr ihrer Art wohnten.

Die beiden Riesen schienen gutmütige Kerle. Ja, wenn er den Schacht zu Ende ginge, meinten sie, und Glück hätte, den Weg zu finden, da wohnte noch ein ganzes Volk. Aber die gingen nicht unter Menschen. Es wären die Schiffsbauer und Bierbrauer unterm Grasbrook, und er solle sich lieber wahren vor solchen Leuten.

Der Wirt überlegte nicht lange, er nahm die Laterne in die Hand, und die Drei gingen die Höhle unter den Häusern der Menschen entlang. Mitunter trafen sie alte Gewölbe, die gehörten wohl zu der Stadt Hamburg vor vielen hundert Jahren und waren längst von den Menschen vergessen. Sie sahen schauerlich aus, faulendes Licht lag drin, allerhand wimmelndes Volk, Tiere und Wichte füllten sie. Einmal kamen sie auch bei einer Schmiede vorbei; ein paar Gänge gingen rechts und links an flackernden Lampen hinein. Dann, als sie, nach ihren Schritten zu messen, wohl unterm Fischmarkt sein mußten, wurde der Gang zu einer hohen Straße, an deren Seiten riesige Bohlenwände eng aneinander die dunkle Decke stützten. Licht und Lärm kam aus den Türen. Ein mattleuchtender Schlauch zog sich über der Straße entlang und hellte sie.

Die drei Gesellen schritten fürbaß, ihre Herzen klopften sehr von dem Unerhörten, aber es war begonnen und mußte ausgetragen werden. Eine Weile marschierten sie noch. Es tropfte in die Straße, sie mochte wohl unter der Elbe sein. Dann stolperte ein großer Tölpel mit einem Spieß auf sie los und hielt sie an. Der Wirt erzählte ihm schreiend, was ihm geschehen sei, und daß er sein Weib suche. Der Wächter mußte es sich zweimal erzählen lassen, viel zu lange für die Ungeduld der Männer. Dann schüttelte er den Kopf, kein Riese würde sich ein menschliches Weib suchen, sagte er. Besser wär's, rasch umzukehren, es könnt ihnen sonst übel ergehen.

Wer ihm denn etwas tun wolle, wenn er sein Recht suche.

Er solle sich lieber davonmachen, warnte der andere gutmütig. Weiter längs halte der kleine Brauknecht Hochzeit, da würde viel getrunken, man könnte Störenfrieden ungnädig aufspielen.

„Wer hält Hochzeit?" fragte der Wirt. Ach, er sollt nur rasch heimkehren, der Umzug käme gleich vom Meisterhaus zur Brauertwiete.

Der lange Wächter hatte es auch kaum gesagt, da polterte schon mit Lärm und Rasseln, mit Knallen und Trommeln ein Fackelzug die Straße herauf. Ein Trompeter voran, der blies so stark, daß der Boden bebte und in allen Häusern die Fenster vor den Gaffern aufsprangen. Hinter ihm kam als Baas ein würdiger, graubärtiger Riese, endlich auf einem rumpligen Wagen das Hochzeitspaar und Gefolge – ja das Hochzeitspaar.

Der Wirt ließ seine Gesellen stehen, lief plötzlich mitten in die Straße und schwenkte seine Laterne. Er hatte siedeheißen Mut.

„Herr", schrie er dem Graubärtigen zu, „was habt ihr mit meinem Weib zu feiern?" Das Straßenlicht fiel über die Frau, die zwischen zwei riesigen Brautjungfern auf dem Wagen schaukelte. Ihr Gesicht war statt des Brautschleiers hinter einem dunklen Tuch verborgen, aber der Wirt hatte sie wohl erkannt, sah auch, daß sie die Arme nach seiner Stimme streckte.

Der Bräutigam, der hinter ihr stand, schrie erbost vom Wagen herab: „Er lügt, Herr!" brüllte er und wollte dem Wirt zuleibe. Der aber hatte einen Zorn wie ein Bürstenbinder. Er drehte sich dreimal auf dem Absatz, riß sein Messer heraus und schrie blind, er wolle sein Weib wiederhaben, und wenn's auf Leben und Tod gehen solle. Ob es denn keine Gerechtigkeit unterm Grasbrook gäbe.

Die Riesen lachten und drängten sich um ihn, der Braumeister runzelte die Stirn.

„Fragt doch das Weib, fragt doch das Weib!" Der Wirt sah die Windelbäume, auf die sich die Gäste stützten. Die beiden Gesellen zogen ihn zum Erbarmen zurück. Er versuchte sich aufs Handeln zu legen. – „Es sei aber doch sein eheliches Weib seit vierundzwanzig Tagen", klagte er.

„Gelogen!" schrie der Brauknecht, „sieht sie aus wie eine Menschin? Komm her, Junge, daß ich dich zu Brei drücke."

Aber der Graubart wiegte den Kopf, er schien ein gerechter Mann, vielleicht hatte er auch Furcht, mit der Stadt Hamburg Verwickelungen zu bekommen.

Er solle beweisen, was er sage, bedrohte er den Wirt.

Der wollte auf sein Weib zeigen, aber es dünkte ihn, daß man hier unten nicht viel auf Frauenzeugnis gab. Da zog er Schleier und Gürtel hervor, die ihm beim Raub in der Hand geblieben waren, und warf sie den Brautjungfern zu. Der Alte

winkte, die beiden legten sie an, und sie paßten der Braut genau von Zipfel zu Zipfel.

Der Brauknecht wollte dem Wirt nach dem Nacken greifen, aber der Meister drohte ihm. Alle sahen verwundert, wie schön Schleier und Gürtel der Frau anstanden. Da rutschte der Knecht wie der Leibeigene vom Bräutigamswagen, schrie, der Wirt würde schon von ihm hören, und war verschwunden, ehe jemand nach ihm greifen konnte.

Weil aber die Hochzeit nun einmal gerüstet war und die Gäste nicht um ihr Fest kommen wollten, haben sie auf der Straße beschlossen, den Wirt für den Bräutigam zu erklären. Er hat noch einmal feiern müssen wie vor vierundzwanzig Tagen und hat mit seinen beiden lieben Gesellen sich gewaltige Mühe geben müssen, als gut Freund mitsamt der Frau entlassen zu werden. Sie sind erst am nächsten Abend wieder nach Hamburg gekommen und haben drei Tage ausschlafen müssen.

Der Wirt kann seit dem Tag schlecht hören; es sei zu viel Lärm im Hochzeitsraum gewesen, sagt er. Aber er flunkert vielleicht, weil die Leute zu oft nach der Röst unterm Grasbrook fragen und immer wieder dasselbe hören wollen, obschon ihm nur wenige glauben.

Er will sich übrigens dieser Tage nach Amerika begeben, vielleicht fürchtet er den Brauknecht und seine Rache. Ich habe die Geschichte jedenfalls rasch aufgeschrieben; es wäre schade, wenn sie verlorenginge.

Das Harvestehuder Fährhaus

Es war ein richtiges Hamburger Wetter. Der Wind klapperte an den grauen Fensterscheiben, das Zimmer war kalt, und der junge Musikant, der weder Brot noch Arbeit hatte, warf die Jacke ab und wußte nichts Vernünftigeres, als eine Stunde ins Bett zu kriechen. Vielleicht brachte ihm die Wärme bessere Gedanken.

Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er die Decke zurückschlug und unter einem Zipfel einen leibhaftigen Unterirdischen

fand, der ihn gestört angähnte. Er hatte wohl im Schlaf seine Kappe Unsichtbarkeit verrutschen lassen, merkte gar nicht, daß der Spielmann ihn körperlich anglotzte, und wartete, daß er seinen Schlaf fortsetzen könnte.

Der junge Bursch wußte erst nicht, was er tun sollte, sperrte nur Mund und Augen groß auf. Dann packte er aber blitzschnell zu und ließ den erschrockenen Zwerg nicht aus den Fingern, so daß der begreifen mußte, daß ein Mensch ihn sichtbar gefangen hatte, und daß er etwas anbieten mußte, sich auszulösen.

„Was soll ich dir besorgen?" fragte er.

„Ein großes fürnehmes Abendessen", meinte der hungrige Musikant, damit wollte er sich zufriedengeben.

Wort blieb Wort, auch als der Zwerg wieder frei war. Der Spielmann mußte zunächst ein Wasser saufen, von dem ihm der Schweiß ausbrach und alle Welt in doppeltem Licht erschien. Wobei auch allerhand Gesindel leiblich sichtbar wurde, das sich's in seiner Kammer bequem gemacht hatte, ein Krötenweib in der Zuckerschüssel, eine Schlange ums Tintenfaß und dergleichen. Aber ehe er sie noch vertreiben konnte, befahl der Zwerg ihm schon, sich jetzt rasch ein neues Wams genau an den Leib zu denken. Und als der Musikant es tat, Falte für Falte, wurde es wirklich so, wie er sich's wünschte; einen feinen neuen gebügelten Rauchrock hatte er an.

Der Zwerg begann nun auch an sich zu klopfen und zu bürsten, zog sich einen sauberen Kittel aus seiner alten Joppe zurecht und verwarnte den Spielmann nur um eines, nämlich niemals von den Gedanken an seinen Rock abzulassen. Er würde in gute Gesellschaft geführt, in der eine verfilzte Spielmannsjacke nicht geduldet sei.

Na, der Musikant war hungrig und blitzneugierig und versprach sein Bestes zu tun. Er ging mit ein paar großen Schritten die Treppe hinab, eilte mit seinem neuen Freund über den Jungfernstieg und sprang grade noch in ein abfahrendes Dampfboot hinein.

Seltsam war's nur, es fuhr dicht wie ein Spiegel hinter einem andern drein. Hätt' der Musikant sich nicht von Fleisch und Blut gespürt, er hätte gemeint, selbst ein grauer Nebel auf dem Wasser zu sein. Kam auch keiner nach Geld zu fragen, und die paar

Mitfahrenden waren klein wie sein Gastgeber, etwas bäckergrau im Gesicht, mit roten Bärten, feisten Weibern und spindeldürren Kindern. Nur der Heizer, der ab und zu wie ein Gefangener mit weißen Zähnen aus dem Kesselloch bleckte, schien etwas Menschliches zu haben.

Schon wurde es dem Musikanten unheimlich. Er kam der Lombardsbrücke nahe, das Wasser klimperte frecher an der Schiffswand; immer fuhr er noch wie ein gelber Schatten hinter einem andern Boot her. Er versuchte sich um nichts zu kümmern, dachte ununterbrochen an seine Joppe, streifte mitunter vorsichtig daran entlang und hoffte nur immer so einfacherweise zu neuen Kleidern zu kommen. Einmal allerdings, als er sich, noch verblüfft über den Gastgeber, an der Ferse kratzen mußte, merkte er, daß er auf Pantoffeln stand. Aber es hatte niemand gesehen, er dachte sich rasch wieder den schönsten Glanz darum und hatte Lackschuhe wie zuvor. Ja, so ging's mit ihm.

Hinter der Lombardsbrücke kam's dem Spielmann so vor, als würde das Schiff breiter und löste sich von dem Vordermann. Und obschon immer ein Lichtschein zwischen beiden blieb, hielt sein Fahrzeug sich im Nebel seitlicher. Dann fuhr es da, wo die Fähre über die Alster geht, bei Harvestehude in einen großen hellerleuchteten Hof ein. Und – ein Wunder –, wo der Musikant bisher nur Gartenwiesen und hohe rauschende Bäume gesehen hatte, war heute abend ein kreuzlustiges Leben gekommen. Ein hoher Lichterbau mit Türmen und Hallen war wie aus der Erde hervorgewachsen. Viel fürnehme Leute gingen ein und aus, ein Streichorchester spielte aus den Fenstern; Wagen hielten oder nahmen Pelze und Schleppen auf und jagten in das dunkle Harvestehude hinaus.

Der Spielmann war ein herzhafter Bursche, aber ihm klopfte doch das Blut ein wenig, als er mit seinem Freund in das verrückte Haus eintrat und am Ende in einem großen Speisesaal feierlich Platz nahm. Kleine Schmetterlinge waren da die lebenden Gewinde, eine Vogelschar wechselte mit der befrackten Kapelle in der Tafelmusik. Die Tische waren grünlich gedeckt, als läge ein wenig kristallenes Wasser drüber, und graubärtige kleine Kellner sprangen in Schleifenhosen von Tisch zu Tisch.

Der neue Freund ließ sich das Essen etwas kosten, das mußte der Spielmann ihm lassen. Er maulte nicht lange über die Speisekarte, zog nur einmal verstohlen seine Brieftasche und bestellte dann bündig mit dem Daumen von oben bis unten. Es bliebe hoffentlich das einzige Mal, daß er seine Kappe verlöre, knurrte er.

Der Musikant lächelte dankbar. Er dachte noch immer krampfhaft an seinen neuen Rock und versuchte doch von allem ein Andenken zu erhaschen.

Sein Blick ging neugierig über die Nachbartische. Dabei sah er mit einigem Erstaunen einen Fremden mit graugrünem Haar und dickem rotem Gesicht, den er schon öfter gesehen hatte, wenn er in fürnehmen Häusern gespielt hatte. Es war ein dicker Schlemmer, über dessen Feiste er sich oft genug geärgert hatte, und den er Doktor Watermann hatte anreden hören. Was dem Spielmann aber noch ärger schien, war, daß der Grüne aufdringlich seinen Nachbarn zur Last fiel, einer blitzsauberen Jungfer, die mit ihrer Mutter zu Abend speiste.

Diese beiden schienen übrigens auch zum erstenmal das Harvestehuder Fährhaus zu besuchen und wußten sich vor vergnügter Verlegenheit kaum zu halten. Man unterhielt sich rundum, woher sie wohl kämen, aber niemand wußte es. Vielleicht war es ihnen ergangen, wie dem Musiker, vielleicht hatten sie sich auch über einen doppelten Kreuzweg verirrt. Jedenfalls konnte der Spielmann bei allem Hunger, mit dem er in die aufgetragenen Speisen einhieb, nicht ablassen, auch an allerhand Gedanken zu würgen. Mußte auch öfter wieder das Mädchen anschauen, das ihn verstohlen prüfte, immer wenn er gerade vom Teller aufsah.

Ich weiß nun nicht, ob es so ist, daß in solcher Gesellschaft der Mensch den Menschen rascher anzieht, oder ob ein andres zwischen den beiden war – kurz, der Grüne fiel fortan bei dem Fräulein ab. Und da er wohl merkte, wohin die neue verliebte Spielerei ging, wurde er ungnädig, sträubte den Schnauzbart und wetzte Messer und Gabel knurrend am Tisch.

Der Zwerg zupfte den Musikanten, er wollte wohl abwiegeln. Aber der arme Bursche hatte nun einmal Feuer gefangen und stand wie ein Ritter zu dem Jüngferlein. Er trank hastig ein ganzes Glas hinüber, sah die roten Schmetterlinge sich tiefer um

ihr Haar winden und fühlte das Lächeln der Schelmin vom Scheitel bis zur Sohle zünden.

Der Zwerg zupfte ihn wieder und flüsterte etwas Dringliches. Aber der Musikant schüttelte ihn ab, seine Gedanken waren drüben bei den Nachbarn; er hätte dem Doktor Watermann Gewalt antun können, so sehr vergaß er, wo er sich befand. Wirklich –

Wie er denn hereingekommen sei, fragte ein kleiner Herr im Gehrock plötzlich den Musikanten. Der Zwerg, der ihn eingeladen hatte, sah ärgerlich an ihm vorbei und tat, als kenne er ihn nicht. Der junge Bursche aber blickte entsetzt an sich herab. Sein schöner schwarzer Rauchrock war wieder ein zerlumpter Musikantenflausch, die Filze hingen ihm mit Mühe gerade über die löcherigen Zehen. Er versuchte im gleichen Augenblick wieder an seine Kleider zu denken. Aber der Doktor Watermann war schon puterrot aufgestanden und rang empört die Fäuste. Vom Eingang kam ein häßliches Grunzen. Ein dicker Pförtner brach sich Bahn, angefeuert durch den kreischenden Gehrock. Es ward ein richtiger Auflauf um den armen Spielmann, und ehe der ein paar vernünftige Worte sagen konnte, ehe er sich den Rauchrock wieder hatte zurecht wünschen können, fuhr schon der Feiste mit dicken Fingern auf ihn nieder. Ein paar Fäuste griffen zu, und plötzlich flog der Spielmann wie ein Federball zur Tür hinaus, schwupps, mitten ins Wasser der Alster hinein.

Der arme Kerl hat sich mit Not und Mühe an den Steg gerettet. Es war pechschwarze Nacht, als er hinaufkroch, das Holz troff im flackernden Brückenlicht. Das schöne Harvestehuder Fährhaus war verschwunden. Wo er eben gespeist hatte, war eine kalte Wiese; ein paar Bäume klagten im Westwind, und eine aufgestörte Krähe schrie aus ihrem Nest.

Der Musikant ist pudelnaß heimgekommen. Das kalte Bad ist ihm indessen nicht weiter schlecht bekommen. Er hat aber lange nach dem Mädchen gesucht, das er im Fährhaus gesehen hatte, und hat auch viel Ungemach und Scheltworte darum ertragen. Er fürchtet ja, daß der Doktor Watermann ihr etwas angetan hat, und hat Anzeige gegen ein unterirdisches Fährhaus bei Harvestehude erstattet. Die Behörde will aber nichts davon wissen und weigert sich, deswegen nachzugraben.

Herr Froh und der Hase am Noweskrug

Warum die Hasen so fruchtbar sind? Ja, das will ich euch erzählen.

Von dem Bauern Froh habt ihr wohl schon gehört. Er hatte vor langer Zeit einen der größten Höfe im Land. Aber er kannte die Überirdischen, er brauchte nicht zu sterben und geht heute noch über 's Feld und sorgt für Reife und gefüllte Scheuern in Deutschland.

Eines Tages um die Mittagszeit kam Froh nun auch dem Weg zum Noweskrug nahe. Und er sah allerhand Geschöpfe, die ihm zuwanderten. Da war der Fuchs, dessen Röte im braunen Korn ihn oft gefreut hatte, der flinke Hase und der Jäger auch. Dicht hintereinander gingen sie ihren letzten Weg.

Nun ist bekanntlich allen Verstorbenen eine letzte Nacht über der Erde zugesagt, ehe sie durch die Ovelgönne wandern müssen. Und der Wirt am Noweskrug, wie der Kastort heißt, hatte wie immer alle Hände voll zu tun. Mancherlei Gesellen waren da, die viel zu erzählen hatten, Matrosen, Soldaten und breite Bürger, die sich nicht genug zu tun wußten, ihre letzte Atzung gut einzurichten. Alle hatten ein paar Blumen in der Hand, die gibt das Rotkehlchen ihnen auf den Weg, Zehrung und Quartier dafür einzuhandeln.

Bauer Froh blieb jenseits des Hofs stehen und sah zum Nowesgarten hinüber. Er hätte gern noch jemandem eine Güte geschenkt, aber er wußte nicht, ob einer dabei war, der es verdiente.

Inzwischen hatte der Fuchs den Jäger getroffen und begrüßte ihn feierlich. Sie waren beide in schlechter Stunde abberufen und scheuten sich vor dem Kommenden. Aber sie ließen sich nichts merken, und da sie aus den gleichen Revieren waren, hatten sie viel erlebt und versicherten einander froh zu sein, daß sie bei all dem Lärm hier im Krug Bekanntschaft hätten. Weil aber die Schankzimmer übervoll waren, ließen sie sich Wein in den Kruggarten kommen und erzählten prahlend allerhand von der Jagd, bis der Fuchs ein Kartenspiel zog und vorschlug, den Wein auszuspielen. Und weil sie zu zweit nichts wußten, ließen sie ihre Schatten mitspielen, sodaß es zu einem Doppelkopf reichte.

Bauer Froh, dem die Geschöpfe gehören, bis sie den Krug verlassen, wunderte sich über ihres Lebens leeres Ende.

Da kam auch der Hase zum Nowesgarten. Er hatte eine gute Zeit gewählt, die Kinder waren groß, und sein Weib hatte ihn längst wieder verlassen. In einer einsamen Stunde, als er ein wenig Kohl stehlen wollte, war das Schicksal über ihn gekommen, und er war's schließlich zufrieden.

Eine Weile streifte er durch den Krug, noch etwas zaghaft und glücklich, daß er niemandem mehr zu entschlüpfen brauchte. Als er in den Garten kam, machte er ein höfliches Männchen vor Fuchs und Jäger, und als die ihn in ihrem Spiel nicht beachteten, hüpfte er weiter. Endlich sprang er auf einen Stuhl und ließ sich ein wenig Wasser mit Klee kommen. Und er überlegte noch einmal sein ganzes Leben und war bei aller Unruhe ergeben, wie's gekommen war. Da fiel sein Blick über den Gartenzaun zurück in das braune reifende Land. Er hörte die Kühe in der Ferne brüllen, sah das Korn, das wie ein gelber Spiegel unter der flimmernden Sonne stand, und fühlte noch etwas vom Wind, der leise durch die Knicks wanderte. Und er sah in der Ferne ein rotes Dach, das unter der Wärme glomm, und von leisen Rufen zu widerhallen schien. Da konnte er es nicht lassen, es ward ihm noch einmal sehr sehnsüchtig ums Herz. Und während die andern eine große Hand ausspielten, wandte er sich ab, daß niemand ihn sehen könnte, und schluchzte einmal heimlich tief auf. Aber er wußte nicht, warum er es tat; er glaubte, es war vor Glück darüber, wie schön die Erde war.

Der zwischen den Feldern aber erblickte ihn und war fröhlich über die Dankbarkeit des Hasen gegen die schöne reife Welt. Und während er weiterschritt, gab er vom Reichtum seiner Fruchtbarkeit auf das Volk dessen, der sich nach ihm heimsehnte.

Die Spinne auf dem Schüberg

Wenn du lange ganz allein auf einem Heidhügel stehst und die Sonne über Mittag kreist, dann hörst du wohl das feine Hämmern der Unterirdischen unter deinen Füßen, dann hörst du ihre Schmieden lärmen, hörst auch ihr leises Singen unterm Boden, Flötespielen oder flüsterndes Schelten. Und wenn du

Geduld hast und sie behorchst, kannst du auch sehen, wo sie, husch, die Erde verlassen. Mitunter siehst du aber nur einen Schwarm Fliegen oder große Hummeln davonsummen oder Hühner aufflattern. Dann haben sie sich verkleidet, dann wird ein Feind in der Nähe sein, vor dem sie sich bergen.

Besondere Furcht haben sie zum Beispiel vorm Trullenvolk, das der Riese Locker schuf, Gottes Werk am Menschen zu äffen. Dann auch vor den Waterkerlen und Hagemännern – das erzählte ich schon – und vor der Drut, die überm Schüberg als Kreuzspinne saß. Richtige Angst haben sie vor allem unholden Gesindel, denn wenn die Unterirdischen auch den Menschen nicht Freund sind, so gibt's doch nur wenige bei ihnen, die den Bösen aufgesucht und mit ihm getrunken haben.

Einmal, prahlen sie, hat ihr Werk es aber einem von den Schwarzen angetan, und das ist so gekommen.

Vor langer Zeit hatten einmal ein paar arme Holzfällerleute aus dem Beimoor, die nichts zu beißen und zu brechen hatten, ihren Sohn bei den Wohldorfer Unterirdischen in Kost gegeben, er sollte bei ihnen das Schmiedehandwerk erlernen. Die haben ihn denn auch siebzehn Jahre da unten aufgezogen und in ihrer Kunst unterrichtet. Endlich, als er ausgelernt hatte, wollten sie den Jungen mit Gruß und Handschlag wieder zur oberirdischen Welt entlassen.

Sie waren fast froh, daß sie ihn loswurden, denn er war sehr eigensinnig und hatte ungeheure Kräfte da unten bekommen, ganz anders als sie den Zwergschmieden wächst. Ja, als er nicht gleich fortging und sie ihn fragten, ob er noch ein Brot mit auf den Weg haben wollte oder was er sich wünschte, hat er sich einen riesigen Amboß und eine lange Kette ausgebeten und auf die Schulter genommen wie einen Sack Heu. Da haben sie die Türe dreifach hinter ihm verriegelt, so unheimlich war er ihnen. Sie wußten ja noch nicht, wie wacker er's ihren Feinden eintränken würde.

Odde Gösch, so hieß der Geselle, hat sich denn ja auch auf den Weg gemacht und hat fast die Augen im Kopf verdreht, als er zum erstenmal ans Tageslicht kam. Er sah weiße Riesen über sich, die mit roten Wolken nacheinander warfen. Er sah die Höfe der Menschen, zu denen er heimkehren sollte, und die grüngelbe Pracht der Wälder und Gerstenfelder. Und er fühlte auch seine junge Kraft in den Armen. Wie gern hätte er sie jemand

gewiesen oder den Eltern ein Gesellenstück aus der nackten Erde gehämmert und mitgebracht.

Nun kam der Junge auf seinem Weg, Hammer und Amboß auf dem Rücken, auch beim Schüberg vorbei. Vor dem hatten die guten Unterirdischen ihn ganz besonders gewarnt. Dort hauste nämlich um die Zeit die Drut, lag wie eine riesige Spinne drüber, fütterte die Steine auf den Äckern rundum, daß sie gut wüchsen, und packte und zerbiß alles andere Lebendige, was unter das Netz ihrer Wege lief. Immer aber kehrte sie gleich nach dem Raub auf den Berg zurück. Hatte sie ihn nämlich erst hundert Jahre gewärmt, sollte ein Kessel, der im Berginnern vergraben lag, zu reinem Gold geworden sein. Auch das wußte Odde Gösch.

Der Junge hatte aber eine verwünschte Lust auf Abenteuer. Kaum hatte er die Nase aus den sicheren Bergen, schon mußte er wie so manche Menschen das Leben im Seiltanz beginnen. Er schlich sich also von Busch zu Busch ganz leise und nahe an den Schüberg heran, um sich einmal anzusehen, wie die ungeheure Kreuzspinne mit ihrem braunen Leib darauf brütete. Er hörte sie gähnen und schlafen und laut träumen von Blut und rohem Fleisch, und er hörte die Nacht über auch, wie einmal dieser, einmal jener Unheimliche zu ihr kam, um sie um Rat zu fragen. Der große Grindel aus den Eimsbüttler Sümpfen war bei ihr, der alte Droos, der Ziegen gestohlen hatte, ja Lode Locker selbst schien einmal vorbeizukommen, und der Junge hörte ihn aus seinem Versteck vergnügt erzählen, wie er einen Bauern um seine Seele betrogen hatte, sah auch ein paar Scheite brennen, wo er gestanden hatte.

Von diesen glimmenden Hölzern hat der Junge nun gegen Morgen eins an sich genommen, hat Amboß und Hammer und Kette wieder auf den Rücken gehoben und hat sich, am Scheit blasend und krumm hinter den Büschen auf den Weg gemacht. Ungefähr dreitausend Schritt vom Schüberg entfernt hat er in einem versteckten Busch mit den Händen ein riesiges Loch gegraben. Drei Tage hat er daran gearbeitet und wohl geachtet, daß niemand seiner gewahr würde. Dann hat er unten in der Höhlung vorsichtig ein Schmiedefeuer angefacht, hat die Kette um den Amboß festgehämmert und alles wieder zugeschüttet und hartgestampft. Nur ein Ende der Kette hat wie eine Hasenschlinge draußen auf der Erde gelegen, gerade über den Weg nach

Ahrensburg. Er hatte aber die Erde so sorgfältig darüber gebröckelt, daß nichts davon zu sehen war.

Am folgenden Tag war ein sanfter Ostwind, gerade wie der Junge ihn sich gewünscht hatte. Da hat er dicht hinter der Schlinge ein Feuer aus grünen Reisern angemacht, hat sich hinterm Rauch versteckt und den Brand solange geschürt, bis der Qualm dicht über dem Boden bis zum Schüberg schwelte. Und die Drut, die bei jedem Feuer zunächst vermeinte, der Locker sei auf dem Weg, schob den Kopf mit den Glotzaugen wartend hin und her. Als der Brand aber am gleichen Platz blieb, hob sie das Maul hoch, um nichts von dem beißenden Rauch zu bekommen. Sie roch aber doch die glimmenden Kräuter und merkte, das war nicht des Schwarzen Fährte. Eine Weile mahlte sie noch erregt mit den Kiefern, witterte den süßlichen Geruch des Birkenholzes und schoß dann plötzlich mit wimmelnden sechs Füßen auf das Feuer zu, sah den Burschen und wollte auf ihn niederstoßen.

Aber das Seltsame war, die Unholdin konnte plötzlich nicht mehr voran, ein Fuß hatte sich richtig in der eisernen Schlinge verfangen, und so sehr sich der riesige fleischige Leib warf und zischend rund um den Amboß tanzte, alle Bäume zertrampelte und alle Erde aufpflügte, die Drut war festgepflockt.

Odde Gösch sah den Kampf eine Weile mit an, ihm wurde etwas unheimlich vor der eigenen Verwegenheit. Er eilte, so rasch er konnte, zum Schüberg und grub die warme Kuppe auf, wo der Bauch der Spinne gelegen hatte. Er fand auch richtig, wie die Zwerge gesagt hatten, den vergrabenen Kessel, der schon von außen her halb voll Gold gewachsen war, nahm ihn über die Schulter und eilte spornstreichs auf die sichere Stadt Ahrensburg zu.

Einmal, auf halbem Weg, hat der Junge sich einen Augenblick umzudrehen gewagt. Die Spinne tobte und tanzte noch außer sich vor Schmerz und Raserei um den versenkten Amboß. Aber ein riesiger Knecht stand bei ihr, grub an der Kette und suchte die Alte loszupflocken. Man sagt, daß es der Grindel gewesen ist, der von Hamburg gerufen war, um ihr zu helfen.

Er hat aber nicht hindern können, daß der Gesell flink seinen Kessel in Sicherheit brachte und so auf dem Weg von den Zwergen zu seinen Eltern soviel Gold gewann, daß er für sich und die alten Leute zeitlebens ein gutes Auskommen hatte.

Als der Specht die Springwurzel hatte fallen lassen, lief gerade des Köhlers Kind vorbei. Das wußte nichts vom Streit der Vögel und hob die Wurzel auf, um damit zu spielen. Viele Tiere kamen zu ihm, die wußten, was das Kindlein gefunden hatte, und folgten ihm, um die Wohnungen der Unterirdischen und die Höhlen der Holzweiber und die Hütten der Hagemänner neugierig anzusehen.

Es war auch richtig, wie der Specht geweissagt hatte, alles tat sich vor der Springwurzel auf. Was das Kind auch damit berührte, jedes Ding öffnete sich und lud zum Verweilen ein. Denn es gibt keine Tür und kein Schloß, die vor ihrer Kraft hart geblieben wären.

Nun geriet das Kind mit all den neuen Spielkameraden immer tiefer in den Wald. Es konnte gar nicht aufhören mit seinem einfältigen Jauchzen, so bunt und herrlich schien ihm alles, was es antraf; mit leuchtenden Augen jubelte es hinter den Gefährten her.

Je weiter es aber eindrang, um so lieblicher ward auch die Welt ringsum. Das kam davon, weil im Wald das Schloß des Zwergkönigs Griesemund stand, der einer der Reichsten weithin war und viele tausende Gärtner und Baumeister darin schaffen ließ. Seine Kostbarkeit aber war sein Morgengarten, der lag mitten auf einer Waldwiese rund um eine riesengroße Linde und war ein blühendes Feld weißer, dunkelgelber und blaßroter Rosen. Kein menschlicher Fuß hatte je Zutritt zu diesem Garten gefunden, alle Wege führten weit darum hin, und viel tausend Spiegel lenkten die wenigen vorbei, die verirrt dem verwehrten Eingang näher kamen.

Nur eine, die die ernste Güte und Schönheit der dämmernden Felder ist, die die Bauern die Wittefru nennen, schritt mitunter näher an Zwergkönigs Rosengarten vorbei. Denn sie ist eine Überirdische, die den blühenden Weg wanderte, um von seinem Glanz und Duft über ihre Dörfer abzugeben.

Die sah nun auch an jenem Tage, als ihr Weg sie am Garten vorbeiführte, wie des Köhlers Kind mit seiner Springwurzel in der Hand geradeswegs aus dem Wald kam und über alle Wasser und heimlichen Hecken hinweg den Rosen zustrebte. Sie

wollte warnen, denn der Zwergkönig ist rachsüchtig und unerbittlich. Die Tiere blieben scheu zurück, wollten das Kind rufen, aber das verstand ja nicht, was sie sagten. Es hatte schon den hohen Eingang der Mauer erreicht, der sich vor seinem Stecken wie ein Laubgewinde öffnete. Es sah die unbekannte Pracht der Rosen und spürte den Duft. Ein jubelndes Glück kam aus seinem kleinen Mund, eine unsagbare Freude, daß es wie ein tausendfacher Dank für alles Schöpfen widerscholl. Lieblicher als Vogelsingen, schöner als die lebendige Treue der Tiere, inbrünstiger als des Bauern Reifegebet dankte das Kind mit seinem Lachen der Schauenden jenseits der Felder für alle Pracht.

Im Augenblick aber, als das Kind mit beiden Armen einen weißen Rosenbund umschlang und seinen Kopf hineinbeugte, kam Zwergkönig Griesemund wie ein Wind über Land gefahren. Er ist hart und arg gegen jeden, der an seiner Hecke vorbeischreitet, und außer sich, wenn etwas an seiner Rosen Prachtgewinde rührt.

Die Wartende, die vom Waldsaum hinübersah, fühlte ihr Herz schlagen. Was sollte sie tun? Sie sah den Griesemund mit eisernen Gerten und Ketten heranstieben und wollte das Kind schützen. Ahnungslos mit blühendem roten Lachen jubelte es in die Rosen hinein.

Und als sie das sah, atmete die Zaubernde ruhiger auf und umfing mit ihren blauen Augen schützend das Kind. Und sie ließ von seinen lachenden Wangen Rosen tropfen, lauter dunkelrote Blüten, die zu Boden fielen, Wurzel schlugen und gleich aufrankten, als wollten sie das Kind umschützen.

Der Zwergkönig, der gerade darauf niederstürzen wollte, blieb wie gebannt vor dem Wunder. Er sah die dunkelrote Pracht mitten in den weißen Ranken und legte die Ketten und Gerten nieder. Und dann blieb er voll Andacht stehen vor dem blühenden Kinderlachen, staunte die roten Rosen an, dergleichen er noch nie gesehen hatte, und wußte sich keinen Rat, als das Kind vor Freude mit allen Ringen zu beschenken, die er an sich hatte und ihm selbsteigen von den silbernen Kelchen und Glockenblumen zu pflücken, die am Weg wuchsen.

Die Wittefru aber lächelte und ging lautlos ihres Weges. Sie hat seit der Zeit die roten Rosen in der Welt gelassen, und ihre Lieblichkeit verbürgt, daß ihr erster Tag aus einem Kinderlachen kam.

Einmal hatte eine alte Mahrfrau einer Bäuerin ihr Kind untergeschoben. Die war's nicht gewahr geworden und zog den Wechselbalg für ihr eigenes auf. Das Mädchen aber, das sie in Wirklichkeit geboren hatte, verschleppte die Mahr und ließ es an einem fernen Wegrain liegen. Hätten die Unterirdischen sich nicht seiner angenommen, es wäre wohl umgekommen. Aber die hatten gute Herzen, ja ihr König Fraam ließ die Kleine tränken und kleiden und kümmerte sich selbsteigen von Zeit zu Zeit um sie.

Die Zeit ging. Das Kind war Lieweke genannt; es wuchs rasch heran und wurde so lieblich, war so anmutig und gelehrig, daß der König sich eines Tages in sie versah und sie gern zu seinem Weib genommen hätte. Mit jeder Dämmerung befahl er Lieweke zu sich und durchstreifte mit ihr seine Gärten, ließ die Wege vom Mond silbern waschen und alle Zweige wie Harfen summen. In Feiernächten aber nahm er sie in seinen Rosengarten, der nur dann blüht, wenn alle Menschen ringsum in tiefen Träumen sind. Und es waren hellwangige Abende, wenn er von seinem Volk erzählte und von den drei Dingen, die der Unterirdischen Kirchgang sind: Nämlich ihr Wissen von Gottes Stärke, ihre Freude an seiner Welt und ihres Herzens Leidenschaft. Davon predigte er ihr oft und inbrünstig und suchte Lieweke ganz in seinen Geist und Glauben zu ziehen. Allein von der Sehnsucht der Menschen sprach er nicht, er hatte ja niemals davon verspürt.

Das Mädchen aber wußte wohl, daß sie zu einem andern Geschlecht gehörte, und so glücklich Fraam mit ihr war, in einsamen Stunden streifte sie ziellos über die Erdnacht der Irdischen und war vertraut mit den dunklen, stöhnenden Büschen und den klagenden Brüchen, die ihr von den Menschen erzählten.

In einer solchen Nacht kam sie auch bei einer alten Kiesgrube vorbei. In der hatte ein Kuhlenkerl seine Schenke aufgeschlagen, und weil er gerade um Hilfe verlegen war und wenig nach Recht und Besitz fragte, griff er Lieweke mit seinen langen grauen Armen auf, band ihr die Füße, daß sie nicht entlaufen konnte, und stellte sie hinter seine Krüge und Fässer. Da mußte

das arme Ding nun für die dicken Gäste des Kuhlenkerls die Becher und Tonnen vollzapfen. Der Sandkerl kam da, der Grandkerl, der Kieskerl, ach, lauter wüste Gesellen. Der tollste aber war der Bauernvogt, der mit allen Spökenkerlen auf du und du stand, allen vortrank und immer als letzter ging. Aber er war doch ein Mensch, und wenn er in einer trunkenen Stunde in sich ging, sang er Lieder, die er von seiner Mutter kannte, und schrie etwas Sehnsüchtiges, das die andern nicht begriffen, das nur das Mädchen am Schenktisch verstand und heimlich nachsprach.

Die Gäste taten in solchen Stunden hoffärtig wie nie, schrien sich an und hatten soviel Durst, daß die Tonfässer kaum alles hergeben konnten. Denn der Kuhlenkerl hat nur ein vollgelaufenes Loch zum Verschnitt und muß achtgeben, daß er nicht selbst einmal auf dem Trocknen bleibt.

Ihr könnt euch denken, wie sehr das arme Mädchen sich fortwünschte. Sie bat oft um ihre Freiheit und weinte viel, aber der Kuhlenkerl meinte, das ginge vorüber und stünde ihr gut. Er drang sogar in sie, sein Weib zu werden; eine halbe Tonne, fünf Krüge und drei Stück Kreide solle sie als Morgengabe haben. Lieweke weinte aber nur um so mehr, sie mußte an den Rosengarten der Unterirdischen denken, wünschte sich weit fort und wollte, sie wäre nimmermehr aus jenem Reich aufgebrochen. Bis der Bauernvogt in die Tür trat, und sie wieder wartete, er möchte ein Wort von der Sehnsucht der Menschen sagen.

Der König Fraam, den sie verlassen hatte, war seit jenem Tag sehr traurig geworden, er vermeinte ja nicht anders, als daß es mit des Mädchens Willen geschehen sei. Denn die Menschen sind hochmütig gegen sein Volk und danken schlecht, was man an ihnen tut. Er konnte seine Liebe jedoch nicht verwinden und blieb oft ganze Nächte fern, um sich auf der Erde Trost zu suchen.

Da hörte er einmal vor einem Bauernhof ein Singen, wie es sonst nie über seinen Rosengarten hinauskam. Als er näher kam, war es ein dunkles häßliches Mahrenkind, das die Weise wußte. Der König wurde erzürnt und drohte und wollte wissen, woher es das Lied hätte. Da wurde das Mädchen ängstlich und erzählte, an einer alten Kuhle wär oft ein Singen zu Abend und vor Sonnenaufgang, dem hätte sie's abgelauscht. Der

arme Ritter forschte weiter, ließ alle Winde in seine Ohren spielen, und dicht vor der Frühe, gerade als er heimkehren mußte, kam er an die Rieskuhle, aus der sein Lied leise wie ein Wunderton aus dem frühgrauen Wasser klang. Und er lauschte, bis das erste Rot auf seinem Gesicht glühte und er sich bei seinem Leben eilen mußte, vor Sonnenleuchten heimzukehren.

An dem Tag bot er sein bestes Volk auf, grub des Kuhlenkerls Haus von unten an, zapfte seine Tonnen bis auf den Grund aus und ließ der schlafenden Schenkin die Fußstricke lösen, auch die ganze häßliche Stube voll Rosen überstreuen. Also, daß Lieweke und der Kuhlenkerl von all dem Duft früher erwachten, und wie sie mit der Dämmerung auf die Gäste warten wollten, sich über die fremden Wichte wundern mußten, die hereinkamen und zu trinken verlangten. Sie mühten sich flink, die Tonnen anzuzapfen, es blubberte aber nur ein wenig, dann war es aus damit. Da stand einer unter den Gästen auf und zog Wasser aus allen Steinen, an die er schlug. Und als der Kuhlenkerl schon mit heiserer Kehle bat, auch ihm zu trinken zu geben, versprach der Fremde ihm alle Quellen zu lassen, wenn er mit drei Fragen um seine Schenkin werben dürfe.

Der Kuhlenkerl wand sich, er hatte jedoch Durst und ein schlechtes Gewissen und mußte wohl ja sagen. Lieweke aber ward dunkelrot, sie erkannte, wer vor ihr stand. Und sie spürte, daß die drei Fragen sie heimrufen sollten, und mußte glücklich an die Nächte im Rosengarten denken, wo der König sie die Antworten gelehrt hatte.

„Was ist weiser als das Weiseste?" heischte der Fremde.

Sie neigte den Kopf, mußte seines Glaubens denken und nannte den Geheimnisvollen. Des Fremden Stimme steigerte sich vor Freude, alle Zwerge rundum hoben das Haupt.

„Und was ist schöner als das Schönste?"

Das Mädchen dachte nach. „Die Freude", sagte sie und dachte der schönen Welt und aller Leiden, die sie durchkostete.

„Und was ist stärker als des Stärksten Kraft?"

Alle Unterirdischen standen im Kreis um sie. Das Mädchen sann nach, ihre Menschlichkeit wogte in ihr auf. Die Sehnsucht, wollte sie schon sagen, aber sie wußte, der Fremde wartete auf das Wort von seines Herzens Inbrunst. Sie wollte sich zwingen und zwang's doch nicht über die Lippen. Denn die Unterirdischen

haben keine Hoffnung und halten sich für gut und ewiglich. Noch einmal sah das Mädchen sich als Frau Königin bei ihrem Liebsten, sie hob das Haupt, um zu antworten. Da kam der Bauernvogt in die Tür, sie brachte das Wort nicht zum Mund, obschon der Frager sie flehend anschaute mit Augen, die all ihr Herz füllen wollten.

„Die Sehnsucht", bekannte Lieweke. Und dann weinte sie vor Schmerz um das Verlorene, legte die Schürze der Schenkin ab und trat zum Abend aus der Tür hinaus, zu den Menschen als Magd zu wandern. Es ging viel Wehmut hinter ihr her von allen, die sie lieb hatten und jenes Rätselhafte nicht begreifen, was im Menschen klingt und ihn über die Erde treibt, stärker als des Stärksten Kraft.

Die unterirdische Schenke

Der Abend sank wieder ohne Kühlung, seit zwei Tagen lag eine beengende Schwüle über dem Land. Die Fischkutter, die vor der Ausfahrt lagen, warteten von Stunde zu Stunde, das Unwetter möchte niedergehen. Aber es türmte sich wohl im Westen auf, zerfloß wieder und bäumte sich unruhig von neuem. Ein unheimlicher Tag war's.

Hannes Ewers schlenderte zu seinem Boot. Die Hafenstraße lag heiß vor ihm, auch die Dämmerung kühlte sie kaum. Aber die Ebbe kam näher, den Fischer ließ die Unruhe vor der Ausfahrt nicht mehr. Mitten im Sommer einen Tag zu verlieren, war für sein Rechnen nicht zu ertragen. So ging er, obschon die andern warnten, die kleine Schiffergasse hinauf, sagte seinem Weib Bescheid, lud Kurren und Töpfe auf und wollte ausfahren.

Da sah er, noch vordem er zur Schenke kam, wo die Fischer das letzte Glas nahmen, auf halbem Weg auf einmal ein paar Stufen vor seinen Füßen; ein altes Mauerwerk gitterte die Straße ab. Der Fischer hielt verdutzt an, er hatte den Weg vor einer halben Stunde gemacht und hatte nichts davon gesehen. Dennoch schien es nicht neulings gebaut, er hörte Stimmen und

Rufe von unten, so daß er schließlich verdutzt die Stufen hinabstieg, mit Kurre und Pötten auf dem Rücken, so wie er zur Ausfahrt wollte.

Qualm und Biergeruch schlug ihm entgegen, dröhnende Stimmen und Weibsgekreisch. Eine richtige Schenke schien's, in die er geraten war. Hannes Ewers traute seinen Sinnen nicht recht, er kannte den Hafen und begriff nicht, woher das alles über Nacht kam. Er ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen, warf seine Netze unter den Tisch, schob die Mütze zurück und suchte von sich selbst aus langsam sich in die Umgebung zu finden. Er wußte, daß er auf dem Weg zum Hafen gewesen war, sagte sich, daß er träume oder daß die Schwüle ihm mitspiele. Aber während er darüber nachdachte, verschwamm der Tag, der hinter ihm lag, jemand brachte ihm Bier, und ein paar Graubärte, die er nicht kannte und die ihn doch beim Namen nannten, winkten ihn an ihren Tisch.

Dem Fischer wurde unheimlich zu Mut, er wollte gehen. Er stand mühsam auf, starrte noch an der braunen, tiefhängenden Decke entlang, die halb geborsten schien, stieß mit den Händen über die Tische, die von Ankern und Namen zerschnitzt waren, und suchte rückwärts nach dem Eingang. Aber wo er eben hereingekommen war, waren blanke Fliesen gewachsen. Kein Licht kam von draußen, nur ein paar uralte Tranlampen leuchteten den Kartenspielern in die Hände.

Hannes Ewers knurrte, er hatte das Gefühl, daß man ihn narren oder ausplündern wollte; er strich mit der Hand übers Messer und wagte keinen Schritt vorwärts.

Da sah er die Schenkin hinter dem Tisch, und eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. Er fühlte plötzlich, er war nicht der gleiche, wie vorhin noch. Eine Erinnerung umfing ihn, er war ein Jahrzehnt in seinem Leben zurück.

„Marie, was tust du hier?"

Die sah ihn schwermütig an, ohne ihm zu antworten.

„Was bedeutet das?" schrie er auf. Er hatte das Mädchen gekannt, ehe sie auf dem Norweger unterging, lang ehe er sein Weib nahm. Er wollte auf sie zugehen, sie entsetzt begrüßen und fühlte doch, daß er wie ein Hilfloser unter den Graukköpfen stand und vor der Dirn, die ihn mit weißen Zähnen anlachte.

Da setzte er sich betäubt, trank in Hast das Bier und versuchte wieder nachzudenken, was wohl mit ihm geschehen sei. Aber das Mädchen ließ ihn nicht los mit ihren Blicken, er konnte sich nicht besinnen, fühlte nur das Würgen in der Kehle. Der Raum wurde undeutlich, seine Augen liefen von Tisch zu Tisch. Angst überkam ihn noch einmal; er bückte sich ungelenk zu seinem Netzwerk, kehrte um und stolperte wieder auf die Wand zu, durch die er gekommen sein mußte. „Grüß dein Weib!" hörte er hinter sich. Er sah sich nicht um, hämmerte nur mit den Fäusten gegen die Fliesen, und im gleichen Augenblick taten sie sich vor ihm auf, er fühlte Stufen, ein grauer herber Wind peitschte ihm ins Gesicht.

Er stand auf der Straße, da, wo er sie am Abend verlassen hatte. Draußen von der Mole schlug dumpf die Brandung; ein Weib lief bei ihm vorbei. Als sie ihn erblickte, blieb sie stehen und sah ihn entgeistert an: „Da bist du, Hannes Ewers?"

„Was willst du?" stotterte er.

„Wir meinten, du gehörtest auch dazu!"

Er begriff noch nicht. „Wozu meinst du?"

Sie fing an zu weinen: „Die über Nacht geblieben sind."

„Heut nacht?" fragte der Fischer und suchte schwerfällig sich zurechtzufinden.

„Bei dem großen Sturm, was ist das doch für 'n Elend!"

Die Frau lief jammernd weiter. Der Fischer wandte sich verdutzt, ging heim und traf Weib und Kind noch in Todesängsten. Aber als sie ihn fragten, wie er heimgekommen, und ob er nicht bei den verlorenen Schiffen gewesen sei, schwieg er, dachte an die Schenkin und antwortete nicht. Er wollte sie nicht verraten.

Die Kieskuhlenkerle

Und als der Sturm noch einmal ausholte, sagte es rutsch, und das junge Föhrenweib war mit einem Klumpen Moos und Steinen oben vom Rand hinunter in die alte Kieskuhle gesaust.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich besann. Sie war ein zierliches Ding, ein rechter Verzug, den all die bärtigen

Hageschratter oben am Waldrand bewunderten und gern einmal in den Schoß nahmen.

Damit war's jetzt nichts mehr. Was immer Muhme und Ohm, Urahn und Gevatter vorausgesagt hatten, war geschehen. Das Naseweise war zu weit über den Rand gewachsen, und nun stand's unten in der Rieskuhle, aufrecht zwar, aber dumm und jung und hilflos und verlassen.

Als das junge Föhrenweib sich vom ersten Schreck erholt hatte und seine Lage begriff, gab's denn auch Tränen genug, die machten indes nichts ungeschehen. Wohl aber begann es mit der Dämmerung im Ries unheimlich zu werden, zu rummeln und zu spuken. Die Steine rollten mit dem Sturm von oben, es heulte und jammerte im Ratzenschilf, und aus dem Sand quoll und arbeitete sich ein breiter brauner Rücken heraus. Das war der Rieskerl.

Als er die neue Nachbarin so ohne Schutz erblickte, rutschte er mit seinen dicken Armen näher an sie heran, glotzte und pfiff vor Vergnügen. Und da kuhlte es auch schon neben ihm im Grand, ein alter zackiger Bursch quakte und schnatterte nach oben. Und dicht unter der Föhre wühlte und schwubbelte es zum drittenmal, aus der losen Streu unter ihren Wurzeln kam der Sandkerl und glotzte die neue Nachbarin an.

Die kleine Föhre aber hatte eine entsetzliche Angst, flog am ganzen Leib, als sie die dicken wulstigen Gesellen sah, und fuhr dabei mit den zitternden Fingern dem Sandkerl von ungefähr über den Schopf. Ei, quollen dem aber die Augen heraus, grunzend rutschte er näher heran, hielt auch sein Kinn hin und schnurrte wie ein alter Kater, als die Föhre ihm mit bebenden Händen auch übers Gesicht streichelte.

Die andern, die es ansehen mußten, wurden neugierig, stemmten die dicken Fäuste auf und watschelten ein wenig näher, so daß das arme Ding merkte, sie sollt's auch bei ihnen tun. In kurzem hatte sie drei spinnende, schnurrende Kerle um sich. Da mußte sie mitten aus ihrer Furcht heraus lachen, fing an, die Burschen am Schopf zu narren statt sie zu streicheln und allerhand Schabernack mit ihnen zu treiben. Aber die drei merkten nichts, meinten, es müßte alles so sein, und fanden ihre Riesgrube rein zum Rosengarten geworden mit dem jungen Blut.

Da schülperte es im Wasserloch, das in der tiefsten Ecke lag, und der Kuhlenkerl, der seine Kumpanei vermißte, hob den schuppigen Glotzkopf pruschend in die Höhe. Wie der nun seine Gäste statt in seinem Krug bei einer stachlichten Jungfer sitzen sah, begann er unbändig zu schelten und zu poltern, was das für ein neuzeitlicher Brauch sei, in der Kuhle mit Frauenzimmern schön zu tun. Wenn die Herren nicht im Nu zu ihm kämen, würde er seine Schenke schließen.

Aber die drei rührten sich nicht, und als er sich ausgetobt hatte und die Sache auch ohne ihn weiterging, kam er langsam blasend näher. Er versuchte sogar selbst einmal seinen Kopf hinzuhalten und blieb gleich dazu sitzen, so daß die Föhre nach allen Winden von Freiern umgeben war und ordentlich aufatmen und neue Kraft sammeln konnte.

Erst gegen Morgen trennten sich die vier, glotzten sich noch einmal schämig an, hänselten den Kuhlenkerl, der wohl mit seinem Krug allein bleiben würde, und krochen wieder in ihre Löcher in den Kies und in den Grand. Aber der Sandkerl hatte es am besten, der durfte der Tanne gleich unter die Wurzeln kriechen, weil er da gewißlich seit langem seine Lagerstatt gehabt hatte.

So ging es denn auch wirklich eine ganze Reihe von Nächten hindurch, ja es wurden Wochen draus. Der Sandkerl, der der sauberste von den vier Gesellen war, blieb bei der kleinen Föhre am besten angeschrieben. Er war der erste und letzte bei ihr, stahl beim Kuhlenkerl Wasser für sie, und wenn der Kieskerl und der Grandkerl gar zu grob blökten, versuchte er ein Lied zu pfeifen. Das klang nicht schön, aber es war doch viel guter Wille dabei.

Wie gesagt, es ging allerhand Zeit damit hin, den ganzen Sommer blieb es so. Die kleine Föhre fühlte sich schon ganz wohlig in der alten Kieskuhle und streckte ihre Wurzeln tiefer und tiefer in den Boden, rund um die Kammer unter ihren Füßen. Und eines Herbstabends, als der Sandkerl ausgeschlafen hatte und wieder nach oben wollte, hatte sie über Tag seine ganze Höhle mit ihren Wurzeln umsponnen, er konnte nicht vornoch rückwärts, saß in seinem Loch wie eine Maus in der Falle und schalt und winselte abscheulich. Aber das Föhrenweib hielt fest – ihr wißt, mit dem Mitleid ist's beim Weibsvolk nicht weit

her. Ja, der arme Kerl mußte einen Tag und eine Nacht hungern und dürsten und kam nicht eher heraus, als bis er sich verschworen hatte, nichts zu lassen und zu beginnen, als nur noch im Dienst der Hauswirtin zu stehen.

Als die kleine Föhre nun aber einmal ihre Kraft gespürt hatte, gebrauchte sie sie auch; es war nichts mehr mit dem Kopfkraulen der andern. Als der Kieskerl zum Abend ahnungslos ankam, sträubte sie ihre Nadeln und fuhr ihm auf einmal fauchend unter die Augen, daß er entsetzt auf den Bauch rutschte und meinte, die ganze Kiesgrube sei ein Funkenschwarm geworden. Dem Grandkerl erging es nicht besser. Er hielt zwar den Kopf so recht schief und verliebt, als er angewatschelt kam, aber – hast du nicht gesehen – lag er auf dem Rücken, so arg hatte ihn ein Wurzelstecken zwischen die Brustwarzen getreten. Da rieben sich die beiden gegenseitig ab und schalten. Aber die Lümmel sagten kein Wort, als ihr Freund, der Kuhlenkerl, ahnungslos der Jungfer Föhre unter die Zweige kroch, wie er es gewohnt war. Als er sich aber gerade so recht eingehuschelt hatte, o Wunder, da begannen die Nadeln zu stechen und zu kratzen und über seinen fetten Rücken hin und her zu streichen, daß ihm Haut und Haar in Fetzen davonflogen. Er fing an, entsetzlich zu schreien, konnte sich mit Mühe und Not herauskullern lassen und humpelte geschunden und verspottet zu seinem Wasserloch. Wären es nicht seine besten Stammgäste gewesen, die ihn auslachten, er hätte mit den Frechen vor Wut zu fechten angefangen.

So gingen die ersten Jahre bei der jungen Föhre vorüber. Aus der ängstlichen Schmeichlerin war langsam eine mißratene Herrschsüchtige geworden. Das kann man nur entschuldigen, wenn man bedenkt, wie traurig es ihr in ihrer Jugend ergangen war. Aber am schwersten von den vier Kieskuhlenkerlen hatte es doch der arme Sandkerl, der fortan keine Freiheit und kein Vergnügen mehr hatte und nur noch den Grund für Wurzeln lockern und heimlich Löcher graben mußte, um dem Kuhlenkerl das Wasser zu stehlen.

Nur mitunter durfte er auf kurze Zeit aus seinen Gittern heraus, und wenn sie guter Laune war, streichelte die Föhre ihn wohl einmal wieder sanft, weil er noch der beste von den vier Kerlen gewesen war. Wenn der Grandkerl und der Kieskerl dann aber von weitem vorübergingen und fragten, ob er nicht

beim Kuhlenkerl einen Schoppen mit ihnen trinken wollte, schwupp hatte der Sandkerl rechts und links eins hinter die Ohren und mußte ins Loch. Denn die Föhre, die langsam eine große und vernünftige Frau wurde, hielt dafür, daß man der guten Wirkung wegen gleich den Versuchten bestraft, wenn man des Versuchers nicht habhaft wird.

Der Noweskröger und der Fährmann

Beim Noweskrug, der halb auf dem Weg zur Övelgönne, halb noch im Irdischen liegt, scheiden sich, wie ihr wißt, die Wege der Menschen. Einige kehren heim, um als gute Wesen, als Kinder, Blumen oder Vögel wieder über die Erde zu geistern. Welche fanden neue Länder zwischen Erde und Himmel, die andern aber setzen über zur Insel der Schwermut und Trostlosigkeit.

Um die Zeit, von der ich spreche, hatte nun auch der Noweskröger, der so viele Wesen den Weg über seinen Hof hatte wandern sehen, das Zeitliche gesegnet. Und obschon er sein Leben lang Mensch und Tier Mut zugesprochen hatte, hatte er selbst nur geringe Zuversicht, den letzten Weg zu gehen. Er nahm Abschied von seinem Gesinde, äußerlich voll guter Reden, aber kleinlaut im Herzen vor der kommenden Zeit. Denn auch bei ihm war noch niemand wiedergekommen aus dem grauen Regenland, das er nun kennenlernen sollte.

Einen langen Tag mußte er zuerst durch die tiefe, von halbdunklen Höfen und Hügeln überschattete Övelgönne wandern. Es war eine harte Pein für ihn; er war keine Wege gewöhnt gewesen, war ein kurzatmiger feister Geselle und stärker im Zuspruch bei andern als in eigner Zuversicht. Aber die grauen Frauen am Weg hatten Mitleid mit ihm, kannten ihn halb nachbarlich und bewirteten ihn, wo er an die Türen klopfte.

Dann kam die Stunde, wo der Weg sich aus wildem Bruchland zu braunem Rasen hob. Die dunklen Dächer der Hügel sanken ferner, das Tal weitete sich, vor ihm brandete eine strömende Flut, regenüberhangen hob sich jenseits die graue Insel Hull.

Ein Fährmann stand mit seinem Boot am Ufer und winkte dem Wandernden.

So gleichmütig der Noweskröger nun bisher getan hatte, vor der letzten Fahrt begann er zu zagen. Und da außer ihm niemand am Weg wartete, versuchte er die Zeit hinzuziehen und begann den Fergen nach dem Woher und Wohin zu fragen.

„Was willst du von mir?" fragte er. „Wer sagt dir, daß du mich fahren sollst? Laß mich nur hier am Weg, ich will eine Hütte für dich und die Toten bauen, die hier vorbeikommen."

Aber der andere winkte schweigend.

„Weißt du denn nicht, daß ich der Noweswirt bin? Stand ich nicht längst zwischen Tod und Leben?"

Aber der Ferge winkte.

„Wir waren Nachbarn," flehte der Kröger heiser, „sag mir vor allem, was ich drüben beginnen soll und wie ich mich dazu rüste."

Der Fährmann wiegte den Kopf. „Die Insel heißt Schwermut, was willst du dazu rüsten? All ihrer Bewohner Weisheit ist Grübeln über Leid, das man tat, und Gutes, das man vergaß. Fürchtest du dich?"

„Sag mir," bettelte der Kröger noch, „gibt es nicht welche, die zwischen Erde und Wolken einen neuen Weg fanden? Warum sagst du mir davon nichts? Du bist ungerecht!"

Der Strom brauste ungeduldig, kalte Nässe strömte ohne Aufhören und beschattete die Insel, die drüben in grauer Weite dämmerte.

Der Noweswirt schüttelte sich, so sehr fürchtete er sich. „Warum wachte ich nicht als ein anderer auf, Nachbar, warum bin ich hier, warum drängst du mich, über das Wasser zu fahren?"

Der Ferge lehnte sich auf sein Ruder. „Alle, die zu mir wanderten, kamen mit Trost von dir. Soll ich dich trösten?"

Der Kröger suchte nach einem Halt, so bebte er. „Wart noch einen Augenblick", schrie er, – er wollte nachdenken, wollte etwas einwenden. Aber es war so sonderbar; der stuller Ferge lachte hochmütig von oben zu ihm nieder. Ein Wind hob den Noweskröger auf, schüttelte ihn und ließ ihn winzig klein niederflattern. Er hatte wie ein Sperling schmutzig graue Federn an den Händen und an der Brust. Der Fährmann, dem

er eben noch groß und rüstig gegenübergestanden hatte, sah über ihn hinweg und stieß den Kahn weiter das Ufer entlang.

Der Kröger wollte verwundert fragen, was denn sei. Da merkte er, er war zu einem grauen Vogel eingeschrumpft, ein Luftzug trieb ihn jagend über alle Fernen, blitzschnell mitten in den Rinnstein einer großen Stadt.

Da haust er heute noch geschwätzig in allen Gossen, bietet jedem seine Weisheit an und findet bei keinem Gehör. Mitunter nur werfen Kinder mit Steinen nach ihm. Alle ernsten Menschen wissen, was sie von seinesgleichen zu halten haben, und die ihr Leben reif fühlen, suchen an seinem Ausgang den Spruch über Schwermut oder Erhöhung oder neues Beginnen.

Die Ratsfrau wird Königin beim Wasservolk

Zu der Zeit, als auf den Elbinseln bei Hamburg statt der Werften und Fabriken von heut noch die Gärten der reichen Handelsherren lagen, fuhr der Ratsmann Jürgen Rock einmal mit seiner schönen Frau Imme übers Wasser. Wie sie mitten im Strom waren, kam eine Bö aus spiegelblauem Himmel und ließ das Boot kentern. Der Mann konnte sich retten, aber so sehr er nach seinem Weib suchen ließ, niemals hat man wieder etwas von ihr gefunden. Wohl aber ging ein Gerücht in der Stadt, daß einer vom Watervolk, der am Mühlenwerder wohnte, ihre Schönheit erkannt und sie zu sich genommen hätte.

Dem Ratsmann ging der Tod seiner Frau sehr zu Herzen. Er legte alle Ämter nieder, vergaß seine Freunde und zog sich in sein Haus auf der Insel zurück. Vor der Tür errichtete er einen großen Denkstein für die Ertrunkene, als sei ihr Grab in seiner Nähe. So lebte er tagaus tagein seiner Erinnerung.

Es wurde Herbst, und aus dem Herbst wurde Winter. Stürme fuhren über die Tiefe, die Elbe stieg an den Deichen hoch und blickte mit weißen Augen ins Land hinein. Dann kam die Weihnacht nahe, die Wildgänse saßen an den Eisrändern des Stromes, Schnee begann zu fallen und friedete alles in schwermütige Duldsamkeit.

An einem solchen Grauabend, als alle Knechte und Jungfern des Hofes in die Stadt zum Markt am Dom gefahren waren, saß Jürgen Rock einmal wieder einsam am Fenster und blickte nach dem Grabstein aus, Stunde um Stunde. Endlich ging der einsame Mann zur Ruhe; aber er konnte nicht einschlafen. Er hörte draußen etwas wie menschliche Stimmen, stand wieder auf, ging ihnen nach und fand wirklich ein paar alte Watermänner, die mitten im weißen Schnee eifrig an einem Haus zimmerten, das im Flug unter ihren Händen aufwuchs.

Als sie den Ratsmann sahen, riefen sie ihn heran, hießen ihn mithelfen. Und er merkte, wie alles Holz sich von selbst richtete, wie Zimmer sich aneinanderfügten und ein großer Saal mit Leuchter und spiegelblankem Boden unter seiner und der Fremden Arbeit ward. Was er nur anrührte, war im Nu zugeschnitten. Es wär eine Lust gewesen zu bauen, hätt nicht die Feuchte an allen Wänden und der blasige Atem der Waterknechte an die ertrunkene Welt erinnert, aus der sie kamen.

Die Nücker – so nannten sie sich – waren wortkarge Leute in der Arbeit; auch der Koch, der mit seiner Mütze gleich am Herd briet und brutzelte, kaum daß die Küche stand, sagte nicht viel. Die drei redeten nur dies und das von ihrem König, der Hochzeit halten sollte. Einmal sprachen sie auch von dem Grabstein auf der Insel, der alle Nücker grauen machte, sie sagten nicht warum.

Kurz vor Mitternacht war das Haus fertig. Der Ratsmann, der oft eine Frage nach seinem Weib auf den Lippen hatte, blieb noch da und drängte sich unter allerhand Bettelgesindel, das am Tor wartete. Es dauerte auch nicht lange, da kam mit viel Trommel- und Pfeifengeschrei ein großer Hochzeitszug über den Deich. Voran ein paar Reiter, die von Nässe troffen, dann mit Schleppen ein Zug Waterkinder, die so lieblich aussahen, daß das trübe Mondlicht wie Sonnenschein blinkte. Endlich kam der König und neben ihm ein wunderschönes wachsbleiches Gesicht: die tote Frau Imme.

Und sie sah Jürgen Rock. Sie sah ihn mit erschrockenen Gebärden an. Aber sie kam nicht auf ihn zu; es war, als wäre sie in einem Land jenseits ihrer Liebe. Sie sprach vielmehr freundlich mit dem König, nur einmal war's, als winkte sie dem Ratsmann traurig, von ihr abzulassen.

Die Zaungäste drängten neugierig in die Saaltür, um etwas von der Tafel zu sehen. Der Ratsmann zögerte noch und wagte nicht, nachzugehen, so sehr war er von unfaßlicher Traurigkeit befallen. Eine Weile blieb er und konnte die Füße nicht bewegen, sie waren so schwer geworden.

Da hörte er die Pferdeköpfe überm Eingang des Hauses miteinander reden. Sie sprachen über die Hochzeit, wünschten Gutes für den Nückerkönig und bangten auch vor dem Grabstein, der auf der Insel stand. Würde der ins Wasser versenkt, raunte der eine, müßte die Königin auf immer zur Ruh gehen.

Der Ratsherr horchte auf ihr Gespräch, dachte an das weiße Gesicht seiner Frau, das nicht lachte und nicht froh war. Seine Liebe brannte wie Feuer, die Eifersucht gegen den Nückerkönig wurde zu reißender Qual. Ihm schien die Ruhe für sein Weib der letzte Wunsch aus seiner und Frau Immes Liebe.

So schlich er heim, nahm einen Meißel, schnitt bis zum ersten Frühmorgen seinen Namen zu dem andern in den Stein und begann dann mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, das Grabmal zum Elbufer zu wälzen. Wollte der Nückerkönig mit seinem Weib Hochzeit halten, wollte er ihr die ewige Ruhe schenken, war's not, seine eigene dazu.

Als er den Stein aber schon bis zum Deich geschleppt hatte, kam vom Hochzeitshaus der Zug der Gäste rasch vorm Frühmorgen zum Wasser zurück, kam auch just den Weg, den der Ratsmann den Stein gefahren hatte. Wieder ritten die Reiter voran, die Jungfern hinterdrein, dann König und Königin in scharlachroten Gewändern auf dem Hochzeitswagen.

Aber als die Königin bei Jürgen Rock vorbeikam, geschah es, daß sie den Stein sah und abwehrend dem König in die Zügel griff, so daß der Zug anhalten mußte. Langsam stieg sie aus, ging auf den Ratsmann zu, blieb mit gesenktem Haupt vor ihm stehen und streifte ihm dann sanft die Arbeit aus den Armen. Ihr Auge hob sich bittend zu ihm auf, obschon kein Wort von ihren Lippen kam. Sie nahm seinen Kopf, küßte ihn eiskalt und schob noch einmal voll Flehen in blasser Traurigkeit seine Hände vom Stein zurück.

Dann sah sie ihn aus einer fernen Seligkeit an, seufzte tief und ging zu ihrem Hochzeitswagen zurück. Und sie saß auf,

verhüllte ihr Gesicht im Brautschleier und fuhr mit dem Zug ins Wasser zurück.

Die Flut brauste noch eine Weile, wo der Nücker und das Volk verschwunden waren. Der Morgen graute, das nächtliche Haus war schon wieder in den Boden versunken.

Der Verlassene saß vor dem Grabmal und wußte sich nicht zu raten in seiner Traurigkeit. Endlich erhob er sich, holte Pferd und Wagen und fuhr den Stein mühsam den Weg heim, den er gekommen war. Einen langen Tag blieb er in seiner Kammer zu grübeln. Am nächsten ließ er seine Leute sich rüsten und fuhr in die Stadt zurück an sein Werk.

Er hat noch viel für seine Heimatstadt geschafft und gewirkt. Man sagt, daß mitunter zu Weihnachten eine Frau mit nassem Kleidersaum zu ihm kam und ihn beraten hat, wie der Strom zu bauen und zu dämmen sei. Aber niemand hat es sicher bezeugen können.

Kalkmöllers Erben

Kurze Zeit, eh der alte Kalkmöller zum Sterben kam, hatte er sich noch entschlossen, an die beiden hundertjährigen Flaschen zu gehen, um sie vor seinem Ende zu leeren. Aber der Tod überraschte ihn noch vor der hohen Feier, und als Pusback und Knorrjohann kamen, die beiden Saufkumpane, mit denen er den Wein hatte vertrinken wollen, war's zu spät, der Alte hatte schon den Weg über den Noweskrug beschritten, von dem kein Heimkehren ist.

Viel blieb nicht für die Erben. Sie mußten zudem noch teilen. Der Salzmeister der Unterirdischen, der unter der Kalkmühle wohnt und zu Lebzeiten dem Möller oft aus der Verlegenheit geholfen hatte, meldete sich. Sie drittelten drum mit ihm, was sie fanden, ein paar alte Kleider, drei Sack Mehl, verkauften drei Mühlsteine und vertranken den Erlös voll Herzeleid um den Verstorbenen. Aber die beiden Hundertjährigen behielten Pusback und Knorrjohann für sich, trotzdem es ein Hadern und böses Schelten mit dem Salzmeister gab.

Die Flaschen hatten nämlich ihre eigene Geschichte. Kalkmöller hatte sie in jungen Jahren aus einem verlassenen Keller gestohlen, den ein Obrist der Unterirdischen für seinen König eingerichtet hatte. Niemand erfuhr, wer der Täter war. Der Kalkmöller hatte die Flaschen in einer Kirche so fein verborgen, daß keine Vernunft daran geraten konnte. Hätte er sie nicht eigenhändig kurz vor seinem Tode hervorgeholt, sie hätten wohl noch einmal viel hundert Jahre drin geruht.

Wie gesagt, die beiden Zechbrüder haben die Flaschen sorgsam zu sich genommen und wollten damit davon. Aber der unterirdische Salzmeister war auch zur Stelle, polterte und spie sie an, überschlug sich vor Zorn und verlangte Teilung der Flaschen von den Miterben.

Pusback und Knorrjohann waren zwei alte Waghälse, die lieber den Nacken als einen erlesenen Tropfen hergegeben hätten. Sie lachten den Salzmeister aus, bargen den Gewinn unterm Rock und suchten sich aus dem Staub zu machen, um den Trank in Ruhe in sich zu tun.

Der Salzmeister ist ihnen aber wohl gefolgt, es ist kein Glück bei ihrem Weg gewesen. Wo immer sie sich häuslich niederlassen wollten, um das Erbe zu feiern, ist eine verwünschte Sache dazu gekommen. Als sie die Treppe zu Pusbacks Kammer hinaufstiegen, ist dem einen ein Puckel zwischen den Beinen hindurchgelaufen, daß ihm vor Schreck das Blut stehen blieb. In der Kammer hat es gepoltert und gestöhnt, alle vier Kerzen ausgeblasen und aus dem Bett geklappert wie Armsünderknochen. Also daß Pusback und Knorrjohann mit einer grünen Gänsehaut wieder auf die Straße gegangen und von Schenke zu Schenke gezogen sind, um eine friedliche Ecke zu finden. Hat aber überall an die Scheiben geklopft oder am Tisch gerückt, längst ehe sie den ersten Kork hätten aufziehen können.

Pusback und Knorrjohann sind recht wortkarg geworden, haben die Flaschen wieder in Watte und sodann in ihre innere Rocktasche gesteckt und sind aufgebrochen, um unversehens in ein anderes Stadtviertel zu gelangen.

Als sie darum an den Bahnhof kamen, haben sie laut nach, ich weiß nicht wohin, Fahrkarten verlangt, sind dann im Dampf einer Lokomotive spornstreichs die Bahnsteigtreppe hinunter-

gelaufen, um falsch einzuspringen und dem Verfolger ein Schnippchen zu schlagen.

Dabei ist's ihnen aber zugestoßen, daß sie im Rauch und Qualm eine ganze Treppe zu tief gelaufen sind. Wenn die Maschinen nämlich Dampf ablassen, schlagen die Unterirdischen, die ihren Bahnhof ein Geschoß unter dem der Menschen haben, rasch alle Luken auf, um ungesehen zu lüften, vielleicht auch rasch einmal zu stehlen oder Unfug zu treiben.

Kurz und gut, die beiden Zechbrüder, die just meinten, gut davongekommen zu sein, sind in eine etwas unheimliche Fahrerei hineingeraten. Der Zug, den sie bestiegen hatten, war erst einmal so erbärmlich niedrig, daß sie kaum gebückt unterkommen konnten. Dann ist er gleich in höllischem Rutsch durch einen tiefen Schacht davongebraust, so daß sie bald begreifen mußten, daß etwas nicht in Ordnung war. Und als plötzlich neben ihnen der graue Salzmeister stand, sie hämisch anlachte und auf ihre gefüllten Taschen grinste, ist's ihnen doch unheimlich zumute geworden wie der Ratte in der Falle.

Aber es sollt noch verwünschter kommen. Plötzlich ist ein kleiner Kerl im gelben Soldatenrock auf sie zugekommen und hat alle drei Reisenden patzig verhört, wer ihnen erlaubt hätte, mitzureisen. Ob sie nicht wüßten, daß sie im Hof- und Sonderzug seien, und daß es jedermann bei hundert Hieben verboten sei, sich dem zu nähern.

Die Sünder haben sich rasch alle drei auf eine verlogene Antwort besonnen. Der graue Salzmeister hat's aber als erster gefunden, hat höflich sein Käpplein gezogen und den Schaffner in Gelb vertraut angeblinzelt. Ob der Herr es denn nicht merke, hat er gefragt, er habe die beiden Diebe doch vorsätzlich auf den Zug gelockt, um dem König die berühmten hundertjährigen Flaschen wieder zu besorgen, die dem hohen Vater einst aus der Kellerei gestohlen seien.

Pusback und Knorrjohann haben mit bösen Gesichtern Einwendungen machen wollen. Aber der Schaffner hat wie ein Schutzmann gepfiffen, sie sind im nächsten Augenblick von allen Seiten in Stricke geschlagen worden und haben die Flaschen hergeben müssen.

Über den Lärm ist am Ende der Höchste der Unterirdischen leibeigen hinzugekommen. Er hat sich berichten lassen, hat dem

Lügner wohlwollend auf die Schulter geklopft und gegen die beiden Erben eine finstere Stirn gezogen. Hat auch dem Salzmeister gnädig eine der Flaschen geschenkt und die andere gleich in seinen Hofwagen genommen, um zu kosten.

Es war just eine sehr traurige Fahrt, auf der er sich befand, er hatte die Tröstung nötig. Unterm Noweskrug nämlich, wo die Menschen ihren ersten Tag nach dem Leben verbringen, liegt auch der Friedhof der Unterirdischen. Dahin pilgerte der Hofstaat jährlich einmal aus der Residenz, um der hohen Verblichenen zu gedenken. Ja, und ausgerechnet da wurden am Ende der Fahrt alle drei Nebenbuhler miteinander aus dem Zug geworfen.

Die sonderbaren Begebenheiten sind deshalb noch nicht zu Ende.

Als die drei nämlich mißtrauisch und vorsichtig gegeneinander aus der Tiefe den Weg in das milde Sonnenlicht des Nowesgartens suchten, hat plötzlich voll breiter Heiterkeit der alte Kalkmöller selbst vor ihnen gestanden.

Hat sich erst eine ganze Weile still vergnügt über den Schrecken der Feindseligen und hat dann, da sie voller Entsetzen flüchten wollten, alle drei alten Freunde in seine mehlweißen Arme genommen. Er hat auch nicht dulden wollen, daß sie Geschäfte hätten oder zittrige Knie, – selbst der unterirdische Salzmeister hat nicht von dannen dürfen. Um den unheimlichen Kalkmöller aber gut zu stimmen, haben Pusback und Knorrjohann ihm schließlich von der geborgenen Flasche in der Tasche des Salzmeisters erzählt.

Da hat sich die Freude des Kalkmöllers verdreifacht. Den ganzen Tag hatte er sich gegrämt, daß er ohne die hundertjährigen Tropfen die Erde hatte lassen müssen. Nun ging sein letzter Wunsch doch noch in Erfüllung. Er hat sich an einen Tisch gesetzt, hat für die Freunde Bier und Schnaps kommen lassen und hat sich selbst mit einem Behagen ohnegleichen die golden dicke Flüssigkeit über die Zunge gleiten lassen. Jedes Glas hat er von neuem gegen die Sonne gehalten, hat den Kumpanen für ihre treue Sorge gedankt und ihnen gewünscht, daß sie noch manchen Tropfen auf Erden trinken möchten, ehe sie ihm nachfolgten. Dazu haben sie sich bedanken müssen mit hängender Zunge, aber freundlichen Gebärden.

Den Salzmeister haben die Zechbrüder fortweisen wollen, aber er hat gebeten bleiben zu dürfen. Er möchte es mit anschauen, hat er gesagt, wie zwei Erzschelme und Diebe um ihre Tropfen kämen.

Das Wort Erzschelm haben die Kumpane nicht verstanden, aber den Dieb haben sie auch nicht auf sich sitzen lassen. Pusback hat gleich zugeschlagen, und Knorrjohann hat dem Salzmeister das eine Bein angehoben; man sagt, daß die Unterirdischen sich dann nicht wehren können.

Aber es ist ein eigen Ding ums Fechten im Noweskrug. Knorrjohann und Pusback erzählen übereinstimmend, ein dunkler Besen hätte sie im nächsten Augenblick aufgefegt, hätte sie eine halbe Nacht durchgeschüttelt und über- und ineinander geworfen, bis sie die Besinnung verloren hatten. Endlich hat man sie auf der Bahnhofstreppe geweckt, von der sie ausgefahren waren. Pusback und Knorrjohann haben gleich ihre Geschichte erzählen wollen, aber die Beamten haben sie wohl nicht richtig verstanden. Sie haben sie nur Luderjahne und betrunkene Rümdriwer genannt und in den grauen Morgen gejagt. Hätt Knorrjohann mir nicht davon berichtet, die seltsame Geschichte wär nie aufgezeichnet worden.

Smiet den Kraam um!

Mit dem alten Segelboot hatte der Schuster nicht viel Freude. Zugegeben, daß er nicht viel vom Wasser verstand, er hatte das Ding ja auch nur für seine freien Sonntage gekauft. Viel schlimmer war, daß es auf den bejahrten Planken pochte und dazwischenredete und mit allerhand grobem Besserwissen ihm die Freude verleidete. Wollte der Schuster Steuerbord, drehte ein Unsichtbarer Backbord, wollte der Schuster Südwest, halste der andere auf Nordost und schrammte mit knapper Not an einem Alsterdampfboot vorbei. Jede ungeschickte Wende ärgerte den Klabauter aufs Blut; es kam vor, daß dem armen Schuster Schoten und Segel nur so aus der Hand flogen, und daß er Püffe und Stöße dulden mußte.

Das Schlimmste aber war, daß allerhand von dem Buschvolk am Rand der Alster mit dem Boot vertraut tat, als sei es sein eigen. Lag es am Mühlenkamp, quietschten die Erlen und Wichtelfrauen vom Ufer, hüpften auch wohl unsichtbar an Bord und warteten kichernd, bis das Boot drüben auf der Harvestehuder Seite bei den alten Eichen vorbeikreuzte, wo die Stuppenkerle ihre plumpen Scherze bereithielten.

Versteht mich recht, der Schuster hat nie leibhaftig gesehen, was denn nun eigentlich mit dem Boot los war. Aber er konnte die Jagd über Deck hören, wenn der Klabauter hinter dem übermütigen Weibsvolk einhertobte, von der Fock durch die Kajüte bis zum Flaggenknopf. Und er hörte vom Ufer das wüste „Hoi, hoi", mit dem die Stuppen und Knäste die wilde Jagd begleiteten.

Eines Tages nun, als der Schuster einen Anwaltsschreiber zum Segeln geladen hatte und ihm wieder unnütze Frauenzimmer bei der Krugkoppel an Bord geschlüpft waren, ist's ihnen aber bös ergangen.

Die Segler waren nämlich am Harvestehuder Ufer heruntergefahren und wollten nach der Schwanenwiek hinüberkreuzen. Dabei blieben sie unter einer alten überhängenden Eiche im Schlick sitzen, und da müssen sich wohl zwei von den Stuppenkerls an Deck gelassen haben. Solch unsichtbarer Lärm ist jedenfalls noch nie an Bord gewesen. Die Holzfrauen quietschten nur so vor Angst, und ein paar unsichtbare Blöcke stolperten und polterten über alle Falltaue und Bordleisten hinter ihnen drein. Dem Anwaltsschreiber ist fast der Verstand ausgegangen, dergleichen Lärm ist in keinem Kopf vorbedacht und erklärt, und der Schuster hockte hilflos am Steuer und hatte die Jacke über die Ohren gezogen.

Die Sache ist am Ende denn wohl auch dem Klabauter zu toll geworden, und nachdem er dreimal vernehmlich gewarnt hatte, hat er seinen Spruch und Haken über den Unfug gemacht und hat laut und vernehmlich gerufen: „Smiet den Kraam um!" Wonach alles sichtbare Leben unsichtbar und alles unsichtbare sichtbar geworden ist.

Ja, das war eine sonderbare Veränderung! Dem Anwaltsschreiber war es im Augenblick gewesen, als hätte sich das Boot und sein Magen von oben bis unten umgedreht. Er gewann

zwar sein Gleichgewicht wieder, fand aber, daß auf einmal statt des Schusters zwei junge Weiber in dem ehrbaren Boot saßen, züchtig, doch ungewohnt gekleidet, dazu zwei verstörte bösartige Bucklige und ein uralter Klabauter mit Kniehosen, langem braunen Wams und silbernen Knöpfen daran. Der fuchtelte und schimpfte wie ein alter Schiffsherr und war sichtlich außer sich über die wilden Gäste an Bord.

Noch seltsamer aber war, daß die Segler sich selbst verschwunden schienen. Sie sahen ihre Hände nicht mehr, obschon sie sie fühlen und damit greifen konnten. Sie spürten auch die Planken unterm Sitz, aber ihr Leib war Milch, Flocke und Luft. Die beiden waren im ersten Augenblick so erstaunt, daß sie gleichzeitig laut redeten, um sich zu erproben. Sie stöhnten auch erfreut, als sie sich hören, und der Anwaltsschreiber mit der Zunge schnalzen und der Schuster sich im Nacken kratzen konnte. Aber mehr war auch nicht da.

Leichter war das Schiff wohl auch geworden. Jedenfalls nahm der Klabauter den Peekhaken und stieß das Boot ohne Mühe aus dem Schlick, zog auch gleich die Schot an und nahm Wind auf. Dann stieß er den Anwaltsschreiber ans Ruder und den Schuster an die Fock und hielt vorerst den vier erstarrten Sündern eine lange altbackene Rede. Man hat sie später aufzeichnen wollen, die Segler haben sich aber der Worte nicht mehr entsinnen können, sie wollen nur den einzigen Wunsch gehabt haben, wieder unter Menschen zu geraten, womöglich gleich zu einem Arzt, der ihnen ein Mittel eingeben sollte, um ihnen von neuem zu Verstand und Leibes Leiblichkeit zu helfen.

Der Fall hat aber noch besonderes Aufsehen gemacht wegen der Vorgänge auf einem Brückensteg gegenüber Harvestehude. Ein alter Bootsvermieter, der da drüben nur wohlbeleumdete Gäste landen läßt, hat sich nämlich die wunderbare Fuhre Klabauter, Stuppenkerls und Holzweiber angesehen und hat sie mit rauher Stimme aufgefordert, weiterzufahren. Er hat auch nicht verstanden, was der unsichtbare Anwaltsschreiber zu erklären suchte, er ist nur sehr blaß geworden und hat immer bei ihm vorbei in die leere Luft gestiert. Auf einmal hat er jedoch mit dem Bootshaken in seine Richtung geschlagen, fast hätt er dem Sprachgewandten das Maul zerstoßen.

Die beiden Stuppenkerle aber hatten das Verbot nicht begriffen; sie waren froh, an Land zu können, und haben sich, bucklig wie sie sind, über die Bootskante auf den Steg gerollt. Der Bootsmann hat's ihnen übel vermerkt und hat sie wieder ins Schiff kippen wollen. Dabei sind sie zwischen Steg und Dollbord geraten und mit einem gewaltigen Spritzer einer nach dem andern zu Wasser gepurzelt.

Na, den Auflauf kann man sich denken! Die Holzweiber haben sich nicht mehr zu helfen gewußt vor all den Gaffern, dem Bootsmann ist der helle Schweiß von der Stirn getropft, er hat gebrüllt und retten wollen, was er verschuldet hatte. Ein paar Männer sind mit vollen Kleidern zu Wasser gegangen, um zu helfen.

Der Anwaltsschreiber und der Schuster aber haben ihre unbegreiflich leiblosen Gestalten mit viel Mühe und Not an Land geschwungen und sind erschöpft an den ersten Tisch gesackt. Sie haben gleich alles ausgetrunken, was sich die Gäste bestellt hatten, um wieder zu sich zu kommen. Ist aber nur ein altes Weib in Ohnmacht gefallen, als es die Gläser tanzen und rücken sah, und ein Student hat in die Luft gefochten, bis sein Stock splitterte.

Wie die Geschichte ausgelaufen ist? Ja, irgend etwas mußte ja geschehen, die Menge wär sonst verrückt geworden. Und auf einmal ist dem Anwaltsschreiber eingefallen, was geschehen war, als der Spuk entstand. „Mien Gott! Klabauter!" schrie er. „Maak keen dumm Tüg. Smiet den Kraam wedder um!" Sicher ist, und das haben eine ganze Reihe von Leuten bezeugt, daß es vom Schiff geantwortet hat: „Na, denn mientwegen; smiet den Kraam um." Dabei wollen Zeugen wieder deutlich gesehen haben, daß auch das Boot sich umkehrte, als würde es zu seinem eigenen Spiegelbild.

Jedenfalls sind einen Augenblick danach alle Bordgäste spurlos fort gewesen, nur ein paar Stubben und Weidenzweige schwammen im Wasser. Der Anwaltsschreiber meinte noch Kopf zu stehen, er war aber wieder in Wirklichkeit unter Menschen und hat nach ein paar Schnäpsen verlangt. Man hat ihn und den Schuster jedoch ungetröstet an einen Wagen geführt und sie nach Hause geschickt, hat sie auch später als Zeugen nicht hören wollen, als die Verhandlung über den sonderbaren

Unfall war. Es hat eine ganze Zeit gedauert, bis man wieder Vertrauen zu beider Vernunft gewann.

Das Boot ist verkauft, ich weiß nicht, wer es jetzt hat. Ich hörte nur kürzlich davon, als der Schuster die Umsatzsteuer nachzahlen mußte. Da fiel mir die Geschichte wieder ein.

Wie der Pudel und der Waterkerl vorm Jungen über Bord mußten

Es war eine dicke neblige Neujahrsnacht. Der Schiffer Peter Krohn war mit seinem Schoner auf dem Fluß vor Anker gegangen; es war nicht möglich, ohne Wind und Licht bis zur Stadt hinaufzukommen. Weil er sich's aber vorgenommen hatte, das neue Jahr feierlich einzuholen, war ein Leben an Bord, wie etwa im Hamburger Hafen. Die Spieluhr klimperte, alle Laternen waren ausgehängt, und der Koch konnte kaum schnell genug die Wasserkessel aus der Kombüse schleppen, so verwegen ging's über die Flaschen her. Nur der Schiffsjunge durfte noch nicht mittrinken. Er war Peter Krohns Schwestersohn und sollte gegen Gläser und Klöppel gefeit werden.

Wie sie nun alle zusammengedrückt um den Schiffer saßen und der Bestmann schütternd die Harmonika zur Spieluhr hin und her zog, öffnete sich die Tür. Ein feister rotbäckiger Zöllner bückte sich herein, grüßte höflich und fragte, ob er wohl eine Stunde dabei sitzen könnte. Er hätte sich verfahren; es sei kein Spaß, in Nacht und Nebel zu biestern, und er wär ja bei ehrlichen Leuten. Der Schiffer, der erst aufbegehren wollte, wurde freundlich bei den letzten Worten, schob ein Glas über den Tisch und lüftete sich etwas, zum Zeichen, daß die andern zusammenrücken möchten. Aber die Bank war lang genug, der Grüne hatte Platz, dazu auch sein Hund, der mit hineingelaufen war und fast aussah wie der ausgestopfte Pudelbalg, den der Koch in der Kombüse stehen hatte.

Der Zöllner war eigentlich ein lustiger Kerl. Er schimpfte auf den Dienst, daß dem Schiffer ganz wohlig zumute wurde, und war bis oben voll Schnurren und Abenteuer. Die kleine

Tranlampe, die mitten im Pfeifenrauch blakte, kam fast ins Drehen von so viel Unvernunft, und auch des Zöllners Pudel trank mit und schlug einen Schweif nach dem andern bei jeder Geschichte und zu jeder gröhlenden Lache. Es wurde eine richtige tolle Nacht an Bord, war gar kein Land dazu nötig. Der Grog leckte vom Tisch, die Spieluhr jiepte, und als einer der Leute ein schwieriges Kartenkunststück wußte, blieb man gleich dabei. Der vom Zoll hielt die Kasse, der Pudel saß hinter ihm und heulte zu jedem Gewinn; Scheine und Karten klebten aneinander, bis die Matrosen alles Geld verloren hatten und einschliefen und nur noch der Schiffer Peter Krohn mit dem dickköpfigen Zöllner trank und spielte, verlor und gewann, gewann und verlor, als müßt er heut noch Kragen und Haben und alles an den Grünen verlieren.

Weil aber der Koch nicht zu wecken war, mußte der Junge in die Kombüse und Grog einfüllen.

Wie er nun so hin und her lief, kam der Hund einmal neugierig hinterdrein. Der Junge, der sich langweilte, neckte ihn, ließ den ausgestopften Pudelbalg vom Brotbord fallen, kläffte und bellte auch hinter dessen Fell, bis der leibhaftige Pudel mit gesträubtem Bart und glühenden Lichtern davor stand und halblaut in sich hineinmurrte und heulte.

Dem Bengel wurde etwas unheimlich bei seinem Spaß. Er nahm den ausgestopften Balg untern Arm und wollte sich davonmachen. Aber des Zöllners Pudel folgte ihm auf den Hacken, folgte durch die Kombüse und folgte schließlich auch die kalte Treppe hinauf, als der Junge sich nach oben davondrückte.

Die Nacht war rußschwarz, nur um die Laternen hingen ein paar plumpe Dunstsäcke, aus denen es endlos um das ölige Licht kreiste. Vom Strom hujahnten die Nebelhörner, das Wasser knackte an den Bordwänden entlang. Der Junge hatte jetzt wirklich viel Furcht. Er hob den ausgestopften Balg hoch über den Kopf und lief damit rasch an Deck entlang. Aber der andere ließ nicht von ihm, knurrte und folgte ihm groß und größer über die feuchten Deckplanken nach. Der Junge suchte nach dem Boot des Zöllners, um den fremden Pudel loszuwerden, aber er fand keins. Ihm war auch plötzlich, als müßte der Fremde durch den Nebel zu Fuß übers Wasser gekommen sein. Da entsetzte er sich, packte den Ausgestopften mit beiden Händen, und als

der fremde Pudel aufrecht, mit Feuer im Maul danach schnappte, hieb er plötzlich mit aller Kraft nach ihm. So daß des Zöllners Tier wahrhaftig mit einem quiekenden Laut über die Bordwand rutschte.

Der Junge nahm den geretteten Balg fester in den Arm, er war heilfroh, daß er den Gast los war. Aber ihm graute gleichzeitig vor der Dunkelheit und vor dem, was er getan hatte. Hätte er das verwünschte Fell doch stehen lassen! Er wollte es schon hinterdrein werfen, horchte furchtsam über Bord. Ein leises Heulen kam von unten; das Wasser gluckte hörbarer an den Wänden hoch, als griffe es nach ihm. Der Junge schüttelte sich, war wohl besser, nach unten zu gehen. Die Treppe knarrte unheimlich, aber es war noch warm und gemütlich im Raum. Der Schiffer schrie gerade nach Grog; der Fremde lachte mit tiefem Baß dazu, plusterte seine Backen auf, blinzelte mit grünen Augen umher und klatschte eine triefende Karte auf den Tisch.

Der Junge hörte in der Kombüse wieder das Heulen vom Wasser, es drang durch alle Bordwände. Unheimlich war der Abend. Er behielt des Kochs Pudelbalg unterm Arm und stolperte wieder in die Kajüte. Die Leute lagen über Tische und Bänke und schnarchten; die Lampe schnitt gelbe Kreise in den Rauch. Der Junge eilte sich, stellte wie unversehens den Pudelbalg neben den Zöllner, rührte die Gläser und knipäugte dem Schiffer in die Karten. Es ging um hohe Summen, das merkte er gleich. Alles Geld war längst beim Zöllner, sieben Fahrten hatte der Schiffer verspielt. Halbpart von seinem Schoner setzte er just dagegen und konnte vor Erregtheit das Glas nicht mehr zum Munde führen.

Der Junge begann zu jammern, er fürchtete sich vor dem neuen Kapitän. Aber ehe der Fremde noch die Karten gegeben hatte, knurrte der Schiffer und hielt ihm die Fäuste an. „Und dann, – und dann", lallte er, „wenn du das Schiff hast, was dann?" Der Fremde zuckte die Achseln, seine Augen glommen von gefangener Erwartung. „Ich weiß schon, was ich dir dann setzen soll", gröhlte der Schiffer.

Das Winseln von draußen drang bis zur Kajüte. „Die Seele", dachte der Junge, und wimmerte vor Angst.

Dem Fremden troff der Schweiß aus den Haaren und zog schwarze Streifen über den Rock. Er lachte unheimlich,

schüttelte sich, als frör ihn. „Uns ist heut an dem Schoner genug", blökte er, „was meinst du, Pudel?" – Er streichelte den Balg an der Seite.

Der Junge mußte wieder auf das nasse Wams des Zöllners starren. Die Kajüte war pfützig blank. Er begann vor Furcht zu zittern, hätte dem Schiffer gern verraten, was oben an Bord geschehen war. Da spürte er das Wasser schon um die Enkel, handhoch stand es in der Kajüte. Er konnte sein schlechtes Gewissen nicht mehr bergen. „Der Pudel versäuft", heulte er den Kapitän an.

Der Fremde stutzte, griff mitten im Kartengeben zur Seite und fühlte plötzlich nichts als den kalten Balg. Er fuhr herum und glotzte auf den ausgestopften Pudel. Seine Augen glommen auf, das Wasser lief ihm im Strom aus dem Haar, unterm Tisch patschte es. „Der Pudel versäuft?" fragte er. Dann brüllte er hoch, fuhr mit einem Satz auf und zur Tür hinaus.

Der Schiffer blieb mit offenem Maul sitzen, er begriff noch nicht, was gewesen war. Der Junge schob sich mit schlechtem Gewissen den ausgestopften Balg unter den Arm, um ihn wieder aufs Brotbort zu setzen. Aber die Kombüse war überschwemmt, der Schiffer polterte hinterdrein, schrie vor Entsetzen und gröhlte nach den Leuten.

Sie haben vier Fuß Wasser im Raum gehabt, ohne ein Leck zu finden. Aber sie haben den Jungen verhört, und der hat alles erzählen müssen. Und der Schiffer sagt, es war gut, daß der Pudel ausrutschte und der Waterkerl in seiner Verdutztheit von Bord ging. Er hätt ihm wohl am Ende noch seine Seele verpfänden müssen oder der Pudel hätte in seiner Not das Schiff unter Wasser gedrückt.

Berend Fock bringt ein Kind an Land

Berend Fock, der Blankeneser Schiffer, das wißt ihr ja, hat auf seinem Schiff eine halbe Ewigkeit über die See fahren müssen. Einmal aber hat Gott ihn dem Land nahe kommen lassen, und das ist so gewesen.

In einem der wilden Stürme der Tag- und Nachtgleichen – ich weiß nicht, wie lange es her ist – ist um Mitternacht vor der Elbmündung eine seltsame Helle aufgekommen. Erst schien sie wie ein falber Mondschein im Westen. Dann sind helle Mastspitzen wie drei brennende Flaggen unter der Nacht hochgekommen, hinter schwarzen Segeln glimmende Rahen und Taue und endlich gleich einem riesigen faulenden Schwamm, der Leib der Bark selbst. Weithin haben die Wasser sich gefärbt, die Männer vorm Lotsenhaus haben mit heimlichem Schauder den Fremdling erwartet. Jürgen Fock aber, der an der Reihe war auszufahren, hat gemeint, es sei Menschenpflicht, zu helfen, und sei's sein unseligster Vorfahr, der zu Gottes Gericht heimkehre.

Der West verhielt bebend eine Weile, als die Jolle aus der Mole lief; es war, als müsse der Sturm Atem schöpfen nach unbekannten Gesetzen. Die Wellen tanzten noch brüchig und schäumig in die Buhnen, aber es war alles verhalten wie von unsichtbaren Händen, unhörbarem Warten, als das Lotsenboot aus dem Hafen schnitt. Rasch ist es über die Dünung gekommen, spukhaft schnell ist Jürgen Fock beim Fremden am Fallreep gewesen, hat Hand in die leuchtenden Taue gelegt, die ihn nicht versengten und ist an Bord geklettert.

Ein uralter Schiffer hat ihn empfangen und hat ihn über die blauen Borde auf die Brücke geführt. Seine Hand hat die Elbe hinauf gewiesen, gesprochen haben sie nicht miteinander. Nur die Mannschaft, die sich voll Gier dem Fremden näherte, hat ihn während des Wegs zum Steuer umdrängt, hat Schifferdörfer genannt und gefragt, ob er von dem oder dem wisse. Aber Jürgen Fock hat keinen gekannt, es war vielleicht schon zu lange Zeit vergangen, seit sie ausfuhren.

Wohl aber ist ihm, der bis dahin seinen Mut bewahrt hatte, unter den glimmenden Händen und Angesichtern und unter den hohlen Augen das Grauen aufgestiegen. Er hat sich zu überwinden versucht, hat Befehle gegeben, hat das Steuerrad in die Fäuste genommen und ist in guter Fahrt vorm Wind in den Strom eingelaufen. Aber unheimlich ist alles geblieben. Das Holz leuchtete in seiner Hand, der Schiffer an seiner Seite hatte ein Wams, auf dem die Funken wie Regentropfen hingen. Deck und Bugspriet glommen blaß und seifig in der Dunkelheit.

Einmal faßte sich Jürgen Fock ein Herz: „Woher?“ fragte er.

„Von dem versunknen Hamburger.“

„Was führt Ihr?“

„Ein Kind!“

„Und wohin?“ wagte der Lotse noch einmal zu fragen; er tat als wollt er das Steuer umlegen.

„Wir sollen's heimbringen, mehr nicht“, antwortete der Fremde.

Der Sturm war wieder aufgesprungen, lag ihnen im Nacken, daß das Schiff jagte und der Bug graue Schollen zur Seite warf. Der Himmel war ohne Licht, aber die schäumigen Tatzen, die aus der Tiefe sprangen, widerleuchteten weithin von den Bordwänden. Das Lärmen in den Wanten war schriller geworden. Der Lotse hörte, die Männer sangen zum Werk mitten in den dröhnenden Nordwest hinein.

Der Fremde war schweigend dem Lotsen zur Seite geblieben. Seine hohlen Augen folgten den Lichtern der Küste, seine Brust hob und senkte sich, ungleich, als wüßte er einen Kampf kaum zu bändigen. Einmal schloß auch Jürgen Fock die Augen, so narrte ihn das Licht und warf silberne Halbbögen über den aufstauenden Strom. Und einmal war's wie ein Zug wilder Weiber, die das Schiff vom Ufer her geleiteten, auf Schirmen und Schürzen reitend, hinter Deich und spitzen Giebeln der Höfe entlang. Bis Blankenese folgten sie, da war Feuer überm Süllberg, in das fielen sie tanzend und drehend kopfüber hinunter.

Die Fahrt ging überrasch vorm Wind, es war, als folgte der Sturm den krummen Ufern nach um sie rascher zu treiben. Die Wolken wehten tief, wie dunkle Hände schienen sie sich mitunter in die Rahen zu legen, um sie abzublenden oder ihr Glühen zu umfloren. Je näher sie aber nach Hamburg kamen, desto dichter trieb ein seltsamer Nebel mitten im Strom um die Bark, strömende Regenböen umschlossen sie, so daß die Männer auf der Brücke Not hatten, die Leuchttürme und Bojen zu finden.

Unheimlich war das Werk, ein böser Spuk das falbe Schiff. Der Lotse hielt mit Mühe seine Furcht an sich. Er arbeitete, warf das Rad triefend und stoßend rechts und links, aber sein Herz pochte laut wie vor der Nähe einer Ewigkeit, der er sich

fern geglaubt hatte. Alles Singen und Prahlen, die hohlen Blicke und das fahle Fleisch der Leute schienen ihm aus einer Welt, die er nicht berühren wollte und die doch ohne Brücke hinter jedem Tag steht.

Dabei ließ ihn das Mitleid nicht frei. „Bleibst du nun hier?" mußte er fragen. Sie waren nahe vor der Stadt, die rot atmend unterm Osten lag, die der Schiffer mit seinen blassen Augen wie eine Seligkeit umspannte. „Bleibst du nun hier?" Der Fremde wandte dem Lotsen sein Antlitz zu; von Trauer zermürbt und ohne Hoffnung war es. Er schüttelte den Kopf, winkte die Brücke hinunter; jemand trug ein dunkles Bündel, das menschlich schien, ohne das faulende Leuchten der Planken.

„Ich fand das Kind am Wrack", sagte der Schiffer mühsam, und sein graues Gesicht leuchtete, „ich bracht's dir zu, geh von Bord, ich muß umkehren."

„Bleib doch", riet der junge Lotse, das Herz brannte ihm von einer versöhnenden Liebe, „soll ich dir helfen, soll ich am Strand auflaufen, sag, was ich für dich tun soll."

Aber der andere schüttelte den Kopf. „Meine Gnade ist um, nimm das Kind und geh von Bord."

Den Lotsen packte wieder das Grauen vor dem verwesenden Holz, auf dem er stand, vor den Worten die wie der Tod rochen. Er eilte sich, nahm das Bündel an. Es rührte sich darin, eine Kinderstimme weinte leise.

Der Eisgraue sah noch einmal seufzend auf die zwei Menschen, dann winkte er. Die Leute hatten schon gerefft, das Schiff trieb mitten im Strom. Der Lotse grüßte, er wagte nicht eine Hand zu fassen. Unterm Fallreep lag sein Boot, er schleppte sich und das Bündel hinein, ruderte aus Leibeskräften an Land.

Das Schiff war verschwunden, als er aufs Ufer sprang. Der Wind war nach Südost übergegangen, zum Morgen verstärkte er sich. Die Menschen hinterm Deich aber konnten nicht genug erzählen über die verwünschte Nacht. Alle Tiere seien geflohen, sagten sie, alle Menschen vor Kälte erstarrt, die zum Wasser wollten. Die ganze Elbe bis Hamburg hinauf sei voller Zeichen und Seltsamkeiten gewesen.

Viele wollten auch eine fliegende Bark gesehen haben, aber es war meist Prahlen und Grausenmachen. Nur die Cuxhavener

Lotsen haben sie erblickt, im Lotsenbuch ist ein Wort von einem brennenden Schiff eingetragen, das die Flagge geführt und Hilfe verlangt habe.

Wahr ist, daß Jürgen Fock ein Kind an Land gebracht hat, das ist später erkannt worden als Lode Unruhs Knabe, dessen Vater und Mutter drei Tage zuvor an der ostindischen Küste ums Leben gekommen waren.

Das tote Kindlein verzeiht

Als die Richter die Gefangene wegen ihres toten Kindleins freigesprochen hatten, konnte sie doch nicht zu den Menschen heimkehren. Die Stirn, die sie gegen die gestrengen Herren gehabt hatte, fürchtete sie gegen ihre Mutter und ihren Liebsten zu erheben. So ging sie in Furcht und schwerer Schuld aus der Stadt. Die Leute, bei denen sie vorbeikam, nickten ihr freundlich zu. Sie war ja vor der Welt gerecht. Aber ihr selbst war, als läge das tote Kindlein noch in ihren Händen oder als fragten ihre Brüstlein laut und verrieten sie.

Sie wollte weit in die Welt fliehen; ganz etwas Neues wollte das Mädchen sehen, um das Vergangene zu vergessen. Ach, der Herbst war ja so herrlich nach den grauen Tagen im Gefängnis, die Luft war blank und blau und rauschte in den Büschen und kicherte am Wegrand wie eine feine Stimme, ja, wie eine feine Kinderstimme.

Ganz tief in den Wald lief das Mädchen, immer tiefer und tiefer, wo längst die Holzfällerpfade aufhörten. Als es dunkel wurde, kam es zu den Unholden, zu den Trullekerlen und ihren Weibern, verdang sich bei ihnen und hatte es gut von der ersten Stunde an. Zwei Tage voll Tanz und Ausgelassenheit verbrachte sie als Magd bei ihnen. Als sie aber am dritten Morgen früh Wasser holen ging, saß, zwei Daumen groß, ein Kindlein auf dem Brunnenrand, von dem sie schöpfen wollte, und streckte ihr die blassen Arme entgegen. Und das Mädchen schrie auf vor Entsetzen, wandte sich und lief Tag und Nacht, um vor dem Bild ihres Blutes zu fliehen.

Nach einer längeren Zeit kam sie in ein Tal zwischen zwei hohen Hügeln; von dem führten sieben ungeheure leuchtende Hellinge in die Erde hinein. Betäubender Hammerschlag, Funkenklopfen und Dröhnen brandeten daraus hervor. Tausend wimmelnde Lichter in blakigem Feuer, Schmiedeflammen und blaues Gebläse flimmerten aus den sieben Höhlen heraus. Vor ihren Eingängen aber lagen Schiffe bereit, einige, die mit eisernen Mäulern zum Goldsuchen durch die Erde kriechen, und welche, die mit dünnen Spanten und Spangen hoch durch die Luft segeln. Riesige Schiffsknechte rüsteten zur Abfahrt. Einer lud das Mädchen lachend ein, und die sprang, husch, mit auf, froh, in die weite Welt zu fahren.

Sie hob sich auch bald wie ein Vogel in die weißen Wolken auf, tat Dienst, kochte, wirtschaftete wie bei den Menschen und sah mit den riesigen Knechten seltsame Länder und Weltmeere. Bis hoch in den ewigen Schnee kam sie, wo zwischen den Eisfeldern grüne Länder um warme Brunnen liegen. Als sie aber heimkehrten, mußte das Schiff in schwerem Wetter tief über die Waldwipfel laufen. Und als sie Ankergrund suchten, trieb es gegen eine Eichkuppe an, auf der saß ein weißes Kindlein und streckte den Schiffern die Arme entgegen, fast war's, als lächelte es dem Mädchen zu über das Wiederfinden.

Da floh die, kaum daß sie wieder festen Fuß hatte, schlug ein Tuch ums Haupt, damit niemand sie erkennen und verfolgen könne, und wanderte drei Tage einen breiten Strom entlang. Nachts aber weinte sie vor Furcht, das Kindlein möchte in ihre Träume kommen, und vor Reue und Verzweiflung über seinen Tod.

Am Ende kam das Mädchen in ein wildes Bruchland dicht an einem winterlichen Meer. Alle Bäume waren an den Wurzeln eingefroren, husteten und klagten vor Kälte und Krankheit. Ach, die Wandernde hatte tiefes Mitleid mit ihnen. Am wehesten aber taten ihr die zarten Weidenfrauen, die ohne Schürze und Schuhe den grimmigen Frost aushalten mußten. Sie versuchte kleine Feuer anzuzünden, um die Armen zu wärmen, schnitt trocknes Rohr und Binsen und verflocht sie wie Tücher, die sie, den Jüngsten zuerst, den Büschen um den Leib legte. Von

früh bis spät wirkte sie daran, baute sich selbst ein kleines Dach aus zwei Erlenschöpfen, bereitete sich ein Lager und ward gut Freund mit all den vielhundert Wichten, Holzfrauen und andern Elbischen, meinte wohl, niemand würde sie finden in ihren einsamen guten Werken. Aber eines Abends, als der Wind mit tausend Stöcken und Klappern über den vereisten Bruch fegte, pochte es an die Erle, ein Kindlein stand frierend vor ihrem Lager, weinte und bat, ob die Mutter es nicht wärmen wolle. So klein war es ja erst, noch keine Hand groß, ach, ein paar warme Atem hätten ihm schon genügt. Das Mädchen fühlte ihr Herz erstarren, sie blies es dreimal an, dann jagte sie das Entsetzen in die Dämmerung hinaus. Ohne Gesicht und Gefühl, wie eine Rasende floh sie ins Dunkel.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte; eines Tages kam das Mädchen verstört auf blutenden Füßen und mit verspaktem Haar zu einer uralten Fischerhütte. Da wohnte ein Greisenpaar drin, dem sie sich zum Dienst anbot. Die Alten wollten sie aber nicht aufnehmen, sie hätten keinen Lohn zu zahlen, sagten sie, ach, und sie seien so müde, es wäre nicht schade um sie, man sollt sie nur allein sterben lassen. Aber das Mädchen räumte die Kammer auf, ging zum See, schlug ein Loch ins Eis und fischte für die Alten. Und sie flickte die Hütte, durch die der Wind seinen Weg suchte, nähte und buk und tat von früh bis spät voll Mitleid für die beiden, was sie nur ersinnen konnte.

Aber je länger sie blieb, um so unruhiger wurden der Greis und die Greisin. Sie drohten ihr, machten sie grauen, sie solle aus dem Hause gehen. Das Mädchen blieb. Je härter ihr Werk schien, desto mitleidiger waren die Nächte ihrer Reue. Endlich, als es zum Neumond ging und sie nicht weichen wollte, versuchten es die Alten mit List, dann mit Gewalt, sie aus der Hütte zu treiben. Das Mädchen blieb. Da fing die Greisin zu weinen an und eröffnete ihr, sie habe einen Sohn draußen, der liefe mit schwerer Sünde als Werwolf durch den Wald und hätte noch jeden Fremden zerrissen, der der Hütte zu nahe gekommen sei. Und sie schluchzte sehr und flehte, die Magd solle fliehen und sich vor ihm wahren.

Die lag eine lange Nacht wach, fröstelnd vor Grauen. Sie wußte sich nicht zu raten und wünschte doch sehnsüchtig, den drei Menschen zu helfen. Es ward ihr aber beim Nachdenken, als könne nichts anderes sie von ihrer Verfolgung erlösen als die Hingabe, ja, die Hingabe ihrer selbst. Je mehr sie grübelte und weinte und wieder überlegte, desto mehr schien es ihr vom Schicksal gewiesen, die beiden Alten aus der Werwolfshütte mit ihrem Opfer zu decken.

Da machte das Mädchen sich auf und ging um Neumond zur ersten Wolfsnacht an das Wegkreuz, das in den Wald hinausweist. Ihr Blut schlug in Furcht vor dem, was geschehen sollte, aber ihre Seele wußte, daß nur ein freiwilliges Hingeben Menschen erlösen kann.

Die Wiese vorm Wald glomm von Nebeln. Viele weiße Kleider tanzten auf ihrem Teppich, huschten hin und her und lugten vorsichtig die Wege entlang. Aus dem Holz riefen Tiere im Frost. Schauerlich hallte die kalte Nacht alle Schreie wider und machte sie beben und schütteln.

Als das Mädchen schon eine Weile gewartet hatte und fahrig um sich schaute, saß noch einmal das Kindlein am Grabenrand. Sie wollte sich erst entsetzen, dann hoffte sie, ihre letzte Stunde möchte es versöhnen, sie weinte und bat inbrünstig um Vergebung für das, was sie ihm angetan hätte.

Die weißen Nebel der Wiese hoben sich, während sie stammelte, der Wald wurde kleiner. Das Kind hörte sie schweigend an, mit blassen traurigen Augen, die jedem Wort in die Nacht folgten. Dann, als es schon durch den Nebel wie ein schauerliches Traben und Rennen kam und das Mädchen noch einmal um Gottes Verzeihung fragen wollte, nahm eine winzig kleine Hand die ihre. Und das Kindlein zog die Mutter mit sich und führte sie schweigend einen Weg, den sie noch nie gesehen hatte, so oft sie schon zum Wald gegangen war. Und es führte sie die ganze Nacht hindurch mit kleinen trippelnden Schritten, bis das Frühdämmern kam und sie vor der Helle wie vor einer grauen Mauer stehen blieben. Da ließ es die Mutter frei, nickte ihr noch einmal zu und wies sie sehnsüchtig durch ein Tor, das sich in der Dämmerung öffnete, und durch das das Mädchen, zagend, in Reue und Durst nach dem Leben, zu den Menschen heimkehrte.

Der Klabauter plagt die Wucherer

Es war eine schöne warme Sommernacht überm Strom, ganz still und friedevoll. Alle Schiffe schliefen fest, nur auf einer Bark, die abseits des Fahrwassers dicht unter Land vor Anker lag, ging es hoch her und lärmte und rummelte. Der Schiffer und seine Leute hatten sich leichtsinnige Gesellschaft an Bord geladen, das war ein Kreischen und Verfolgen und Pappeln und Schwatzen und wollt kein Ende nehmen.

Die Männer konnten sich's aber auch leisten, sie hatten zum drittenmal Getreide um die verbotene Grenze gefahren. Ihr eignes Volk litt Hunger, drüben wurde das Korn mit Gold aufgewogen, sie hatten das Gold genommen. Weil aber der Steuermann Bernd Moldeke dagegen geeifert hatte, hatten sie ihn unten im Schiff angebunden und tanzten über seinem Kopf.

Das Wasser gluckte draußen an den Bordwänden entlang. Es war dunkel im Raum, der dumpfe Geruch von Spelt und Fäule stand um den Gefangenen. Mitunter ging der Klabauter blaß wie Seifenschaum an ihm vorbei. Er begriff nicht viel vom Streit und seinem Grund, aber er hatte Bernd Moldeke gern und wollte ihn aufheitern. Einmal brachte er ihm ein paar Stricknadeln; das waren eingefangene Sonnenstrahlen, sie glühten gelb auf, als er sie dem Gefangenen in die Hand drückte. Einmal stellte er ihm auch ein Kegelspiel auf, er sollt mit kleinen roten Mäusen nach dem König werfen. Aber der Steuermann stöhnte nur, er grübelte über Unrecht und Gerechtigkeit und wollte kein Spiel, wäre es auch der liebste Freund gewesen, der ihn besuchte. Er mühte sich nur immer wieder, dem Klabauter zu erklären, warum er unten im Raum angebunden lag. Der hörte ihn an, aber er verstand nichts von dergleichen.

Ob er denn keine Liebste zum Anvertrauen hätte, fragte er den Steuermann endlich. Ach, antwortete der, er hätte wohl eine, die wohne da und da und sei die allerschönste und treueste auf der Welt. Aber sie hätte eine böse Zauberin als Mutter, die bewachte sie so eifersüchtig, daß sie sich kaum jemals besuchen könnten. Was hülfe es zudem, wenn sie käme und fände ihn in seiner Unfreiheit?

Der Steuermann war so verhärmt und traurig, er predigte so stark gegen die Räuber und Wucherer, daß er gar nicht merkte, wie der Klabauter sich von ihm wegschlich, seine Schlittschuhe anzog und – ohne ein Wort auf und davon ging.

Die auf Deck wurden währenddessen immer ausgelassener. Hatten die Männer zuerst noch ein schlechtes Gewissen wegen des Steuermannes gehabt, hatten sie mit dem Trinken bald alles vergessen. Die bunten Röcke der Mädchen flogen zur Harmonika, eins hängte das andere voll lustiger Geschichten. Die Wolken um den Mond waren weiß wie das reinste Silber und spannten sich in Seilen drüben zum Land und zurück übers glitzernde sommerwarme Wasser zu den Bordwänden. Lustig war die Nacht wie unter der Mittlandsee, keiner horchte, keiner blickte um sich, keiner achtete auf des Nächsten Gesicht.

Der Klabauter hatte sich ungesehen von Bord stehlen können. Er schnitt federleicht über das glatte Wasser zur Stadt hinüber und herüber. Niemand achtete auf ihn, auch nicht, als er mit einer großen Last heimkam, die wie ein Jüngferlein im Sack aussah. Was hatte der kleine Kerl es wichtig, was hatte er daran zu schleppen und zu keuchen, was machte er für ein verschmitztes Gesicht unten im Raum, als er's sorglich auspackte, die Stricknadeln anzündete und plötzlich des Steuermannes Herzliebste ins Schiff geschmuggelt hatte.

Als sich aber alle drei lachend ins Gesicht sahen, saß dem Mädchen auf einmal eine Ratte auf der Schulter. Das war ihre Mutter, die ungesehen mit herübergekommen war. Noch ehe jemand nach ihr greifen konnte, pfiff sie, zischte dem Mädchen zu, daß sie ihre Buhlschaft büßen sollte, und war mit einem Satz auf und davon.

Der Klabauter half nun zwar flugs den Steuermann loszubinden, auch hatte die Dirn einen Gürtel bereit, der gegen Zauber schützt, und den sie rasch um sich und Moldeke schlug. Aber die Dunkelheit schwärte, sie hörten voll Grauen, wie oben auf Deck ein großes Lachen ausbrach und dann eine lautlose Stille, als die Ratte von des Steuermanns Liebsten erzählte.

Und richtig, es dauerte nicht lange, da brüllte die Schar los, da polterte es schon mit Äxten und Stangen, mit Juchhu und Halloh die Treppe hinunter, um Bernd Moldeke und sein Mädchen zu fangen. Fackeln knisterten, Seestiefel knarrten, auch

alle Weiber wollten dabei sein, stolperten übereinander und durcheinander zwischen Winden und Trägern des Laderaums hindurch auf die letzte Ecke zu, wo der Steuermann wartete. Voran, mitten im hellsten Licht schritt eine riesengroße Ratte, die wie ein Weib in Kleidern ging und mitten im gröhlenden Schiffsvolk sich doch jedermann mit Püffen und Stößen vom Leibe hielt.

Ganz nahe rückten die Leute dem Steuermann zuleibe. Der stellte sich mit zwei Sparren in den Fäusten bereit, um sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Aber gerade als er mit dem Schiffer handgemein werden wollte, setzte plötzlich ein dünnes Pfeifenspiel ein. Die Männer stutzten, wichen aus, horchten und mußten lächeln, als streichelten die Töne sie um den Hals. Eine sonderbare Verwandlung geschah mit ihnen. Die einen steckten die Fackeln in die Ringe und hoben die groben, zerrissenen Gesichter andächtig nach oben, die andern zogen die Köpfe in die Schultern und sangen halblaut in sich hinein. Die Ratte trat vor den Schiffer, knickste wie eine Jungfer. Und der ließ den Steuermann fahren, mußte sich drehen zum Klabautersiel.

Dabei geschah das andere Unbegreifliche. Bei der ersten Fackel hatte der Schiffer lange spitze Ohren und Schneidezähne, bei der zweiten ein graues Fell im Gesicht, und bei der dritten fielen ihm die Kleider vom Leib, tanzte schon ein nackter Rattenkerl. Ei, wie lachten die andern über den Spaß! Betrunkene warfen ihn zur Seite, wollten selbst mit der Fremden tanzen und verwandelten sich gleich ihm. Der Schiffer aber hatte ein Mädchen um die Hüften genommen, das ihm ähnlich ward und wie eine Rattenfrau zu pfeifen begann. Keiner konnte aufhören, einer warf sich dem andern in die Arme, Männer und Frauen steckten sich an mit ihrem grauen Fell und ziepten und quietschten vor Krankheit und Verrücktheit, bliesen in die Fackeln, schwitzten ihren Trunk in die Luft und schleiften und hüpften mit grauem Fell und Pfoten über den Boden, daß der ganze Raum knirschte und ächzte.

Ein paarmal, als es draußen dämmerte und die Nacht zu Ende ging, wollte die Mutterratte Halt gebieten. Der Klabauter spielt aber nur alle hundert Jahr. Hat er einmal begonnen,

ist's wie eine Hexerei, vor der kein Mann noch Weib anhalten kann.

Die Fackeln schwelten schon am Ende, aber die Schwänze pfiffen und schnarrten noch immer über den Boden. Aus der offenen Luke kam das Frühgrau, aber Schiffer und Dirnen mußten weiter mit grauen Fellen umeinander tanzen, da half kein Schreien und Flehen und Erbarmen. Die Schnauzen begannen sich zu beißen vor Wut und Angst und Müdigkeit. Die Pfoten kratzten sich blutig, aber Männer und Frauen mußten ihre Rücken drehen, bis einer nach dem anderen halbtot zu Boden sank.

Die Hexe aber, die die armen Verzauberten nun rasch hätte rückwandeln und wieder zu Menschen machen sollen, rang selbst gegen ihre ohnmächtige Müdigkeit. Sie merkte, daß eine stärkere Kraft ihr über war, und beschloß in ihrer Todesfurcht, alles im Stich zu lassen, paßte ein Trillerende ab und witschte wie ein Pfeil aus dem Raum.

Da mußten die Tänzer, die zu Boden fielen, echte graue Ratten bleiben, schleppten sich noch drehend in die äußersten Verstecke und nagten und kratzten und richteten sich gleich wirkliche Lager zusammen.

Erst als der Tag anbrach, hörte das Spiel auf. Es wurde still auf dem Schiff, auch der Klabauter war nicht mehr zu erkennen. Der Steuermann und sein Mädchen hatten indessen, in ihrem Gürtel versteckt, voll Entsetzen und Mitleid alles mit angesehen, ohne daß der Tanz ihnen etwas angetan hätte. Jetzt waren sie die beiden einzigen Menschen auf dem Fahrzeug. O, es war ihnen unheimlich zumute. Sie suchten bis Mittag nach dem Spuk und nach ihrem Befreier, dann fürchteten sie sich vor der Dämmerung, brachten das Wuchererschiff unter frischem Wind flußaufwärts und ließen es im Hafen an die Kette legen.

Das Gericht hat Bernd Moldeke und seiner Braut die Bark zugesprochen, sie hat unter ihnen noch manch gute Fahrt gemacht. Von den Ratten haben sie nicht viel Böses mehr erfahren. Sie haben sich gleich im Hafen verzogen, vielleicht hat sie ihr schlechtes Gewissen auf andere Schiffe getrieben.

Zwei Menschen müssen beim Waterkerl arbeiten

Als Ubbe Andersen so gegen Mitternacht mit schwerem Kopf nach seinem Ewer hinüberwickte, rammte ihn eine Jolle ohne Licht von Steuerbord. Ubbe Andersen nahm das sehr übel, er gab seine Entrüstung in grober Weise kund, niemand antwortete jedoch. Nur eine Frauenstimme klagte oder rief aus der Jolle, dann erstickte sie rasch.

Das kam dem Schifferknecht sonderbar vor, und mit dem Mut und der Kraft, die er meist um Mitternacht hatte, wickte er heiser scheltend hinterdrein, kam neben der Jolle hoch und schrie drohend, er würde aufentern, wenn man nicht Flagge zeige. Da geschah es, daß zwei ungeheure Arme von drüben übers Dollbord langten, Ubbe Andersen federleicht in die Jolle wippten, ihm blitzschnell ein Segel durch die Zähne zogen und mit einem jammernden Mädchen zusammen in einen klatschnassen Strick wickelten. Über ihm aber stand grinsend ein mächtiger Waterkerl mit Grätenzähnen und grünlichem Atem, der die Jolle von innen hellte.

Half gar nichts, daß Ubbe Andersen sich erklären und um Gottes willen sein Beiboot bergen wollte; er hatte seinen schmutzigen Lappen im Hals und konnte kein Wort herauswürgen. Ward vielmehr ungehört wohl zwei Stunden kreuz und quer den Strom hinaufgefahren, bis die Jolle ein Ufer mit überhängenden Bäumen anlief. Der Waterkerl rief ein paar alte Worte gegen den Strand, der Kahn tauchte wie ein Kork unter Wasser und kam gleich darauf mit der Frau und dem sehr erstaunten Schifferknecht in einer plätschernden schwarzen Erdhöhle wieder hoch.

Es war des Seltsamen aber noch nicht genug. Der Fremde zündete gemächlich eine Fackel an, daß der Qualm im Gewölbe wirbelte, leuchtete die Gefangenen damit an, daß sich ihr Atem im Hals wie Wachs verdichtete, und kriegte ein riesiges blankes Messer aus dem Stiefel. Ubbe Andersen strampelte erbärmlich, er wollte sich wehren. Aber der Waterkerl riß den Strick auf, packte den Schiffer ohne viel Umstände beim Schopf, nahm ihn zwischen die Knie und schnitt ihm zwei wahrhaftige Riemen rechts und links in den Hals. Er tat auch ein gleiches bei dem Mädchen, dem es überhaupt in allem genau wie dem Knecht

erging. Dann band er die Jolle an, nahm die Gefangenen, die schon wie Fische auf Land schnappten, rechts und links unterm Arm und stapfte mit ihnen unter See.

Die beiden meinten ja, es ginge mit ihnen zu Ende; aber dem war nicht so. Es wurde sogar ganz erträglich unter Wasser in der grauen Frühe. Die Blasen gluckten ihnen ölig durch die neuen Riemen, ein paar alte Trankűsel beleuchteten den Weg, und am Ende kamen sie auf dem Grund des Stromes gar vor ein großes einsames Haus, da wohnte der Waterkerl mit seiner stolzen Gattin.

Den Alten kennt ihr wohl, diese Art Leute gleichen sich ja sehr. Aber das Weib war etwas Besonderes. Die war nämlich eine von den zehntausend Walgenfrauen gewesen, die in König Ekkes Schloß draußen in der Nordsee wohnten. Der Waterkerl hatte lange um sie werben müssen. Nun, da sie ihm in sein Haus gefolgt war, hatte er mehr als genug zu schaffen und sich zu mühen, um all ihre Wünsche nach Dienstmännern und schönen Gärten, nach Schmuck und Kleidern zu befriedigen. Nein, der alte Waterkerl hatte es nicht leicht mit ihr, das muß der Gerechtigkeit halber gesagt werden. Es hatte ihm auch leid getan, als er die Schiffertochter von Bord ziehen mußte, nur weil seine Frau eine Kammerjungfer brauchte. Aber daß er Ubbe Andersen mit seinem unverschämten Maul dazu aufgebracht hatte, das tat ihm im Herzen wohl.

Der Schifferknecht hat lange Zeit gebraucht, um sich einzuleben, und das war ja unter den Umständen zu verstehen. Er war eine Weile merklich still und kleinmütig geworden, obschon er an dem Mädchen, das mit ihm gekommen war, seine verliebte Geselligkeit hatte. Aber er war einer von denen, die ihre Pfeife in Brand haben, die sich zu Haus fühlen möchten, wo sie sind. Und das Wasser war kalt und dickflüssig; man raucht nicht und lacht nicht da unten, es läuft sich auch nicht so rasch gegen den Strom wie sich unter Wind segelt.

Ubbe Andersen hatte auch zu wenig freie Zeit; er mußte von morgens bis abends Gründelkraut hacken, die Störe in den Fischgärten zählen, Säcke schleppen und Lampen putzen, ach, er kam knapp dazu, das Mädchen abends einmal zur Seite zu stehlen. Die mußte nämlich auch auf dem Sprung stehen. Die

schöne Walgenfrau hatte genug Leute in Küche und Stube und Hühnerhof, aber zum Haarkämmen und Kammeraufräumen wollte sie nun einmal ein Menschenkind haben, es war bei ihr zu Haus so gewesen und galt als fein.

Wie gesagt, die beiden waren unzufrieden. Sie hätten ja schlechtern Dienst treffen können. Sie hatten Brot und Fisch genug und eine warme Ecke. Aber sie fühlten sich sehr einsam zwischen den fremden kalten Wassergesichtern. Selbst die Sonne kam nur an hohen Mittagen einmal zum Grund. Mitunter nahm der Waterkerl ja eine Geige zur Hand, aber dann wurde die Sehnsucht der beiden nur um so größer, einmal so richtig zu tanzen und mit lustigen Makkern um die Wette zu singen und zu schmauchen. Nein, wenn's irgend gegangen wäre, hätten sie sich gewiß aus dem Wasser auf und davon gemacht.

Nun hatte Ubbe Andersen jeden Freitag Korn zum Mahlen zu bringen und abends wieder abzuholen. Er schleppte die Säcke bis dicht vors Ufer, dort mußte er auf den Waterkerl warten. Der kam dann und warf jedesmal zuerst ein Feuer wie eine Brücke zum Land hinüber. Wenn der Schifferknecht da hinüberging, löste sich das Wachs in seinem Halse, er konnte wieder wie ein Mensch atmen und die Säcke in die Mühle schleppen. Der Watermann aber hielt ihn den ganzen Weg hin und her beim Kragen, damit er nicht entwischen konnte. Warum's jeden Freitag war? Ja, das müßt ihr doch wissen, die Boizenburg, in der die schöne Frau Frigg und Doktor Fust hausen, ist nur einmal in der Woche über die Erde. Die andern Tage ist Fust mit seinem gläsernen Schiff unterwegs.

Aber ich erzähle ja von Ubbe Andersen. Als der Seemann nämlich siebenmal das Korn vor die Mühle hatte schleppen müssen, ohne sich an Land umsehen zu dürfen, wurde er heimtückisch vor Zorn. Er fing an, sich genau zu merken, wie der Waterkerl das Lauffeuer in Gang setzte, und lauerte ihm Freitags früh auf, woher er das Feuer nähme. Es lag aber mit allen Kostbarkeiten in einer Truhe unter Watermanns Bett, es war wenig Hoffnung, dabeizukommen.

Ubbe Andersen gab indessen die Hoffnung nicht auf. Er blieb auf dem Sprung, sah jede Woche die Brücke aufgehen und versinken und schmiedete Ränke und Pläne mit dem Mädchen gegen die Dienstherrschaft.

Und eines Freitags wagten sie es wahrhaftig. Sie standen beide lange vor Tagesgrauen auf, schlichen sich erst zu des Watermanns Störgarten, hakten ihn auf, daß die Fische lustig in die Elbe flitschten, und gaben dann den Hühnern der Walgenfrau Körner, die sie in Rum geweicht hatten. Dann legten sie sich wie arglos wieder zur Ruh. Aber sie merkten schon bald, daß eine große Unruhe übers Haus kam. Vom Hof kam solch Gegacker und Gekakel, solch Geschrei von den Dirnen, die alle Tiere auf Hecken und Bäumen tanzen sahen, daß die Walgenfrau mit losem Haar vom Lager flog und nach dem Rechten sehen mußte. Der Waterkerl aber hatte geträumt, daß ihm ein feister Stör vorm Fenster stand. Er war entsetzt hochgefahren, und als er den Garten wirklich offen fand, trieb er wie ein Rasender alle Leute halbnackt auf die Jagd, die Tiere wieder einzufangen. Er selbst schwamm mit Hemd und Hose, ein abscheulicher Anblick, wie ein Molch pfeilschnell hin und her, packte die ausgebrochenen Tiere in den Nüstern, führte sie in den Garten zurück und schwur Hölle und Blasentang dem in den Leib, der es ihm angetan hatte. Er merkte ja nicht, daß der Dieb, dem er's wünschte, just in seiner Truhe kramte und plötzlich, so rasch er konnte, mit der Kammerjungfer der Walgenfrau an der Hand auf und davon eilte.

Es war tüchtige Ebbe, sie mußten sich gewaltig gegen das Wasser stemmen, um nicht zu treiben; aber die beiden eilten ja um ihr Leben und kamen endlich richtig auf Mannstiefe ans Ufer. Da warf Ubbe Andersen flink die Feuerbrücke an Land, kletterte mit dem Mädchen hinauf, und sie fühlten, wie ihnen beiden von der Hitze der Hals offenschmolz, wie ihre Riemen eintrockneten und sie wieder gleich Menschen atmen konnten. Dann zog der Seemann das Feuer rasch ein, damit der Waterkerl nicht folgen konnte.

Es war Zeit, daß er es tat. Im Augenblick nämlich, wo die beiden um den ersten Busch waren, kam ein so entsetzliches Gebrüll aus der Elbe hinter ihnen her, daß sie sich schüttelten bei dem Gedanken, der Grüne hätte sie noch zu fassen bekommen.

Die Ausreißer schritten nun rüstig aus und kamen bald in die Nähe der Mühle. Der ganze Boden war mit Mehlstaub bedeckt; ein paar schneeweiße Flügel schwirrten im Wind, die Erde

dröhnte vom Mahlgang. Da wußten sie, daß sie gerettet waren, priesen sich und hatten guten Mut, weil ihnen bislang alles geglückt war. „Man muß es nur unterm Schädel haben, mit den Leuten umzuspringen", prahlte Ubbe Andersen. „Sieh mal, so'n Kerl wie ich, der kommt nicht nur beim Waterkerl hin und her, wie er will. Och, der versteht sich auch für sein Leben genug in die Tasche zu stecken." Und er klöterte mit den hohlen Händen und zeigte vier dicke goldene Ringe aus der Truhe des Waterkerls.

Da stand auf einmal eine wunderschöne Frau vor ihnen am Weg. Ob sie wohl Mehl holen wollten, fragte sie freundlich, oder warum sie gekommen seien. Der Seemann wagte nicht mit der Wahrheit heraus.

Mehl brauchten sie nicht, tat er großspurig, sie wären auf dem Weg von Lübeck und hätten sich verlaufen.

Ob sie aber nicht doch etwas Mehl mitnehmen wollten, Brautleute könnten es gebrauchen, fragte die Frau noch einmal freundlich. Das Mädchen wurde rot und schürfte eine Probe vom Boden, aber der Seemann dachte an die Ringe in seiner Tasche, was wollte er sich mit Säcken abschleppen.

Sie hätten's eilig, antwortete er. Er hatte auch Furcht, der Watermann möchte doch hinterdrein kommen.

Da lächelte Frau Frigg und wünschte den beiden viel Glück für ihr Leben. Und der Weg begann sich unter dem Seemann und seiner Liebsten wie ein Tierrücken zu heben und wie ein Pferd zu traben. Dauerte auch nicht lange, da waren sie in einer Stadt mit wirklichen Menschen darinnen, die hieß Boizenburg. Ihr könnt euch denken, die beiden Flüchtlinge atmeten auf.

Der Seemann schlug froh auf seine Tasche, ging mit seinem Mädchen in den Krug, bestellte einen Gänsebraten und sie ließen ihn sich herrlich munden. Aber als er zahlen sollte und seine Taschen umkehrte, waren sie voll Mudder, und die vier Ringe waren alte Binsen. Es war ein Glück, daß das Mädchen etwas Silber an ihrem Ärmel fand, das war das Mehl, das sie aufgehoben hatte. Es reichte grade, um den Braten zu bezahlen und zum Goldschmied zu gehen um zwei echte Ringe einzutauschen. Als er aber an den Sack Mehl dachte, den er hatte stehen lassen, schluckerte Ubbe Andersen dreimal tief auf, so trüb war ihm ums Herz.

Die Eisbrüder jagen den Waterkerl

Mitten in der Stadt Hamburg liegt wie ein großer See der Unterlauf der Alster. Viele Vögel, die vorm allzu strengen Frost flüchten, besuchen ihn Winters, Scharen von Möwen und Enten, wilde Gänse und scheue Schwäne. Die hausen dann an den grauen Eisrändern der Fahrrinnen mitten in der großen Stadt; niemand jagt sie, nicht einmal in den Hungerjahren tat man ihnen etwas an, obschon die kleinen Dampfer dicht genug bei ihnen vorbeifuhren. –

Früher haben sie ihr Reich oft ganz für sich allein gehabt. Das war in den Tagen, wo die Eisbrecher noch nicht halfen und die Alster eine weiße gefurchte Ebene wurde, wo selbst die Waterkerle, die nachts die Risse ins Eis brachen, vor Atemnot brüllten und sich mit Müh und Not ein Loch an einer Baumwurzel oder an einer Quelle offen kratzten.

In einem Winter, in dem Hamburg besonders schwer unter der Kälte zu leiden hatte, sind nun auch einmal drei von den zwölf Eisbrüdern auf der Alster niedergegangen. Sie waren auf der Suche nach Waterkerlen und machten es sich eines Nachts unbekümmert um den Lärm in der Stadt, mit Fackel und Netzen bei der Lombardsbrücke bequem.

Die Gejagten hüteten sich natürlich, ihnen ohne Not ins Garn zu gehen. Zwei brachen schon in der ersten Nacht als Bullen beim Alsterdamm hoch und gelangten schnaubend und prustend über die Zollenbrücke in die Elbe hinunter. Für die andern beiden hieben die Eisbrüder zwar ein Luftloch nach dem andern ins Eis und spannten die schönsten Reusen dazwischen. Aber die Feinde bollerten unter der Eisdecke entlang, husteten die drei Brüder aus, wenn sie sich kaum umdrehten, und versetzten sie in einen solchen Ingrimm, daß sie gewißlich nicht mehr weichen wollten und schließlich die halbe Alster von Uhlenhorst bis Harvestehude mit Netzen absperrten.

Die Stadt litt sehr unter der Kälte, die die Fremden brachten. Die Zeit lief, es ging näher zum Frühling, viele Häfen des Reichs waren schon frei vom Eis, nirgends im Land hauste der Winter so arg, wie in dem versteinten Hamburg. Was half's, daß die Ufer schwarz von Gaffern waren, die von weither herbeipilgerten, neunmal klug über die drei weißen Riesen redeten und mit

hollah und juchhei die Eisjagd verfolgten. Niemand konnte sie zum Aufbruch bewegen; wer näher kam, ward mit ein paar polternden Blöcken verscheucht. Wochenlang rasselten die Fremden Tag und Nacht mit eisernen Garnen von der Ruhmühle bis zu den Schleusen hinunter.

Die Stadt fror entsetzlich; alle Leitungen sprangen, die Leute schliefen in den Küchen und brannten Stühle und Bücher, um warmes Wasser zu haben. Endlich machten beherzte Männer am Mühlenkamp ein paar Schlepper klar, heizten sie, bis die Funken zum Schornstein hinausschnoben, schlugen sie los und suchten mit aller Macht eine offene Rinne durch die Alster zu legen. Vielleicht – dachten sie – würden die Riesen ihr Beginnen aufgeben, wenn die Waterkerle auch ohne ihre Garnlöcher nach oben kamen.

Aber die Schlepper waren damals noch schwach gebaut. Dem ersten brach die Schraube, dem zweiten platzte ein Kesselrohr, und als der dritte abends spät beim Fährhaus um die Ecke kam, dauerte es auch nicht lange mit ihm. Einer der Eiskerle blieb bei den Netzen, die beiden andern rasten wie auf Schlittschuhen quer über das Rolleis hinüber, packten unterwegs alle Zacken und aufstehenden Schollen, die sie ergreifen konnten, und hatten im Augenblick den Schlepper überschüttet und die Rinne zugehaucht. Hatten auch bald solch hohe polternde Eisberge um das kleine Fahrzeug aufgetürmt, daß alle Leute am Ufer meinten, keiner von der Besatzung würde je wieder lebendig herauskommen.

Die Männer auf dem Schlepper aber hatten rasch das Feuer herausgerissen, als sie die Eiskerle kommen sahen, und hatten sich in eine Koje verkrochen. Ganz mausestill lagen sie da und warteten, bis die Brüder sich wieder verzogen hätten. Eine ganze Zeit hörten sie sie lärmen, dann, gegen Mitternacht, wagte der Anbinderjunge zuerst den Kopf aus dem Schlepper hinauszustecken. Die Eiskerle bliesen gerade die aufgerissene Rinne nach dem Mühlenkamp knüppeldick fest. Der Junge suchte sich ein Loch im Eis um den Schlepper, und es gelang ihm richtig, sich wie eine Ratte aus dem Bau zu winden und an Land zu flitschen.

Die Neugierigen am Ufer waren über Nacht heimgekehrt, alle Straßen waren schwarz und leer. Der Junge wollte schon

an eines der dunklen Häuser anklopfen, da hörte er einen Huf über die harten Steine nähertraben. Er meinte erst, es sei einer der Waterkerle und wollte auf und davon. Aber beim Laternenlicht kam ein lediges Pferd. Pechschwarz war es, das Licht gleißte ihm gespenstisch über die Flanken. Mit Zaumzeug und Sattel hielt es schnaubend vor dem Jungen an.

Der war erst recht verwundert; dann merkte er, die Sache hatte etwas zu bedeuten. Und richtig, kaum versuchte er den Fuß in den Steigbügel zu setzen, da trabte das Tier wie im Flug die Straßen hinunter, daß der Bengel, der sein Lebtag noch nicht so hoch gesessen hatte, sich mit beiden Händen im Sattel festkrümmen mußte.

Wohin er geritten ist, hat er niemals erzählen können. Zuerst flogen noch ein paar späte Menschen vorbei, dann wurde die Straße totenstill, nur die Dunkelheit lag zwischen den Mauern und folgte ihm. Vor einem alten Haus, das bis zum Nabel in die Erde gesunken schien, warf das Tier den Jungen ab, ohne daß er zu Schaden kam. Ein Klöppel klapperte am Tor, er kroch schauernd darauf zu.

Die Tür sprang offen, als hätte er selbst gepocht. Eine hohe Halle mit matten Öllampen tat sich vor dem Jungen auf, dann eine Pforte zur Seite. Und endlich kam er in ein kleines uraltes Gemach, in dem mitten unter Büchern und Rüstungen ein Mann saß, den gekerbten Kopf halb in die Schulter gezogen wie ein Schlafender. Der Junge, der so recht von oben bis unten durchgeschüttelt war, pochte und räusperte sich höflich. Der Fremde öffnete die Augen und blickte lange und vergrämt um sich. Dann blieb der Blick an dem Gast haften.

„Die Stadt friert?" fragte er gedehnt, als träume er alles nach, was draußen vor sich ging.

„Die Eisbrüder wollen nicht von der Alster", klagte der Junge, er merkte jetzt erst, wie die Kälte ihn schnitt, blies sich in die Finger und trat von dem einen Fuß auf den andern.

Der Greis sah ihn mit schmalen blauen Augen an, ein Lächeln glitt ihm unter dem Bart entlang.

„Zündet doch die Osterfeuer an, da graut ihnen vor!" Er träumte schon wieder in sich hinein; ein dumpfes Reiben und Klagen, fast unhörbar, erschütterte das Haus. Ein alter Diener trat eilig ins Zimmer. „Der Grindel kommt, Herr Hoyer!"

warnte er. Dem Jungen wurde unheimlich zumute, er wandte sich und schlug die Tür hinter sich zu.

In der Halle, durch die er gekommen war, hatte sich plötzlich ein breiter Brunnenrand aufgetan, ein paar Frauen standen schöpfend herum.

„Wer ist der hinter mir?" fragte der Junge. Sie lachten, hielten ihn fest und wiesen in den Brunnen; aber der Junge riß sich los und lief fröstelnd vor die Tür. Das Pferd stand noch da, er setzte sich wieder in den Sattel, hielt sich vorn und hinten fest und sauste, genau wie er wollte, aber ohne ein Wort zu sagen, durch eine lange Reihe schwarzer Straßen, kreuz und quer, bis er endlich vorm Rathaus stand.

Es ging auf den Tag, kleine blasse Blätter wuchsen auf den Dächern, die Häuser öffneten sich, ein paar Fenster knarrten und klapperten.

Die Ratsherren hatten in ihrer Sorge die ganze Nacht hindurch getagt. Als sie hörten, daß einer vom Schlepper gekommen sei, wurde der Anbinder gleich vorgelassen, und als er in den Saal kam, horchten sie auf. Der Junge berichtete denn auch getreu, was er alles erlebt hatte. Zu dem Osterfeuer schüttelten die Männer zwar die Köpfe; weil sie aber alles versuchen mußten, hießen sie baldigst auf beiden Seiten der Alster vier Haufen Teer und Holz aufschichten und allen Bläsern auf den Türmen auf eine bestimmte Stunde Bescheid geben.

Die Eisbrüder suchten indessen noch die ganze Alster nach den beiden letzten Waterkerlen ab, sie ärgerten sich sehr und meinten, sie wären durch die Rinne entkommen. Aber sie fanden sie bei der alten Eilbek unter dem Eis, und während einer bei dem übertürmten Eisbrecher Wache hielt, versuchten die andern beiden die Waterkerle noch einmal durch Schrecken und Poltern zur Lombardsbrücke in die Netze zu treiben.

Es war inzwischen heller geworden. Die Menschen sammelten sich wieder gaffend; die Riesen trieben die beiden Kerle vor sich her, aufmerksam, daß sie nicht ausbrächen. Im Augenblick aber, als sie sie den Garnen nahe hatten, zischten plötzlich auf vier Stellen zugleich helle Feuer hoch, die Kirchen begannen zu läuten, und alle Menschen am Ufer entlang begannen zu singen und das fröhliche Fest zu begrüßen.

Als die Eisbrüder das hörten, vermeinten sie ja wahrhaftig, sie hätten die Zeit übers Jagen vergessen. Vor der Ostern halten ihre weißen Wämser und feuerroten Bärte nicht stand. Sie brüllten sich entsetzt an, hoben mit einem Ruck Pflöcke und Netze aus dem Wasser, luden sie über die Schultern und fuhren wie Nebel in den Frühmorgen hoch.

Es ist auch wirklich Frühling geworden, bald nachdem die Eisbrüder die Alster verlassen hatten, und die Stadt hat anerkannt, daß sie dem Jungen viel Dank schuldete. Er hat den Schlepper, den die Eisbrüder zertrümmern wollten, vom Rat zum Geschenk bekommen und hat sein Leben lang fleißig damit die großen Kohlenzüge von der Elbe zur Eilbek und Osterbek, Goldbek und Isebek geschleppt.

Die Eisbrüder sind noch nicht wiederkommen, das hab ich ja schon gesagt. Aber die Wintervögel, die sie geleitet hatten, haben sich den Platz gemerkt und kommen heute noch zu jedem strengen Frost fleißig nach Hamburg hinüber.

Der Schneider und Frau Holle

Das dreizehnte Kind bei Schneiders war sehr schwach, die Hebamme schickte den Mann rasch zum Pastor, er sollte ihn für die Nottaufe holen.

Aber der Pastor war nicht zu Hause, und der Schneider, der den Kopf voll Sorgen und sieben Sinnen hatte, ging zur Kirche, ob er ihn vielleicht dort anträfe. Es war nämlich ein Wintersonntag, wo das Kindlein gekommen war. Alltags hatte die Mutter keine Zeit vor Mühe um die andern.

Die Stadt war voll von weißem Schnee. Ganz sanft klangen des Schneiders Schritte durch die menschenleeren Straßen. Er sah an den erleuchteten Fenstern hinauf, wünschte sich, daß irgendeins sich öffnete und ihm eine Arbeit auftrüge, träumte mit offnen Augen davon und hätte gar zu gern ein paar Übergroschen zu Mutter heimgebracht.

Vor der offenen Kirchentür fiel ihm ein, was er eigentlich gewollt hatte. Vielleicht, dachte er, ist der Pastor noch drinnen,

und ging in das hohe dunkle Schiff, um ihn zu suchen. Aber er hörte und fand niemand, alle Pfeiler standen regungslos vor den fahlen Heiligenscheiben. Nur einmal huschte ein Licht oben an der Orgel entlang, und die Treppen knackten.

Der Schneider war ein herzhafter Geselle, er mußte ja durchaus den Pastor sprechen, rief hinterdrein, ging dem Lichte nach und tappte den Wandelgang vorsichtig nach oben. Es war ein wenig unheimlich in den dunklen Gewölben; die Luft war dumpf und das Geländе klebrig unter seinen Händen. Einmal seufzte ein Bild und trat aus dem Schatten auf ihn zu, aber der Schneider ging unbeirrt den Schritten nach.

Dicht über der Orgel hielt ihn der Turmspöker an, ein alter ruchloser Kirchgeschworener. Er hatte sein fahles Gesicht in ein Tuch gehüllt, weil die Menschen sonst leicht vor ihm schrecken, war aber dankbar, als der Schneider unbefangen seinen Gruß erwiderte und laut nach dem Pastor fragte. Der Turmspöker kann ja nur flüsternd antworten, er winkte und bat den Schneider, auf einer Bank Platz zu nehmen. Und als sie sich so im Dunkeln dahingetappt hatten, begann er von frommen Dingen einen Satz aufzustellen, den der andere bestreiten sollte.

Der Schneider, der immer noch die Schritte von oben hörte, dachte an das Kindlein, das getauft werden sollte; er sprang wütend auf und ließ den Turmspöker sitzen, wo er war. Er eilte auch weiter, so gut es ging, und mußte sehr hoch bis vors Glockengestühl folgen. Ein Glück war's, daß von den Schneedächern der Häuser überall ein blasser Widerschein durch die Fenster fiel. Eigentlich – dachte der Schneider – war es ja sehr gut, daß der Pastor sich mühte, so nahe zum Himmel zu steigen. Auch ihn hatte immer gedeucht, daß alle Andacht, je höher und einsamer, desto inniger vor Gott sein müsse. Solch ein Mann sollte ihm sein dreizehntes Kind wohl segnen!

Auch im Gestühl war der Pastor indes nicht zu finden. Wohl aber traf der Schneider eine schöne Frau, die saß neben der Glocke an einem offenen Schalloch und träumte über die klippigen Dächer der Stadt, die wie ein weißer gefurchter Acker fern unter die Nachtwolken reichten. Und die Frau zeigte dem Schneider, als er zu ihr trat, die winzig kleinen Menschen unten in den Straßenzipfeln, sie wies ihm die großen Geschwistertürme Raadsmann, Niklaas und Katrin, die unter ihren Pelzmützen

wie Wächter über die Stadt Ausschau hielten. Und die Glockenfrau lachte klingend über seinen Schreck, als es dröhnend Mitternacht schlug, dicht über seinem Kopf. Aber als der Schneider ihr erzählte, daß er sich beeilen wolle, sein Kind zu taufen und Geld zu verdienen, mußte sie ihn ja gehen lassen. Was er denn noch höher im Turm wolle? Ach, antwortete er, irgendwo müsse er doch einen Pastor finden, je näher er zum lieben Gott käme.

Der Schneider tappte also in aller Dunkelheit auf einer engen Leiter höher und höher – er konnte die Stufen nicht mehr zählen. Einmal fiel ihm ein, daß zur Nacht alle Türme wachsen sollen. Er wär fast wieder umgekehrt, als er bedachte, wie hoch den Priester vielleicht sein gutes Gewissen trieb.

Nach einer Weile, als das Gebälk schon recht eng war, sah er eine kleine Windluke nahe der Leiter. Die stellte der Schneider hoch, um einmal auszuschauen, wo er denn eigentlich sei. Die Dächer der Stadt lagen tief unter ihm. Es war ein dünnes Schneetreiben draußen und allerhand wildes Volk in der Luft. Er hörte jetzt auch niemand mehr über sich, es begann ihn zu reuen, daß er so hoch gefolgt war. Dabei graute dem Suchenden vor dem dunklen Abstieg. Er mußte sehr an seine Frau und an seine hungrigen Kinder denken; es war erbärmlich, daß er nun verstiegen im Turm hockte und mit leeren Händen heimkam.

Noch einmal steckte der Schneider den Kopf aus der Luke, ganz vorsichtig. Eine Schneebö drehte sich wie ein Trichter um den Turm. Das Gemäuer schwankte leise hin und her, der Wind schüttelte ihn, er mußte achtgeben und sich festhalten.

Auf einmal, wie er noch mit großen Augen aus dem Turm sah, kam ein Trappeln und Rennen und Poltern mitten im ärgsten Gestöber vorbei. Der Schneider steckte den Kopf rasch weg, ein Schlag krachte laut auf die Luke, windschnell dröhnte es am Turm vorüber. Nur ein einzelner Hinkender schien zurückgeblieben, vielleicht daß er am Kreuz Schaden genommen hatte. „Hufschmidt, Hufschmidt!" schrie er mit lauter Stimme, sprang von einem schneeweißen Pferd und hob ihm die Fessel an, „Hufschmidt!" Der Schneider, der sich ganz klein gemacht hatte, verstand nicht recht, er meinte, man habe ihn gerufen. Er reckte sich wieder, zog höflich seine Mütze und rief beherzt nach draußen, er sei kein Schmied, sondern ein zünftiger Schneider, aber er

hülfe gern, wenn es dem Herrn recht sei. Er dachte dabei ja an ein paar Übergroschen für die Frau daheim. Aber im gleichen Augenblick, wo er's sagte, fuhr ihm eine Schneeschippe um Nase und Mund in den Turm hinein, so arg, daß er kaum spucken und schlucken und sich mit Mühe an der Leiter halten konnte.

Was war das für ein grober Geselle, dachte der Schneider und verlor seine gute Laune ein wenig. Er hatte das Suchen satt. Ein rechtes Elend war's, um Mitternacht hier oben im Turm zu sitzen, was würde die Frau zanken, wenn sie davon erfuhr! Es war aber doch schön! Der Schneider mußte noch einmal aus der Luke schauen. Der Schnee wirbelte jetzt tiefer über die Dächer, die ganz versunken schienen. Über ihm war der Himmel auseinandergerissen und voller Sterne, ein wenig blaß und überirdisch, aber doch mit Lust anzusehen.

Wie der Schneider nun den Kopf nach oben dreht und den groben Reiter fast vergessen hat, kommt aus den Wolkenrissen wieder ein Windzug vom Dammtor herüber. Aber der fährt mit blauen Schatten hoch über die Schneeböen hinweg; der halbe Himmel knistert voll fahlen Feuers, das langsam blasser wird. Zum Turm aber kommt ein feiner Frauenzug, der reitet mitten vor einer Wolke her, kreist unterm Kirchkreuz und tut, als wolle er hier rundum sein Lager aufschlagen.

Über alle Dächer ist jetzt ein feines Nebeltuch gebreitet, von Turm zu Turm flattern kleine silberne Feuerstrahlen zum Himmel auf. So feine Jungfern sind in der Schar, der Schneider tut den Mund auf und zieht andächtig die Mütze. Und als sich eine ihre schneeweiße Seide zerreißt, zieht er flugs Nadel und Faden und fragt zum Turm heraus, ob er es nicht nähen solle.

Da werden sie seiner ja gewahr und lachen und fragen ihn, wie er dahin käme. Sie haben auch rasch alle etwas zu tun, der Schneider hängt vor Eifer mit dem halben Leib zur Luke hinaus. Und als er kein Futter mehr bei sich hat, fegen die Mädchen ein wenig Schnee vom Dach und schmelzen zwischen den Fingern daraus, was sie haben wollen, Silbermünzen, Tüllkrausen, Gürtelstangen und ich weiß nicht was alles.

Also unser Schneider merkte ja, hier hieß es, sich beliebt machen, er hatte Kindtaufe und Haus und Weib vergessen.

Und als ihn eine der Frauen fragte, ob er ihr nicht gleich ein ganzes neues Kleid nähen könnte, hat er's zum doppelten Preis angeboten, so eilig ist er gewesen. Die Jungfer hat's nicht einmal bemängelt, hat ihm sogar gleich einen ganzen Ballen knisternder Schneeseide besorgt und im voraus bezahlt. Die andern haben in ihrer Eitelkeit auch nicht zurückbleiben wollen, und am Ende haben sie rund um den Turm mit ihm ausgemacht, sie wollten ihm jeden Weihnachten die Stube voller Seide werfen, und er solle immer am andern Weihnachten die neuen Kleider aufs Dach neben seinen Schornstein legen. Haben den Schneider auch dabei gestreichelt und herzensgut getan, so daß der Mann vor Rührung fast zur Luke hinausgefallen ist.

Dann ist wieder eine Wolke hochgekommen, die Jungfern haben sich zum Tanz bereitgestellt, alles ist in einem Wirbel umeinander gehuscht. Aber der Schneider hat doch richtig einen großen Ballen Seide aus dem Turm mit nach unten genommen, und ich weiß auch, daß es ihm seit jenem Tag gut geht. Seine dreizehn Kinder haben rote Backen, sein Weib ist gesund, und er selbst ist unverzagt und schmunzelt das Leben an, man muß lachen, wenn man ihm in die Augen sieht.

Der betrogene Bootsbauer

Es ist schon lange her, so um die Zeit, als man noch graue Fräcke und hohe Spinde trug, da hatten sich in einem Haus an der Alster wieder ein paar Hamburger zur Altjahrsfeier zusammengetan. Es war noch in den Zeitläuften, da alles gemütlicher in der Stadt zuging, da man miteinander auf du und du stand und jedes vergangene Jahr mit allen Sorgen in der Nacht zum neuen gründlich vergaß.

Auch jene Altjahrsgesellschaft hatte, wie's üblich war, mit einem großen Wettessen begonnen. Geräucherte Aale und Schweinspfoten waren dran gewesen, man hatte gut dazu getrunken, begann Kriegen zu spielen und vor Vergnügen auf den Stühlen umherzuglitschen. Eine richtige unvernünftige Ausgelassenheit war es.

Als der Hauswirt und die Gäste aber nun mit Masken und Hansnarrenkleidern, mit Schellen und Federwischen grade so recht umeinander quietschten und zappelten, ging auf einmal die Tür auf. Der Frost strömte herein, und mit ihm trat ein baumlanger Kerl ein, in der alten Jacke der Bootsbauer, wie man sie seit Jahrhunderten nicht mehr in den Hamburger Twieten gesehen hatte. Hinter ihm drein aber polterten und huschten Hund, Spatz und was sich sonst noch in dem Augenblick gerade auf der Straße aufgehalten hatte. Das schweifwedelte, schilpte und ließ, da männiglich bekannt, daß alle Tiere am Altjahrsabend reden, einen vernehmlichen, gut gefaßten Neujahrswunsch hören.

Na, die Feiernden haben sich erst gründlich über den wilden Fremden und sein Gefolge erschreckt. Als sie aber so freundliche Worte hörten und der Bootsbauer gutmütig um sich glotzte und so recht dumm und verlegen dastand, begann ihnen die Sache am Ende wieder in ihre Ausgelassenheit zu passen. „Neujahr", rief der Hauswirt als erster. „Neujahr" grölte ein dicker Kapitän, und „Prost Neujahr" pruschte ein grauer Bäckermeister.

Der Fremde hatte wohl auch schon gefeiert, er war seiner Knie nicht ganz sicher. „Ich wollt auch mal mitmachen", bullerte er los und hielt sich am Türpfosten fest. Und er hieße Lunk, und er hätt's satt unterm Grasbrook, der Meister wär'n scharfer Hund – und – und – und. Da lachten die Tiere und gluckten ihm nach – scharfer Hund – und – und – und.

Na, man redete ihm umständlich zu, er solle sich setzen, nahm höflich die Gläser, trank selbst und schüttete dem Riesen den Mund voll, bis er schmatzend an den Tisch sackte. Er hatte dabei ein paar Römer in der Hand zerquetscht, streckte die greisen Stiefel durch den halben Saal und lehnte schwer gegen die Wand. Man konnte ihm, während er sprach, zu jedem Wort in den Rachen sehen, seine schwarze Zunge fiel schwer auf und ab.

Er hieße Lubbe Lunk, grölte er wieder, und er wär schon mehr hier herumgekommen.

Einmal, wißt ihr noch, als die – die Binsenschnitter im Stadtgraben die – die Deerns stahlen, och, und mal, als man noch von Hamburg bis Lübeck hinauf schwimmen konnte. Der Riesenkerl

duckte sich, er stierte trunken um sich. „Unser Meister macht man immer gleich 'n Leben, wenn wir uns hier oben mal umgucken. Ich sag dir, das ist ein scharfer Hund."

„Scharfer Hund", wiederholten die Tiere und gluckſten über das schlechte Gewissen, das dem Riesen gelb und grün im Gesicht stand. Dann gossen sie ihm gutmütig wieder ein paar Gläser voll, die Katze kletterte ihm auf den Kopf, der graue Köter sprang ihm auf den Schoß und stellte sich nickend der Gesellschaft vor. „Scharfer Hund, scharfer Hund!" Er grinste dabei vor Vergnügen, schnappte nach einem mausgrauen Pfeifenkopf und streichelte den Riesen mit dem Schwanzende unterm Kinn.

„Immer lustig", scherzte ein Schneiderlein. Er hielt einen Rest vom Aal hoch in der Hand, der Hund sprang mit einem Satz darauf los, daß die Frauen aufstoben und der flaumige Rauch ins Schwimmen geriet.

„Lustig", grölte der Bäcker und hielt dem Riesen die Kümmelflasche vors Maul, bis er sich schüttelte und aufstand. Er wischte sich das Wasser aus den Augen. „Eigentlich", sagte er plötzlich in halber Besinnung – „eigentlich müßte man euch allen doch das Genick und die Häuser eindrücken. Da läuft man hinter den Menschen her, statt sie totzuschlagen."

„Lustig", grölte der Kapitän.

Schwupp flitzte die Katze fast bis zur Decke, aber sie hatte den Spatz, er konnte nicht mehr um Hilfe schreien. „Immer lustig", lachte sie und biß ihm den Kopf ab.

„Das nenn ich springen", lobte der Hausherr, dem das Gespräch unheimlich wurde.

„Lubbe Lunk sprang über die Alster, als er jung war", grölte der Riese nnd schlug sich auf die Schenkel, um ihre Straffheit zu weisen.

„Spring heut", neckte ihn der Frack und fühlte, daß seine Gäste sich vor dem Fremden zu fürchten begannen.

„Spring du voran", verlangte Lubbe Lunk, „wie weit springst du?"

„Och, sicher bis zur anderen Seite." Dem Hauswirt fiel auf einmal ein, den Zwischenfall gut abzuschließen. An der Überkante der Alster wohnte ein Vetter, der ließ bis Mitternacht alle fünf Minuten auf einer riesigen Neujahrspauke ankündigen.

Er verabredete sich deshalb heimlich mit den Freunden, den Bootsbauer zu überlisten, und riß die Fensterläden in die kalte Nacht auf. Und als der Schlag nahe war, stieg er auf das Fensterbrett, holte mit beiden Händen aus und sprang in Brusthöhe zum Fenster hinaus.

Der Riese gaffte mit offnem Maul ins Dunkel hinterher, ein paar Weiber heulten in die Kissen vor Vergnügen. Bum, klang's dumpf von der anderen Überseite herüber.

„Das war 'n Sprung", sagte der Kapitän sehr ernsthaft. Der Riese nickte, er hatte zu viel Schleier vor den Augen, um alles zu sehen.

„Das war 'n Sprung, scharfer Hund", miaute die Katze, stellte sich mit rundem Buckel auf die Fensterbank und lachte wie ein altes Weib nach draußen.

In dem Augenblick kam atemlos der Hausherr zurück. „Was sagst du nun?" schrie er.

„Kann ich auch", grölte der Riese.

„Kannst du nicht", schrien alle. „Bist viel zu dumm", krächzte der Köter.

Die fünf Minuten drohten zu Ende zu gehen. Der Bäcker drängte sich ans Fenster. „Ich kann's aber", grölte er; er stieg auf die Fensterbrüstung, nahm seinen Bauch in beide Hände und tat einen Luftsprung. Eine ganze Weile dauerte es, da fiel drüben wieder ein dumpfes Bum und kam klingend über die Eisdecke der Alster herüber.

„Kann ich auch", brüllte Lubbe Lunk beleidigt. Der Bäcker kam atemlos in die Stube gerannt. „Was sagt ihr nun?" blökte er.

„Ich sage nichts", miaute die Katze, „man liebt die Menschen bis man sie kennenlernt."

Zum Fenster kam eine kalte Luft herein, ein paar Bäume zeichneten mit schwarzem Griffel über den Sternenhimmel.

„Kann ich auch", grölte der Riese noch einmal und hatte einen feuerroten Kopf vor Wut und Eifer. Er klemmte sich durchs Fenster, wuchtete draußen ein paarmal hin und her und sprang dann so furchtbar ab, daß die Stiefelsohlen zolltief in das Rahmenholz schnitten.

Einen Augenblick horchten alle totenstill, mit offnen Mäulern. Die Frauen kauten blaß an den Taschentüchern, der

Bäcker kratzte an seiner Leber und scheuerte sich den Staub vom Hosensitz. Dann hörte man jählings ein Poltern und Krachen und einen furchtbaren Hilfeschrei. Mitten auf dem Wasser, halb zum andern Ufer brach das Eis schwarz auf. Ein Kopf, ein Paar Arme hoben sich, der Riese stand rufend bis zur Brust in der Alster. Die Frauen hielten sich die Ohren zu, sie zerrissen ihnen vor den Schreien. „Hilfe!" gellte es wieder. Der Hund und die Katze sprangen mit bösen Augen zur Tür hinaus. „Hilfe!" grölte es vom Wasser.

Drüben schlug die Pauke ihr drittes Bum an.

Einige hellerleuchtete Fenster öffneten sich. Der Hauswirt warf den Mantel über, er hatte plötzlich ein schlechtes Gewissen. Ein paar Männer folgten ihm den Jungfernstieg entlang.

Aber ehe sie auf der Höhe des Eingebrochenen waren, sahen sie zwei sonderbare Weibsgestalten vor sich, breit, mit langen Zöpfen, die in Kinderröcken gekleidet gingen. Sie eilten ans Wasser.

„Vater", schrie eine, „Vater, bist du's?"

„Helft Vater", brüllte der aus dem Wasser. Die beiden Riesenkinder liefen ohne Besinnen übers Eis, das sie gerade trug. Man sah, wie sie von der Kante aus zerrten und zogen und mit Stricken den Riesen aus der nachbrechenden Decke hochwanden. Dann kamen sie zu dritt, den triefenden Alten zwischen sich, zum Jungfernstieg.

Die vom Ufer zugesehen hatten, versteckten sich scheu hinter Busch und Brüstung.

„Mutter weint schon so", klagte das eine Mädchen und führte den schwankenden Riesen am Arm. Die Bäume wichen vor ihnen.

„Und der Meister ist furchtbar bös und läßt dich überall suchen", schluchzte die andere. „Was hattest du nur bei den Menschen zu tun?"

Der Baumlange knurrte und duckte den Nacken gegen das Feierhaus. Seine Faust fuhr hoch. „Die hören noch von mir, die feinen Herren", grölte er. Aber die Mädchen nahmen ihn bei den Händen und zogen den Tappenden, Strauchelnden in ein dunkles Loch, das sich mitten im Abhang der Bergstraße auf tat.

Nein, nicht nur im grauen Mittelalter, auch im letzten Krieg hat's Unverwundbare gegeben.

Einer, von dem ich hörte, war der Sohn eines Töpfermeisters, der irgendwo zwischen Düsternstraße und Langengang sein Handwerk betrieb. Er war mit vier Brüdern ins Feld gezogen, aber der Krieg war schwer und lang und blutig, im dritten Kriegsjahr war er als letzter nachgeblieben. Weil man ihm aber schrieb, daß sein Vater daheim sehr gebrechlich sei und sich fast zu Tode grämte, daß niemand aus seinem Blut mehr übrigblieb, bat der Soldat um Urlaub. Und er bekam ihn auch, weil er tapfer für sein Land gefochten hatte.

Aber als der Soldat in seine Stadt heimkehrte und zur Töpferei kam, traf er niemand mehr an. Er fragte lange umher; endlich erzählten ihm Nachbarn, daß sein Vater seit dem letzten Neumond nicht mehr nach Hause gekommen sei. Er hätte eines Abends seine Werkstatt sorgfältig verschlossen, hätte alles sauber aufgeräumt und blank geputzt und wär dann gegangen, niemand wußte wohin.

Der Soldat machte sich voll Sorgen auf den Weg, um ihn wiederzufinden. Er suchte überall, aber die Stadt war groß und hatte tausend Sorgen und Nöte in jenen Tagen. Niemand konnte dem Soldaten von seinem Vater erzählen. Nur eine alte Nachbarin berichtete, der Meister hätte viel geklagt und sich so sehr über seinen letzten Jungen gehärmt, es sei fast nicht mehr geheuer mit ihm gewesen. Er hätte sich auch viel am Wasser zu schaffen gemacht, sagte sie, und in den Tagen vor seinem Fortgehen wär oft eine sonderbare Frau mit nassem Gürtel zu ihm gekommen, niemand hätte sie gekannt. Wenn's aber die aus dem Fleet gewesen sei, ging's dem Alten nicht schlecht, die hätte ein schönes Haus und gut zu essen und zu trinken. Und einen siebenzackigen Stein hätte sie, der machte, daß niemand dem Träger etwas zuleide tun könne.

Der Soldat hielt nicht viel von dem Weibsgerede, er suchte weiter, die ganzen vierzehn Tage lang, die er in seiner Stadt weilen durfte. Denn Vater und Sohn hatten sich sehr lieb gehabt und herzlich aneinander gehangen.

Endlich kam der letzte Abend, den er in der Stadt verbringen

durfte. Der junge Soldat wanderte noch einmal durch alle Gassen, auch durch den Langengang, in dem sie gewohnt hatten, und durch die Düsternstraße, deren Häuser sich rückwärts zum Wasser überbeugen.

Dabei geschah es, daß sein Fuß an einem Kantstein ausglitt; er stolperte und fiel vornüber. Als er sich wieder aufrichtete, war ihm dumpf, als sei er mindestens zwei Schuh tief fehlgetreten, fast als sei er in eine andere Straße gestürzt, die dicht unter seiner lag. Der Soldat sah sich verwundert um. Die Häuser waren noch die gleichen, wie vorher. Nur ein paar Leute, die in den Türen gestanden hatten, waren plötzlich verschwunden; etwas kahler und blasser waren auch Mauern und Giebel ringsum. Neben ihm aber liefen zwei lange hagere Zapfer, kicherten ihn an und zogen die Mützen. Teerjack und Smeerjack nannten sie sich und waren ausgeschickt, ihn zu suchen. Ja, ihn und keinen andern, der Herr Vater warte schon.

Der Soldat wollte erstaunt fragen, aber sie zogen ihn gleich mit Blinzeln und geheimnisvollen Gesichtern in eine Tür zur Seite. Es war eine Stelle, wo sonst zwischen den Häusern ein Durchgang zum Fleet gewesen war. Der Weg war noch geblieben, aber er führte weiter und tiefer, und plötzlich sprang die Tür zu einer Schankstube auf. Ein paar wüste Gesichter, grün und rot und übermenschengroß, saßen streitend um die Tische. Als der Soldat kam, fiel ein Schweigen über sie, sie zahlten langsam und gingen. Auch die beiden Zapfburschen schlichen bald zur Tür hinaus.

Der Raum war alt und braun, etwas weitläufiger als diese Art sonst ist, mit größeren Tischen und breiteren Bänken. Rauch sickerte an den Wänden herunter. Die Lampen blakten, eine Wirtin winkte, näherzutreten. Aus einer Ecke aber kam ein tiefer froher Seufzer, jemand erhob sich. Und dann sah der Soldat grau und faltig seinen Vater vor sich stehen.

Das gab ja ein frohes und herzliches Begrüßen. Der Junge erzählte gleich, was er von den Brüdern wußte, erzählte von sich selbst und merkte, wie sehr dem Alten die Worte wohltaten. Ganz nah kam er, als müßte er die Wärme des Jungen spüren und jeden Atem auffangen. Aber er fand kein Wort, ihm zu sagen, wo er sei und wie sie zueinander kamen. Wollte der Sohn danach fragen, streichelte der Meister ihn rasch über die

Hand, stopfte ihm eine Pfeife oder sah ihn so verzagt und ergeben an, daß dem Jungen kein Wort über die Lippen kam. Am Schenktisch stand währenddes die Wirtin, tat, als sei ihr alles gleichgültig, was die beiden besprachen, und sah doch ängstlich und freudlos um sich, als könnt ihr Gewissen kaum an sich halten.

Der Soldat sah von einem zum andern, aber er fürchtete sich immer noch zu fragen. Alle Gegenstände um ihn waren wasserblaß, mit nassen Kanten, ein wenig grünlich oder farblos, wie die Gesichter der beiden. Nur daß sein Vater irgendwie lebte und froh, so froh war, daß er ihn bei sich hatte, fühlte der Soldat, und daß der Alte nicht genug fragen konnte und immer ängstlicher auf den Zeiger der uralten Figurenuhr blickte, dessen ward er auch deutlich gewahr.

Nach einer Stunde stand der Meister auf. Er ließ des Jungen Hand zögernd los und sagte, es würde Zeit für ihn, zu gehen. Ein Pfeifenkopf hing am Bort, den gab er ihm mit.

Dann winkte er der Frau. „Gib ihm jetzt", sagte er, „was du mir versprochen hast, ihm zu geben."

Die begann an ihrem Halsband zu nesteln, aber sie zögerte noch.

„Kann er nicht bei uns bleiben?" klagte sie und redete auf die beiden ein, in ganz alten Worten, wie man sie heute kaum noch hört. Aber der Mann hob die Hände.

„Wenn ich zu dir käme, wolltest du es ihm schenken. Hast du mir das nicht versprochen?"

„Kann er nicht bei uns bleiben?" seufzte die Frau noch einmal.

Aber der Junge schüttelte den Kopf. „Was sollen die Kameraden sagen, wenn ich nicht wieder zu ihnen käme?" fragte er stolz.

Da gab die Frau ihm einen silbern scheinenden siebenzackigen Stein an einer Kette und mahnte ihn, die beiden niemals abzulegen, es würd' ihm dann auch nichts geschehen.

Der Soldat bedankte sich, sein Vater brachte ihn noch bis zur Tür. Da hielt er heimlich seine Hand noch einmal fest und sah den Sohn weiß und todtraurig an. „Du hast recht geantwortet", sagte er zögernd. „Die Erde ist schöner, bleib oben!" Eine Kerze stand am Eingang auf einem geschnitzten Negerkopf.

Der Junge zündete seine Pfeife dran an und schüttelte des Meisters Hand.

„Wenn der Krieg erst aus ist, kommst du zu mir, Vater", sagte er, um ihm guten Mut zu machen. Da begann die Uhr zu schlagen, die Tür fiel hinter ihm zu, er stand auf der Straße.

Der Soldat hat wirklich im Krieg keine einzige Wunde erhalten. Er hat sich ja erst gefragt, ob er nicht alles geträumt hätte, was an jenem Abend geschehen war. Aber er hatte ja die Pfeife, die er da unten mitbekommen hatte. Seltsam genug war die. Immer, wenn er sie siebenmal leer geraucht hatte, war eine echte Perle im Pfeifenhals zu finden. Und der Bursche hatte ja auch das Kettchen leibhaftig behalten, dessen Stein war so seltsam siebenzackig geschnitzt und gefeilt und mit silbernen Kugeln und Degen und Flinten verziert, als hätt's ein ganz alter Waffenmeister aneinandergereiht.

Der Soldat hat bald nach dem Krieg geheiratet und hat wieder fünf Söhne gehabt. Nach seinem Vater hat er lange gesucht, aber er hat nichts mehr von der Schenke gefunden. Mitunter nur, wenn er vom Werk heimkehrt und sein Weib ist nicht zu Haus, sieht er rasch einen alten Mann forteilen, der streichelte die Kinder oder deckte sie zu. Aber er hat nie sein Gesicht geschaut.

Gericht auf dem Rathausmarkt

Eine lange Zeit ging alles gut; Rietmöller, den sie auch Rietmulop nannten, war Herr auf dem Fischmarkt. Niemand wagte sich ihm in den Weg zu stellen, wenn er breitbeinig, die Mütze schief auf dem Kopf, das zerlumpte Hemd über der Brust halboffen, von einer Ecke des Marktes nach der anderen stampfte und aufmerkte, daß keiner Arbeit annahm, ehe Rietmöller nicht seinen Kümmel drauf bekommen hatte.

Es wär wohl auch alles geblieben, wie es war, denn die meisten hatten allerhand böse Erinnerungen und achteten ihn darum. Aber Rietmulop hat eines Tages eine schlechte Freundschaft geschlossen, Freundschaft mit einem Zugelaufenen, einem dünnen hinkenden Kerl, dessen Augen gleich nach Streit zwinkerten.

Wo die beiden sich kennengelernt haben, weiß ich nicht. Sie kamen jedenfalls eines Morgens Arm in Arm aus einem Krug und gingen herausfordernd quer über den Fischmarkt.

Ich darf nicht verschweigen, daß man sich sehr wunderte. Man ließ den Neuen erst einmal laufen, solange Rietmöller ihn am Arm hatte. Aber man fragte doch viel und drohend, wer er sei. Jan Locker stand in seinem Steuerbuch; der Marktvogt sagte, es sei ein entlassener Gerichtsschreiber, der Arbeit suche. Aber er hatte Geld in allen Taschen klimpern.

Wie vorauszusehen war, es dauerte nicht lange, und der Dünne hatte mit jedermann Lärm. Es wurde gestohlen, wohin er kam, die besten Freunde erzürnten sich in seiner Nähe, alle Dirnen keiften und fuhren sich in die Haare. Hätte Rietmulop nicht in allem und jedem für den Neuen eingestanden, der Fischmarkt wäre rasch mit ihm fertig gewesen.

Zuletzt aber, als die Gewalt zu arg war und der ganze Markt nichts mehr tun und lassen durfte ohne die beiden, als alle Arbeit stoppte und niemand mehr die Betrunkenen aus dem Weg warf, taten sich ein paar Handfeste zusammen und fielen eines Abends zusammen über die beiden Freunde her. Und während der eine gleich wie ein Aal unter ihren Händen wegglitt, richteten sie Rietmulop so zu, daß er halbtot und steif auf einer alten morschen Hafentreppe liegen blieb.

So gegen Mitternacht kam ein alter Waterkerl zum Blasen an Land. Er wollt sich, wie die Nücker es gern tun, auf die Holzstufen setzen, fand Rietmöller in seinem Blut, und weil er ein gutes Herz hatte, nahm er ihn auf die Schulter und trug ihn unter sein Dach tief im Strom. Da schnitt er ihm zwei Riemen, ließ ihn von seiner Hausfrau besorgen und ausheilen, bis er als Knecht für ihn arbeiten und sich die Pflege wieder abverdienen könnte.

Aber als Rietmulop in solch veränderten Umständen genesen war, fand er wenig Gefallen an der harten Arbeit. Er lernte auch bald einen Grundstreicher kennen, der war lustiger als der alte Waterkerl, wußte ein Mittel, nachts zum Hopfenmarkt auszubrechen, und konnte wie ein Hund bellen und in eines Pudels Jacke schlüpfen. Rietmöller wurde also wieder liederlich, ließ die Fische verfaulen und den Garten verunkrauten. Viel lieber trieb er sich unter den Kaimauern entlang, wo die Spritfässer ausliefen und das Kneipengeklimper deutlich zu hören war.

Schließlich, als die Riemen so ziemlich zugewachsen waren, stahlen die beiden Freunde dem Watermann eines Nachts alle Truhen leer, kletterten mit Sack und Pack am Baumwall hoch und fuhren mit der ersten Bahn bis zum Millerntor. Da setzten sie sich aus Freude über die Freiheit in eine Kneipe und begannen gründlich zu zechen und sich zu verbrüdern. Ja, Rietmöller mußte schließlich ein paar Tropfen Blut hergeben, die trank der Nachbar, versprach dafür, jederzeit in der Not zu ihm zu kommen, und verabschiedete sich endlich vor der Tür. Dabei zwinkerte er mit den Augen, genau wie Jan Locker es getan hatte, und war auf einmal dünn und hinkend in den Twiten versunken. Rietmöller aber blieb mit allen Schätzen des Waterkerls allein.

Na, lange dauerte die Herrlichkeit nicht. Ein paar Wochen, vielleicht waren es Monate, dann mußte der Mann sich wieder auf den Fischmarkt begeben und um Arbeit fragen.

Und dabei hat er, wie sich ergibt, kein Glück gehabt. Der Nücker suchte nämlich seit langem hinter ihm her, und der erste Mann, den Rietmöller um Arbeit ansprach, war ausgerechnet der Waterkerl. Der kriegte, hast du nicht gesehen, den starken Rietmulop am Genick, drosch erst einmal gehörig auf ihn ein, nahm ihn zum zweitenmal auf die Schulter und gedachte ihn vor ein Gericht und gründlich in Sicherheit zu bringen.

Die Watermänner sind nämlich im Gesetz wohlbewandert und verstehen sich gut auf Klage und Verteidigung im ordentlichen Rechtsweg. Weil aber unten in der Elbe grade Gerichtstag gewesen und dem Nücker der strampelnde Kerl auf dem Nacken lästig war, ließ er sich schließlich ermüden und brachte Rietmöller vor den Grindel. Und da ist es ihm ja ganz ungewöhnlich ergangen.

Einmal im Herbst hält nämlich vorm Hamburger Rathaus der Grindel seinen Gerichtstag. Es ist eine Übung aus alter Zeit, da noch die großen Dunklen die Welt beherrschten. Man sagt, ihm fällt heut noch alles an, was auf Erden keine Gerechtigkeit fand. Aber man sagt auch, er müht sich vergeblich; alle, die zu ihm kamen, gingen ohne Frieden weiter.

Ein Ereignis ist der Gerichtstag auf alle Fälle, und sein Einzug ist ein Bocksvergnügen für alle Unterirdischen und ein Gelage für alle Riesenkerls, die in der Nacht mit ihrem großen

Braukessel unterm Reesendamm hochkommen. Schon am Abend fängt's an. Mit dem ersten Nebel kriechen Zwerge auf die Fahnenstangen, die auf dem Markt stehen, lassen große Spinnen zum Rathausturm hinüberkriechen, Seile ziehen und soviel Weben und Schwaden drüber hinwinden, daß sich das Ganze wie ein großes Flaggenfest ausnimmt. Der ganze Boden aber wird mit braunen Blättern ausgekleidet, der Thron des Grindel mit drei weißen Reifpolstern und rund um den großen Braukessel der Riesen werden hundert kleine Feuer zum Handwärmen aufgeblasen. Die Laternen aber bekommen violette Fratzen übergehängt, die die Menschen verjagen, ohne daß sie wissen, warum sie flüchten, und den Markt leer werden lassen.

Dieser Gerichtstag des Grindel war nun grade, als der Nücker mit dem zappelnden, strampelnden Rietmulop auf dem Nacken über den Rathausmarkt schleppte. Und weil es eine Kapitalsache war und er nicht zu warten brauchte, dünkte es ihm gut, hierorts mit einer wohlgesetzten peinlichen Klage zu beginnen.

Es war auch alles sehr feierlich aufgemacht, fast wie bei einem Gericht unter Wasser. Der große Grindel saß lehmgrau und vorübergebeugt auf seinem Thron; die langen Arme hingen über die Lehne bis zum Boden, seine wulstigen Lippen bewegten sich böse und ingrimmig.

„Sache gegen Nücker", rief der Gerichtsschreiber auf, kritzelte und tauchte die Feder in einen alten Blackpott, daß es nur so spritzte. Er war ein dünner schwarzer Gesell, der Rietmulop bis in die reuige Seele anfeixte.

„Wegen Diebstahls", wiederholte er kratzend das letzte Wort, machte drei schwarze Striemen übers Blatt und schob den Kopf horchend vor.

„Nicht gegen Nücker, gegen Rietmulop", berichtigte der Waterkerl freundlich, begann gutherzig von Anbeginn ab zu erzählen, was er wußte, und hielt den Feind fest in der Faust. „Also gegen Rietmöller geht die Klage. Ich bin der Kläger", wiederholte er einmal.

„Das käme alles zurecht, wie's sei", knurrte der Schwarze kritzelnd. Die Zaungäste murrten, die Braukessel brummten ungeduldig, und der Grindel nickte gereizt dazu.

„Also in Sachen gegen Rietmöller", betonte der Nücker noch einmal der Ordnung halber und wollte weiter erzählen. Aber

der Schwarze reckte den Hals, schob das Kinn vor und fragte das Gericht ergebenst, wer hier die Verantwortung für das Protokoll trage. Die von den Fahnenstangen klatschten in die Hände vor Freude über den Lärm, der Grindel heischte Ordnung und hieb mit der langen Faust auf die Erde, daß sie klaffte. Im gleichen Augenblick stand auch schon der Schreiber auf und las eilfertig eine Aussage vor, daß der Nücker den armen Rietmöller in seinem Haus unter Wasser ausgeplündert, und daß selbiger ihn nun beim Fischmarkt beim Kragen gekriegt habe, und daß – –

„So war's", schrie Rietmulop, hämmerte sich gegen die Brust und lud den Herrn Schreiber ein, bei seiner armen Seele zu feiern.

„Umgekehrt, Freund", mahnte der Waterkerl verblüfft und wollte würdig ums Wort bitten. Aber der Lärm war so wild, niemand verstand sein eigenes Wort, und der Grindel machte es kurz, er hielt nichts von Einwendungen. Er holte zu einem erbärmlichen Hieb aus, hätte der Nücker sich nicht mit einem Satz unter die Schleusenbrücke geduckt, er wäre nicht heil davongekommen.

Rietmöller aber ist wahrhaftig als Sieger vom Rathausmarkt abgezogen. Die Riesen und alle Ungerechten haben sich gekrümmt über den dummen Waterkerl und den vertauschten Schreiber. Und Rietmöller lärmt lauter als je vom Fischmarkt zum Hopfenmarkt und zurück. Er hat gute Freunde, o, feine Freunde, ihm kann nichts passieren.

Jeden ersten Neumond im Herbst aber ist er Zaungast am Rathausmarkt und horcht, wie der Grindel Gericht halten will und auf die Erde trommelt vor Zorn und Ohnmacht und Wut gegen die Gerechtigkeit, die er nicht finden kann. Man sagt nämlich, solange die Richter der Stadt nach ihrem Gewissen urteilen, ist ihm die Wahrheit verschlossen.

Der Bootsbauer und die Watermöhme

Einmal ist der Jüngste von den langen Bootsbauern, die unterm Grasbrook hausen, aus seiner Kumpanei geflohen und hat unter die Menschen wollen. Er glaubte ja, sie müßten besser sein als die Riesen, die er verließ.

Ein regnerischer Abend war es, als er aufbrach. Das neue Land, das er sah, schien halb durchsichtig, floß zwischen Himmel und Erde in eins; nur ein geringes Licht troff aus den Zotten der Wolken. Als der Bootsbauer an den Dickdalben anlegen wollte, saß eine blasse Watermöhme auf ihrer Krone. Sie wußte, wohin er wollte, sah ihn verlassen an und klagte. „Was willst du unter den Menschen, ich rat dir ab, du hast es besser da unten gehabt."

Aber der Lange lachte, er wußte ja, warum sie nicht zur Ruh kam. „Suchst deinen Schiffer immer noch?" fragte er. „Ach, gib's auf, wer weiß, welchen Schatz er heute im Arm hat." Das Weib schaute zur Seite, der Bootsbauer legte an den Kai und stieg fröhlich zu den Häusern am Hafen hoch.

Ei, am Land ging es ja lustig zu, verwünscht lustig! Solchen Kerl wie ihn konnten sie in den Trinkstuben und auf den Speichern brauchen, doppelten Lohn kriegte er für vierfach Werk. Viele Frauen lachten ihn an, alle Männer wollten gut Freund mit ihm sein und ließen sich traktieren. Abends war der Bursche der letzte, der aus der Schenke ging, aber morgens, wenn die Häuser kaum die alten rissigen Lider auftaten, um die Morgensonne einzulassen, war er der erste an der Arbeit.

Nach einiger Zeit wurde es ihm jedoch leid auf dem Speicher. In der Deichstraße war damals ein Krug, die schönste Dienstmagd arbeitete drin. Da stellte sich der aus dem Grasbrook an der Ecke zur Arbeit auf, war nahe bei seiner Liebsten und war doch bei jedem Ruf vom Hopfenmarkt zugegen. Den ganzen Tag schleppte und räumte er nun für die Marktleute, schaffte Ordnung zwischen den Betrunkenen und hielt mit seiner gewaltigen Faust die Gröhler und Schreier im Zaum.

Was war das auch für ein buntes Leben! Aus allen Häusern rundum lärmten die Spieluhren, der Geruch von Schnaps, Pfannkuchen und Hammelfleisch kam aus den Fenstern. Die Jungen schrien und jagten sich um die Buden, das Geld rollte, die Luft roch von Lachen und habgierigem Feilschen. Mitten dazwischen herrschte der riesige Bootsbauer, ein altes Fell über die Schulter, Hemd und Hose mit Tau verschnürt, die Kappe schief auf dem gelben Haar.

Und wie hielt er auf Wort und Glauben; es war keiner, der nicht nachgab, wenn er die Arbeit auf dem Markt auf

Handschlag und Zusage prüfte. Die Menschen wurden treu, so wie er sie sich gedacht hatte, wehe dem, der gegen sein Wort verstieß.

Eines Tages aber ist der Bootsbauer nicht zum Werk gekommen, er hat den Tag brütend in der Wirtschaft bei seinem Schatz verbracht. Das war nämlich, als er einen Unterirdischen erkannt hatte, der sich unter die Menschen geschlichen hatte, ohne daß sie seiner gewahr wurden. Wie ein Schneider war er gekommen, gebügelt und geschniegelt, und hat drei Tage die Augen vor dem Mädchen verdreht. Viel Geld hatte er auch, einen neuen grünen Hut, blitzblanke Stiefel und eine flinke Zunge dazu – o, der Bootsbauer hat ingrimmig in seinem Schweißhemd daneben gesessen und alle schönen Worte mit anhören müssen. Am Ende aber, als der Knirps sich mit allerhand Künsten breittat, mit Daumenkarten, brennenden Nägeln und Goldstücken, die er aus dem Tisch zog und verschenkte, hat den Riesen die Eifersucht zu sehr gewürgt. Er ist hinzugetreten und hat dem Unterirdischen das Genick eindrücken wollen. Aber der Bursche war es ja wohl gewahr geworden, er zerfloß ihm in seinen Händen, alle Menschen waren entsetzt über den Spuk. Nur die schöne Dienstmagd hat Tränen über den betrogenen Bootsbauer gelacht.

An diesem Lachen hat der Riese erkannt, wie weit die beiden schon miteinander eins waren und von sich wußten. Er hatte das Mädchen sehr lieb gehabt und war bedrückt über ihre Untreue. Traurig war ihm zumut; er hat zum erstenmal an die Watermöhme denken müssen, die ihn gewarnt hatte. Des Markttreibens und der Frauen unter den Menschen ist er jedenfalls überdrüssig gewesen und hat andere Arbeit gesucht.

Am Abend ging er zu den alten Friedhöfen und ließ sich als Gärtner dingen. Viele Gebeine mußte er da aufgraben, aber er sah ihnen an, sie hatten alle ihre Ruhe gefunden. Nur auf dem Erbgrab der Herren Tobaben waren die Steine der Männer mitunter von Licht überwachsen, ein Zeichen, daß ihre Seelen noch auf Erden umgehen. Die Stätte der Frauen aber hat still und dunkel dagestanden.

Der Bootsbauer war verwundert, er hat wissen wollen, was die Herren bedrückte und hat auf sie gewartet einen Tag nach dem anderen. Endlich, in einem unheimlich bunten Dämmern hat er sie stellen können.

Die Sonne hatte alle Wipfel kupferrot geschmolzen, die vereinsamten Wege lagen rotbraun zwischen den Gräben. Da hörte der Bootsbauer im Augenblick, als das Licht sank, einen Ruf, der sich hinter der Mauer versteckte. Er ging darauf zu, aber er sah nur die Straßen der Stadt, die Fenster aufgeschnürt wie Perlen, die im Dämmern erblindeten. Da kam der Ruf noch einmal, die Zweige flatterten erregter, der Wind stieß draus hervor und lief die Wege entlang. Das Licht vom schrägen Himmel wurde schmaler und durchscheinender. Dann kam ein Huschen von der Mauer. Wie ein Vogel flog der Schatten einer Weibsgestalt beim Bootsbauer vorbei, hockte sich vor die Steine der Tobabens und rief noch einmal.

Die schweren Bäume über den Gräbern wiegten den Wind, fünf Wölkchen standen am Himmel. Fünf Männer mit langen Pfeifen, würdigen greisen Bärten und silberbeschlagenen Röcken setzten sich ums Erbgrab, über dem sich Laub und Baum zusammenschloß wie zu einer Hütte. Als aber der Weibsschatten zu ihnen trat, begannen sie ungeschlacht vor ihr zu prunken und zu poltern, drehten sich und tollten mit ihr über alle Gräber, die dunkeln und die leuchtenden.

Der Bootsbauer war ein mutiger Gesell, er fragte Henker und Hexen nicht nach Verlaub. Er dachte an die Frauen der Verwunschenen, die in einer Ferne auf sie warten mochten, es jammerte ihn ihrer Treue.

Die Schwarze tanzte grade im losen Kleid um die fünf grauen Bärte, stob um sie her und ließ sie bald wie Tiere an Zügeln im Kreis tanzen. Da trat der Bootsbauer mit festen Schritten mitten darunter. Die Hexe, die vor seinem Mut wohl vermeinte, er müsse überirdische Kraft haben, flog wie ein Vogel auf, kicherte, schilpte und kreiste neugierig von Ast zu Ast. Der große Bootsbauer aber reichte den Erstaunten die Hand. Er wolle ihnen helfen, sagte er, und was er für sie tun könne.

Die Männer blieben stumm. Ob er zu ihren Frauen solle, fragte der Bootsbauer mitleidig, damit die sie rufen oder die Schwarze aus dem Feld schlagen könnten. Aber die Männer blickten sich nur unnachgiebig an und ließen kein Wort hören.

Eine Weile hielt das Schweigen an.

„Laß uns, wo wir sind", sagte der Jüngste endlich, setzte sich auf einen Stein und stützte unruhig den Kopf in die Fäuste.

Der Riese war ratlos, er dachte der fünf Frauen, die warteten. „Ich führ euch sicher heim, fürchtet euch doch nicht", drängte er.

„Geh, Fremder" – der Älteste schüttelte den Kopf. „Du verstehst diese Stunde nicht." Und dann ein anderer: „Unsere Seligkeit liegt zwischen Tod und Ewigkeit." Der Bootsbauer wollte noch einmal mahnen, wollte die Männer feig oder mürbe schelten, aber die Schwarze hatte die Zügel schon wieder in den Fingern, jauchzte und trieb die fünf hüpfenden Greise von Stein zu Stein.

Da wandte sich der riesische Bootsbauer ab von der Treue der Menschen. Und er ging einsam aus der von ihren Lichtern schaukelnden Stadt und wanderte in die Marsch, die sich fern zu den glühenden Essen der Unterirdischen krümmte. Endlich kam er auch bis an den Strom, aus dem er sich erhoben hatte.

Nebel rollten die Ufer entlang, wie graue Kähne, die treibend vorm Wind schaukelten. Die Watermöhme ruderte in einem von ihnen und spähte nach einem Weg, der sie ins Land führte.

„Wen suchst du?" fragte der Bootsbauer.

„Sahst du meinen Schiffer?" fragte das Weib traurig, „ach die Menschen sind ein untreues Volk, ärger als die Elbischen." Und als der Große ein Wort sagen wollte, „laß", sagte sie, „wir tragen alle unser Leid, die wir an Menschen glauben."

Der Bootsbauer blieb die Nacht über grübelnd am Strand, in der Frühe suchte er den Weg unter der Elbe zum Grasbrook heim.

Der genügsame Stadtsoldat

Einmal, das wißt ihr, wächst alle sieben Jahre aus den Wurzeln des Wegerich ein Vogel hervor. Wer den greift, kann sich, solang er ihn in der Hand hat, alles nur Erdenkliche herbeiwünschen.

Das scheint nun manchem weltlichen Sinn ein unvergleichliches Glück zu sein. So hat zum mindesten auch ein alter Stadtsoldat aus der Gröninger Straße gemeint, der unzufrieden und bärenhungrig auf die Ablösung am Elbzoll wartete und doch

nichts anderes als einen alten Strohsack und ein Schwarzbrot daheim hatte, kein Weib, kein Kind, keine warme Suppe, höchstens eine alte Montur aus dem verwünschten dänischen Dienst.

Diesem alten Kriegsmann ist es nun, soviel ich weiß, als letztem gelungen, den Vogel Wegerich zu fangen. Der kriecht nämlich nur aus, wenn's ringsherum totenstill ist. Schon mancher, der sich die sieben Jahre vor solch Kraut lagerte und aufpaßte, hat just im unglücklichsten Augenblick hüsteln oder frösteln müssen, und die Wurzel hat sich wie ein Wurm wieder in die Erde gezogen.

Weil der Stadtsoldat aber ohne sich zu rühren stundenlang durch den grauen Regen nach der Ablösung ausschaute, hat Wegerich die Luft rein geglaubt und aus der Wurzel schlüpfen wollen. Der Alte hat sich nur zu bücken brauchen, das flügge Tier ist just in seine Hand gekrochen.

Er war ja nun, Gott sei Dank, ein erfahrener Bursche, der sich in der Welt umgesehen hatte und gleich begriff, was ihm widerfahren war. Ganz fest hat der Stadtsoldat den Vogel in die Hand genommen, alle hohlen Zähne haben ihm weh getan vor Aufregung, am ganzen Leib hat er gezittert vor Freude. Dann hat der Alte mitten in den Regen hinein zu sinnen begonnen, was ihm und seinem Hunger im Augenblick am besten ins Maul geriete. Weil's aber ungemütlich ist, etwa einen brutzelnden Schinken im Regen zu verzehren, hat er sich vorsorglich überlegt, wie ein warmes gemütliches Haus wohl dazu stünde.

Der Alte ist aber durch Mißtrauen gewitzigt gewesen. Ein neues Haus – überlegte er weiter – würde viel Neugier und Auflauf schaffen. Am liebsten, sagte er laut zu dem Vogel, hätte er eine warme Höhle gleich unter seinen Füßen und ein Pfund gebratenen Schinkenspecks mit sieben Eiern darüber.

„Soll geschehen", antwortete der Vogel Wegerich augenblicklich, tuckte in seine Hand, und gleich versank der Boden und der Stadtsoldat sprang in einen kahlen Raum, in den ein breiter wohlgeheizter Kamin mit rotem Rost hineinleuchtete. In einer Schiebeklappe briet schon das gewärmte Frühstück und füllte die Luft mit einem erbaulichen Duft. Ei, das gefiel ja unserm Stadtsoldaten, er streckte gleich die Hand hinein, setzte sich auf die Ofenbank und wünschte sich das Ende Schwarzbrot aus

seiner Kammer herbei, dazu einen großen Krug Bier – nein, wirklichen Wein an den Mund.

„Soll geschehen", sagte Wegerich, und im gleichen Augenblick sog der Alte auch schon von einem spanischen Roten, ach, ich glaube, solchen habe ich mir mein Lebtag noch nicht kaufen können.

„Bitte jetzt Klüten und Speck", kommandierte der Stadtsoldat und hämmerte mit der freien Hand so recht vergnügt auf den Tisch. Klüten und Speck sind in seinem Land ein Haupt- und Staatsgericht, danach die Kindlein in der Wiege und die zahnlosen Greise sich die Zunge um die Lippen schlagen. Es liegt etwas schwer im Magen, aber das war unserm Glückspilz im Augenblick ganz einerlei. Er hielt den Vogel fest in der Linken und klapperte vor lauter Vergnügen mit den Füßen. Tat sich auch so recht von Herzen wohl an allem, bis ihm Speise und Trank fast an den Hals standen. Da erst fiel ihm ein, daß er schließlich auch etwas anderes hätte dazu mengen können, aber er hatte schon Atemnot von soviel Herrlichkeit.

Der Stadtsoldat überlegte. Er wäre jetzt am liebsten gründlich schlafen gegangen; aber er hatte Furcht, er würde den Vogel Wegerich fliegen lassen, und das hätte ihm doch zu leid getan. So recht einen Herzenswunsch suchte er sich.

„Ole Ibbe soll kommen", verlangte er. Ibbe war einst ein flinker Hausbesen drüben in Altona gewesen, aber die dänischen Zollkapitäne waren ihr zu sehr nachgelaufen, und der arme Stadtsoldat hatte das Nachsehen gehabt.

Was er kaum für möglich gehalten hatte, trat ein: Ole Ibbe kam herbeigehumpelt. Sie tat sehr erstaunt und verschämt, als sie des Wünschers bei dem halbdunklen Licht gewahr wurde, sah sich verstohlen im Raum um und musterte, wie der alte Freund wohne. Der bestellte auch gleich ein paar Stühle mit echten Polstern, dazu eine gemütliche Lampe und wollte gerade einen Schnack über das Wie und Wo beginnen. Aber das Licht hätte er lieber bleiben oder Ole Ibbe in ihrem Haus lassen sollen. Die Alte hatte nicht Haut, nicht Haar noch Augäpfel. Und wenn sie lächelte, mahlten die Kiefer aufeinander, daß man das Erbarmen kriegen konnte.

Der Stadtsoldat schlug mit beiden Händen einen Kreis. „Weg!" schrie er außer sich vor Entsetzen, und im gleichen Augenblick

war er allein im Zimmer. Die Lampe blakte ein wenig, er schraubte sie niedriger und fühlte, wie seine Hand zitterte und die Augen ihm zuckten vor angespannter Müdigkeit.

Eine Ratsherrnstube wäre mir lieber, sagte er zum Wegerich, um auf andere Gedanken zu kommen. Im gleichen Augenblick hatte sich der Raum verschoben, die Wände waren aus braunem Holz getäfelt, eine weiße Ampel hing von der Decke. Der Wünscher saß an einem großen runden Tisch, viele gelehrte Bücher lagen um ihn ausgebreitet. Er sah sie sich an, klappte ein wenig mit den schweinsledernen Deckeln und war doch nicht zufrieden. Er hätte wohl etwas basteln und arbeiten mögen, aber es war nicht nötig, es kam alles von selbst. Im Grunde war der alte Stadtsoldat sehr gelangweilt. Auch war der Vogel in seiner Hand ihm sehr lästig, er hätte so gern etwas ausgeruht.

Ich möchte drei Teppiche und dreizehn Lampen haben, wünschte er sich aus böser Laune. – „Soll geschehen", sagte Wegerich. Die Teppiche rollten sich unterm Tisch entlang und hakten sich in die Ecken. Der Alte zählte alles genau, um nicht zu kurz zu kommen; dann wußte er nichts mehr damit anzufangen und hielt nur den Vogel fürsorglich in der Hand.

„Jetzt möchte ich einmal sieben verschiedene Weine sehen", verlangte er, „und Musik dazu haben." Die Flaschen standen vor ihm, aber sie schienen ihm wie dickes Öl. Er hatte keinen Durst, probierte und schüttelte sich. Und die Musik spielte fein, aber sie war nicht lustig genug, man wurde nur noch müder davon. Der alte Landsknecht knurrte und kratzte sich vor Unzufriedenheit. Dann riß er die Augen auf, ihm war etwas eingefallen, was er sich schon lange versagt hatte.

„Und jetzt eine fürnehme Jungfer zur Unterhaltung."

Schon saß sie im Stuhl an seiner Seite. Er sah sie an und lächelte breit. Sie wurde einfältig rot, blickte an ihm vorbei und ließ die Zähne sehen. Aber der Landsknecht war nicht bange, er fragte gleich, ob sie ihm nicht Gesellschaft leisten wollte.

„Das müsse sie wohl tun."

„Ob sie nicht ein wenig mit ihm trinken wolle." Sie schenkte sich ein, sah ihn spitz von der Seite an und antwortete nicht.

Der Stadtsoldat hatte Lust, sie einmal in die Backe zu kneifen. Aber dann deuchte sie ihm zu ehrbar, man hat seine Last mit

derlei Fürnehmheit. „Weg!“ sagte der Alte gelangweilt. „Ich möchte lieber eine ganz durchtriebene Deern haben.“ Da ward die andre zu Schatten, an ihrer Statt kam ein lustiger Wollkopf, der auch gleich auf seinen Schoß hüpfte, ihm um den Hals sprang und schier die Lippen ausziehen wollte.

Dergleichen war dem alten Stadtsoldaten ja auch seit langem nicht mehr geschehen. Das Wasser trat ihm in die Augen, so sehr schüttelte die andere ihn; er war aber schließlich Manns genug, sie loszuwerden, behielt sie auf den Knien und wollte mit ein paar höflichen Scherzen beginnen. Sie schien indes alles längst vorauszuwissen, hielt auf jedes Wort eine ungezogene Antwort bereit und füllte aus dem Krug in die Gläser – der alte Stadtsoldat konnte kaum folgen.

Dabei fiel ihm der Kopf immer auf einen Augenblick vornüber, so müde war er. Im Grunde war er ja auch ein lahmer Esel, bedachte er, was wollte er mit Jungfern Wein kosten! Er fletschte verärgert die Zähne, das sollt ein Lachen bedeuten, und fühlte sich recht verloren und vergällt. Das Mädchen lag ihm schon wieder an den Ohren und zupfte ihn an den Haaren, sie wußte wohl nicht, wie todmüde er war. Sie ließ ihm auch nicht einen einzigen ruhigen Augenblick, tanzte und sprang, hielt ihm die Augen zu und wollte ihm den Stuhl wegziehen, es war wirklich nicht zum Aushalten.

Der alte Landsknecht suchte angestrengt etwas zu erfinden, was er sich ferner wünschen wollte. Aber ihm fiel durchaus nichts mehr ein. Er dachte an seine Kammer und an seinen Strohsack, sie schienen ihm im Augenblick viel gemütlicher als die Ratsherrnstube mit dem zudringlichen Frauenzimmer und dem Vogel, den er nicht aus der Hand lassen durfte. Er gähnte so recht aus dem Herzen herauf, ein Überdruß vor all seiner Wünscherei schüttelte ihn.

Just hatte das Weib ihn an beiden Ohren und blies ihm den Schnauzbart auf. „Ich möchte“, dachte er wütend, „ich wäre auf Posten geblieben, und der verwünschte Wegerich wäre niemals in meine Nähe gekommen.“

Im nächsten Augenblick stand der Alte wieder am Elbzoll, blinzelte übers Wasser, ob ein Schiff käme, und hielt Ausschau nach der Ablösung. Seine Hand war leer, er dachte verstört darüber nach und war doch eigentlich froh, daß er bald auf seinem

Strohsack ausschlafen konnte. Er hatte die Fäuste in die Tasche gestopft, zählte die Groschen im Schnupftuch und klimperte ein wenig damit. Einmal wünschte er, daß es alles goldene Mühlsteine seien. Es blieben Gott sei Dank Groschen, und im Grunde war der Stadtsoldat ganz zufrieden, daß er sich wieder wünschen konnte, was er wollte, ohne daß es sich erfüllte, und daß er bald sorglos einschlafen konnte, ohne den Vogel Wegerich festhalten zu müssen.

Der Jungfernjäger wird in der Schürze der Ratsfrau gefangen

Einmal war eine Zeit, da stieg zu Hamburg jeden Winter und Sommer ein Stier aus der Alster, drang in alle Ställe ein und lief feuerschnaubend durch die Stadt. Und obschon der Rat einen hohen Preis aussetzte für den, der ihn zur Strecke brächte, wollte es keinem gelingen.

Endlich meldete sich ein Unterirdischer, ein Zwerg, der in den Wohldorfer Hügeln zu Hause war. Der meinte, er könne den Stier wohl auf immer vertreiben. Aber man müsse ihm zunächst eine Fiedel besorgen, die sei tief unterm Keller des Rathauses eingemauert; niemand außer ihm wisse den Weg dahin.

Die hohen Herren wollten erst nicht darauf eingehen und überlegten lange hin und her. Als die Not jedoch immer schlimmer wurde, schickte man zu dem Kleinen und gab ihm einen Maurergesellen bei. Und der mußte auch richtig nach seiner Weisung brechen und stemmen, eine ganze Woche lang, bis man eine ganz kleine Geige in einer Höhle am Grundstein des Hauses fand. Die nahm der Zwerg an sich, tat gleich einen wunderschönen Strich darauf, der bis in den Sitzungssaal der hohen Herren drang, und wanderte dann dahin, wo Osterbek und Alster zusammenfließen. Dort setzte er sich ans Spiel und fiedelte die schönsten Weisen vom Abend an die halbe Nacht hindurch. Kurz vor zwölf kam denn auch der Stier wirklich aus der Alster herauf, folgte der Geige, wohin der Zwerg sich wandte, und ließ

sich fromm und geduldig durch die Städte Hamburg und Altona bis in die Hügel von Blankenese leiten. Dort ist er in die Elbe versunken. Man sagt, daß er sein Volk wiedergefunden hat, von dem er versprengt war, und daß er seitdem nicht mehr als Stier über Land hat laufen brauchen.

Der Plagen für die Stadt Hamburg wurden darum aber nicht weniger.

Wo bisher das Tier die Bürger gehänselt hatte, lief jetzt der Zwerg spielend von Haus zu Haus und von Hof zu Hof. Viele Jungfern wurden närrisch von seiner Geige und ließen den Unterirdischen in ihre Kammer, um ihn zu hören. Überall aber, wo der Bursch eine Liebste gefunden hatte, fand man am Morgen im ganzen Haus das Brot versteint.

So war's nicht viel besser, als es vorher gewesen war, eigentlich ärger als je zuvor. Man stellte dem verdrießlichen Plagegeist nach und suchte ihn oder seine Geige zu fangen. Aber er war geschwinder als alle Hamburger; es gab zu der Zeit wohl auch lose Jungfern, die ihm Vorschub leisteten.

Nun wohnte damals die Frau eines Ratsherrn an der Lombardsbrücke, ein kluges Weib, das auch allerhand unholde Künste verstand. Sie hatte viel Hilfe davon, hielt sich manch kleines Volk, darunter auch ein seifengelbes Waschweibchen in der Küche, so daß all ihr Linnen immer blitzsauber genäht und gebleicht war, ohne daß sie einen Finger zu rühren brauchte. Ihre besondere Macht aber war eine alte Schürze. In die konnte sie jedes Jahr einmal einen ihrer schlimmsten Feinde verwünschen und konnte ihm dann antun, was sie wollte. Aber sie hatte ein gutes Herz und machte immer nur einen weisen Gebrauch von ihrer Kraft.

Eines Tages war indessen auch bei ihr alles Brot zu Stein geworden, grade als sie am Abend das ganze Haus voller Gäste hatte. Es war eine sehr ärgerliche Begebenheit, zumal sie davon allerhand Hänseleien zu hören hatte und der Ratsherr selbst drei Tage mit gezücktem Dolch durch alle Mädchen- und Weibskammern kletterte.

Sie breitete drum in der vierten Nacht die Wünschelschürze in einer dunklen Kammer aus, zündete ein kleines grünes Handlämpchen an und verlangte so angestrengt nach dem unterirdischen Gast, daß er endlich mit der Fiedel in der Hand, das Haar

noch halb zerzaust und zitternd vor Angst, auf der Schürze landen mußte.

Ihr könnt euch denken, wie die Ratsfrau ihn ins Gebet nahm. Es tat ihrem Frauenherzen so recht wohl, ihn um alle Untreue und Unbill, die er getan hatte, scharf anzuhalten, und obschon er sich sträubte und wie ein junger Hund winselte, mußte er für all seine Torheiten auf der Schürze gefangen bleiben. Wem er's in ihrem eigenen Hause aber angetan hatte, wollte er nicht verraten.

Da sah die kluge Frau, wie sie sich einmal umschaute, daß sich das Fenstertuch zur Küche bewegte, und als sie unversehens hineinlangte, hatte sie, schwupp, das Waschweibchen an den Haaren. Das war unter der Türspalte hereingehuscht, um zu lauschen.

Die Ratsfrau hatte ja nun doppelt zu strafen. Sie behielt das Ding auch gleich in der Hand und überlegte ihr Urteil. Dabei mußte sie aber fast das Lachen ankommen über die Schelmengeschichte; flink warf sie die Hexe zu dem Jungfernjäger in die Schürze hinein. Dann knotete sie die vier Enden sorgfältig zusammen und rüttelte und schüttelte die beiden zur Strafe gründlich durcheinander, sprengte auch etwas Weihwasser darüber, wie's damals zu einer christlichen Hochzeitsreise gehörte, und hing die Schürze mit den beiden Sündern nebst einem Mispelzweig im Keller auf.

Nach drei Tagen kam sie wieder herunter, brachte gut zu essen und zu trinken und fragte, wie's den Herrschaften beieinander gefiele. Aber die Schürze strampelte nur, und als sie gutartig hineinlangte, um dem Waschweibchen einen guten Tag zu wünschen, biß der Knirps sie in den Finger, daß es blutete.

Da ging sie wieder. Als sie nach abermals drei Tagen hinunterkam, ging es schon gemächlicher zu. Die Geige klimperte ein wenig, und das Weibchen sang dazu. Aber als sie nach beider Wohlergehen fragte, schrie der Unterirdische und wünschte bei allen Teufeln seine Freiheit wiederzuhaben.

Als sie aber nach neun Tagen wiederkam – was glaubt ihr –, da krähten schon ein paar Kinderchen in der Schürze mit den Alten um die Wette. Und obschon der Vater knurrte und murrte und alles Schürzentuch in die tiefste Hölle verwünschte, schien doch die Eintracht untereinander erträglich.

Die Ratsfrau trug darum die Schürze mit ihrer Last in den Herrensaal und hing sie unter den größten Leuchter. Da hörte man nach abermals drei Tagen den Zwerg seinen Kleinen ein herrliches Wiegenlied spielen, so süß, daß das ganze Haus davon scholl. Das Waschweibchen sang dazu; es klang wechselnd schwermütig und ausgelassen, einmal so, einmal so, aber immer wie eine stillvergnügte Dankbarkeit gegen die kluge ehestiftende Ratsfrau.

Es ist denn auch lange Jahre dabei geblieben, viele kleine Waschweibchen und Geigenknirpse haben sich von der Schürze aus in die Welt gezappelt. Im Haus des Ratsherrn ist während der ganzen Zeit Glück und Wohlstand gewesen. Immer wenn hohe Gäste in die Stadt kamen, wurden sie in das Haus gebracht, und die Geige, die dort gespielt wurde, war in den fernsten Ländern bekannt.

Man sagt, daß es bis auf einen Tag vor dem Tod der klugen Frau so angedauert hat.

Als sie in hohem Alter ihr Ende nahe fühlte, hat sie den Unterirdischen kommen lassen, hat ihn noch einmal so recht von Herzen eines besseren Lebens vermahnt und hat ihn und auch das Waschweibchen freigegeben. Die Geige aber hat der hohe Hamburger Rat zurückverlangt und hat sie wieder eingemauert, wo der Geselle sie gefunden hatte. Ein Ratsschreiber hatte in alten Chroniken gelesen, daß sie als gute Vorbedeutung der Stadt eingegraben wär. Und es hat sich bis auf den heutigen Tag bestätigt, daß die Hamburger von ihren Dichtern wenig Meinung haben, aber von Musik halten sie mehr als manche andere Städte.

Die Glockenfrau bittet um Hilfe bei den Menschen

An einem schönen Sonnabend spät hatte die rothaarige Frau aus dem Glockentum sich draußen in der Heide verirrt. Keine Kirchspitze war zu sehen, kein Dach, das zu den Dörfern zurückgewiesen hätte. Alles war blühende Einsamkeit über brauner duftender Erde. Da schlug der Glockenfrau verzagt das Herz, sie ist ja an das Lachen und Weinen und Jubeln und

Singen der Menschen gebunden. Und als die Heide vor ihr aufbrach und ein erdiger Zwergkönig aus dem Boden kroch, war sie fast glücklich, ein lebendes Wesen zu finden.

Ob er nicht den Weg zur Kirche wüßte, fragte sie rasch.

Der Kleine lachte, sperrte ihr mit beiden Armen den Weg und schüttelte den Kopf. Die Furcht kam wieder über die Glockenfrau, sie bat sehr und klagte, die Glocke am Abend würde nicht klingen, käme sie nicht eilends heim. Aber der Unterirdische, den jetzt schon viel Volk umringte, rührte sich nicht. Da wurde die Glockenfrau unglücklich und bot alles, was sie hatte, wenn er ihr den Weg zeige und sie frei gäbe. Denn in der Frühe war Sonntag, und die Andacht der Menschen und ihr Glaube an das Gute wacht mit dem Singen der Glocken im Herzen auf.

Der Unterirdische war ein wenig gerührt und war am Ende wohl geneigt, ihr zu willfahren. Aber ein Versprechen müsse sie ihm lassen, sagte er, weil sie ein so feines Mädchen sei. Wenn er sie in einer Nacht aufsuchte und ihre Glocke vor Hahnenschrei zum Klingen brächte, müßte sie ihm folgen und ihm ihre Hand geben. Das sagte die Frau zu und atmete erleichtert auf, denn sie konnte sich nicht denken, daß der Zwerg die große Glocke im Turm zum Schwingen bringen würde.

Drei Nächte danach, als die Glockenfrau vom Schalloch in die junge sternhelle Nacht dachte und voll guter Wünsche und Sorgen über die Dächer der Menschen schaute, kam der Zwergkönig aber leibhaftig mit viel Hölzern und Stäben die Treppe zum Glockenturm hinauf. Die Glockenfrau mußte zusehen, wie er aus allerlei Haken und Gestängen einen zweiten schaukelnden Turm zimmerte und ein großes schwingendes Gerüst an den Glockenstrang legte. Um Mitternacht schaute er frohlockend auf die Verängstigte und hängte sich mit beiden Fäusten an den Strick, daß alle Hölzer schwangen. Und richtig, die Glocke bewegte sich. Aber es gelang ihm nicht, den Klöppel zum Schlagen zu bringen.

Da fuhr er wie der Leibhaftige den Turm hinunter, und es dauerte nicht lange, da schleppte und ächzte er mit neuem Bast und Holz zurück. Das begann er dreifach an die bisherige Schale zu legen, verstrickte den Strang von neuem und zimmerte auch mit unheimlicher Schnelligkeit eine Leiter weit aus dem Schallloch in die Nacht hinaus. Darüber war es zwei Uhr geworden.

Der Zwerg versuchte sich wieder, und das große Erz schwang schon so weit, daß der Glockenfrau das Herz stillstand, solche Furcht hatte sie, das erste Klingen zu hören. Aber noch einmal schien es vorbeizugehen, und noch einmal machte der Kleine sich auf und suchte neues Gerüstholz. Da wußte die Glockenfrau in ihrer Todesangst sich nicht anders zu helfen, als die Menschen, die ihr Herz wie ihre Kinder umschloß, zu Hilfe zu rufen. Ehe der Kleine zurückkam, eilte sie die Treppe hinunter, schlüpfte aus einem Fenster der Kirche und kam zur Pfarrwohnung.

Der Herr Pastor hatte bis tief in die Nacht gearbeitet und hatte grade erst die Mütze über die Ohren gezogen. Als die Glockenfrau ins Schlafzimmer schlüpfte und mit fliegendem Atem vorbrachte, was sie wollte, dachte er an allerhand Versuchungen, von denen sein Kopf noch schwirrte, war indes höflich, um keinen bösen Geist zu reizen. Aber als die Glockenfrau bat, dem Zwerg im Turm doch das Gerüst zu zerschlagen, ehe er läuten könnte, lief ihm eine Gänsehaut über, er sagte, er sei nur ein schwacher Mensch und allen Unholden abgeneigt.

Auch beim Küster erging es der Glockenfrau nicht viel besser. Kaum war sie zum Schlüsselloch hineingeschlüpft und fing an zu sprechen, da richtete die Küsterin ihren schweren Leib im Ehebett hoch. Sie zog rasch ein Tuch über den schnarchenden Küsterkopf, stemmte sich auf beide Fäuste auf und zeterte, all ihre Sünden lägen hinterm Kamin und das Mehl im Leinenschrank. Aber sie jammerte und schalt dabei so erbärmlich, daß sie die Glockenfrau, ehe die sich's versah, zur Tür hinaus verwünscht hatte.

Da irrte die weiter, die Angst ließ sie am ganzen Leib fliegen; entsetzt horchte sie auf die Glocke und fürchtete sich bei jedem Schritt. Beim Wachtmeister versuchte sie es noch einmal. Und obwohl der arg aus dem Schlaf gestört war, tat er erst sehr höflich gegen die Unbekannte und hörte ihr aufmerksam zu. Aber mit der Linken suchte er gleichzeitig auf dem Stuhl in seinen Beinkleidern, und auf einmal fuhr er zum Mund und pfiff gellend, daß es in Haus und Dorf widerhallte und die Glockenfrau wie ein Schatten flüchten mußte.

Da ward es auch schon lebendig auf den Straßen, aus allerhand Fenstern hingen verschlafene Nachthauben und quäften und schimpften. Und ehe die verstörte Glockenfrau noch jemand

zu fragen wagte, klang es dreimal dumpf vom Turm durch die Nacht. Und gleich darauf heiser, zersprungen, ach so traurig, daß viele Kinder zu weinen begannen und manch Mädchen ihren Liebsten vergaß, aus Furcht, unter solcher Glocke getraut zu werden.

Der Lehrer hat später erzählt, er hätte eine wunderschöne Frau mit einem Zwerg von der Kirche aus übers Dorf fahren sehen, viel Wagen und kleines Volk hinterdrein. Er war ein frischer wagemutiger Bursche, und es wäre vielleicht anders gekommen, hätte die arme Glockenfrau den Lehrer gebeten, ihr zu helfen. Jetzt ist es zu spät. Man müßte schon einen weiten Weg in die Heide zu ihr fahren, den keiner wagt. Weiß auch niemand das Wort, sie zu erlösen, noch den Spruch, ihre Tür offenzutun.

Die Geschichte vom untreuen Torfschiffer und den Holzweibern

In der letzten Osternacht hatte Hinrich Bruhn von seinem Torfkahn aus die verrückte Geschichte schon einmal mit ansehen müssen. Um den alten Weidenkopf unterm Hörnhof, einem eisgrauen, ausgehöhlten Gesellen, der sich nicht rühren und regen kann, waren lauter Hasel- und Ellerfrauen zusammengelaufen. Und als der Nebel vom Kanal aufstieg und der Mond ihn von oben wie Leintuch glänzen ließ, fingen sie an, sich an die Hände zu fassen und rundum zu tanzen, dem Alten den Bart zu zupfen und ihm lauter Lieder aus seiner besten Zeit ins Ohr zu singen, kurzum die Nachtruh, der er so dringend bedurfte, durch ihre junge und alte Weibsunvernunft gründlich zu versäuern.

War es nun Neugier, oder war es aufrechtes Mitleid, der Schiffer hatte die Geschichte nicht vergessen. Und als er in der nächsten Osternacht bei gutem Mondwetter wieder unter den Hörnhof kam, ließ er Stiefel und Strümpfe an Bord und schlich sich gebückt ans Land, so daß kein Hasel- und Hollerbusch seiner weis ward. Dann kroch er in den ausgehöhlten Stamm der

alten Weide, stellte sich hoch, so daß er zur Not beide Arme frei hatte, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Und wirklich, als er schon am Einnicken und der Sache fast überdrüssig war, begann es wieder rundum zu rummeln und zu haspeln. Der alte schnarchende Weidenbusch fuhr aus dem Schlaf, sie waren dabei, ihm in den Rock zu klettern. Fragten ihn auch mitleidlos, wieviel Jahre er hätte, und als er es gutmütig berichtete, rauschten sie ihn an vor Lachen und huschten, Hasel- und Ellerweiber, in verdrehtem Tanz um seinen grauen Bart. Wäre Hinnerk Bruhn nicht gewesen, der arme Kerl hätte die ganze Nacht keine Ruhe bekommen. Aber der Schiffer wartete nicht lange, obschon's ein drolliger Anblick war, schob plötzlich beide Schultern zugleich aus dem Baum, langte zu und hatte die Rechte und Linke voll krabbelnder, zappelnder Unholdinnen.

Mit ein paar Sprüngen war der Schiffer wieder an Bord, und dann, hast du nicht gesehen, abgestoßen. Denn über das Wasser vermögen sich die Buschweiber nicht zu helfen, es sei denn, daß eine wirkliche Untreue oder Arglist ihnen eine Brücke baut.

Eine gute Zeit begann nun für Hinrich Bruhn, eine verwünscht gute Zeit. Als sie sich in ihr neues Schicksal gefunden hatten, begannen die Eller- und Haselfrauen nämlich von selbst den Kahn zu scheuern und zu säubern, das Lager zu machen, Sand in die Kammer zu streuen und den Schiffer zu bedienen und zu betreuen, daß es eine Lust war. Dann auch, als er es ihnen einmal gezeigt hatte, Hilfssegel zu basteln und, sieben auf einmal, an den Stangen zu staken und zu ziehen. Ein Vergnügen wurde die Arbeit, und der Schiffer wußte sich bald kaum zu lassen vor Hochfahrenheit und Bequemlichkeit gegen die armen diensteifrigen Holzweiber. Um sie für den armen Weidenkerl zu strafen, wie er ihnen sagte; aber das war nur ein Vorwand.

Da begab es sich eines Tages, daß der Schiffer zur Störfähre kam, wo er jedes Jahr ein paar Tage auszuruhen pflegte, wegen des guten Bieres und auch des Fräuleins wegen, das es ausschenkte. Wie er nun im warmen Abend an Deck lag, sich von zwei Weibchen unterm Kinn und von einem andern am Genick streicheln ließ, kam ihm der Gedanke, ob ein wirkliches

Jüngferlein nicht auch gut dazu passe. Und da er nun schon einmal auf den lästigen Gedanken kam, konnte er ihn auch nicht wieder loswerden. Es quälte ihn sehr, daß er just bei der Störfähre war, und obschon's gefährlich wegen der Elbischen war, vermeinte er die Schenkin einmal wieder sehen zu müssen.

Er legte sein Boot also dichter ans Ufer unter eine überhängende Weide. Aber auf drei Fuß Abstand, versteht, daß kein Holzweib entschlüpfen konnte. Dann pfiff und rief er wohl eine halbe Stunde lang, bis sich überm Deich das Fährhaus öffnete und ein Mädchen nach seinem Begehr fragte. Als sie aber just diesen sah, ward sie schon gefälliger, winkte und lachte ihm zu und war sehr verwundert, daß der Schiffer darauf beharrte, seinen Trunk ins Boot zu bekommen.

Immerhin ging sie gern zum Fluß herunter, etwas mißtrauisch und fröhlich zugleich, daß ein Schatz gekommen war, lehnte sich an die Weide und reichte Hinrich Bruhn das Bier hinüber. Aber den kam das Wiedersehen überstark an, er verlangte mehr, hielt ihre Hand fest und steckte den Kopf tief in die Zweige, meinte wohl, die Buschweiber sähen ihn nicht unterm Blattwerk. Auch das Mädchen war voll Leichtfertigkeit und Freude, besann sich nicht und hielt ihm gegen alle strengen Sitten ihren Mund hin. Auf die äußerste Fußspitze stellten sich beide, hielten alles Laubwerk um ihre Köpfe und taten Schnauzbart und Jungfernlippen aufeinander.

In dem Augenblick, wo die beiden jedoch aneinander rührten, gab es ein erbärmliches Kreischen und Zetern, ein Schreien und Purzeln und Poltern und Krabbeln. Und als sich der Schiffer umschaute, waren alle Hasel- und Hollerweibchen mit Bündeln und Tüchern windschnell an Land gehüpft und liefen und trabten und purzelten und jagten und ruderten, so schnell sie konnten, unter die Wildbüsche am Abhang.

Das Fräulein aber hat sich über den Lärm dermaßen erschrocken, daß sie kopfüber in Hinrich Bruhns Kahn gefallen ist.

Heute fährt der Schiffer mit Weib und Kind. Die Kammer ist sauber, und Deck und Raum werden gefegt, wenn die Ladung von Bord ist. Er sagt, er hätte einen guten Tausch getan, aber wenn die Hasel- und Ellerwiweken solches hören, meinen sie spitz, es sei gut, daß man den Menschen nicht in die Seele schauen kann.

Der Bishorster Pfarrer will ein Meerkind taufen

Als der junge Pfarrer von Bishorst an einem schweren braunen Herbstnachmittag durch die Dünen ging, hörte er Hilferufe durch die Einsamkeit, als sei jemand in großer Not. Er eilte hinzu und sah einen Fuchs um eine Graugans kreisen, die wütend und unaufhörlich nach ihm schlug und wie ein Mensch um Hilfe rief. Der Pfarrer sprang hinzu, verscheuchte den Räuber und fragte die Graugans erstaunt, wer sie sei, und wie sie ihn habe rufen können. Aber die war vom Kampf zu Tode ermattet und vermochte nicht zu antworten. Wohl aber sah der Helfer ein Nest im Sand, da lag mitten in weißen Daunen wie in einer Wiege eine silbern glänzende Schale. Und obwohl der Pfarrer merkte, daß er's mit einer Verwunschenen zu tun hatte, hob er das Nest auf und trug es mit der Mutter in sein Haus, richtete auch ein warmes Lager in seinem Studierzimmer her.

An jenem Abend ging die Sonne drohend bunt zur Rast. Das ganze Meer war von ihr rot übergossen, alle Dünenhügel leuchteten, und der junge Geistliche, der noch spät zur Graugans ging, schloß alle Fenster des Hauses vor der Nacht, die vom Wasser herüberstieg.

Bald darauf erhob sich ein Stürmen in den Dünen, daß die alte Muhme, die in der Pfarre wirtschaftete, sich unter die tiefste Decke verkroch und der Hausherr selbst unruhig durch alle Kammern ging, um für sein Gut zu sorgen. Um Mitternacht sprang die Hoftür auf, obschon ein eiserner Riegel davor lag. Vor dem Haus stand ein junger Matrose, der troff von Feuchte; Haar und Hände waren ihm weiß wie die von Ertrunkenen. Er sprach mit der Graugans, und der Sturm sang dazu:

Wann kommt ihr zu uns? Gebt acht! Gebt acht!
Wenn er stürzt, der eure Gestalt erdacht!
Dreimal deckt uns die Mitternacht.
In der dritten ist gegen den König die Schlacht.

Der Pfarrer war voller Entsetzen zur Tür geeilt, um sie zu schließen. Er sah noch, wie überall zwischen den Dünen dunkle Scharen lauerten und sich auf den Wirbelwinden höh-auf höh-ab hoben.

Den folgenden Tag war der junge Pfarrer voller Sorgen, was er beginnen sollte, half aber seinem Gast, gab ihm zu essen

und zu trinken und suchte ihn zu fragen, wer der Vertriebene vor ihrer Kammer gewesen sei. Aber die Graugans antwortete nicht.

In der Nacht darauf begab sich noch einmal das gleiche. Alle Türen sprangen auf, obschon eichene Balken davor lagen; der Pfarrer aber sah, wie die Scharen des Fremden gewachsen waren. Die fernsten Dünen waren voll Bewaffneter, es blinkte vor heimlichen Feuern in allen Höhlen, und wenn der Sturm die Wolken auseinanderriß, konnte man die Scharen wie Fischer und Seeleute sehen, nur blasser und größer. Alle hatten Waffen in der Hand, die sie verborgen prüften.

Am folgenden Mittag begab es sich, daß die Hülle unter der Graugans zerbrach, und daß sich im Pfarrhaus ein Wimmern erhob. Mitten in der silbernen Schale lag wie ein Wunder Gottes ein Knäblein, und die Graugans wußte sich kaum genug zu tun vor Sorge und Mütterlichkeit. Der Pfarrer aber, der in seiner Einsamkeit nie solche Lieblichkeit gesehen hatte, konnte nicht aufhören, das Kindlein voller Entrücktheit anzuschauen, waltete seiner wie ein Vater und dachte vor allem ihm seine Taufe feierlich vorzubereiten.

Darüber merkte er kaum, wie die Wolken tiefer gegen Abend fuhren, und wie seit Stunden alle Dünen lebten von einem Bangen und Rufen und Ansagen. Und als das Tageslicht zum Dämmern wurde, kam unter großem Brausen noch einmal ein wilder Sturm um seine Kirche gefahren. Alle Mauern dröhnten vom Widerhall, in dunklen Wellen schritten Bewaffnete über den Strand. Die Wogen hoben sich berghoch, es klang und stampfte in ihnen wie hämmernde, kämpfende Unterwelt. Bis zu den Dünen dröhnten die Wasser auf und schwemmten höher und höher zur Kirche.

Der Pfarrer aber sorgte sich einfältig um das Kindlein, obschon sein Hausbesen ihm vor Entsetzen die Ohren vollgellte. Und er sah mit Erstaunen, daß die Graugans das Knäblein unter ihr Federkleid hob und ihm zu trinken gab. Er wollte sie nach dem Wunder fragen, da wuchs sie, bekam ein Gesicht braun wie ein Dünensommer, halb Mensch stand sie ihm gegenüber. Und wie sie lachte, klang es leise und glockenhell durch allen Sturm hindurch.

„Im Namen Gottes, wer bist du?" entsetzte der Pfarrer sich. Die Frau lächelte, sah durch ihn hindurch in die Weite. Die

Fenster knarrten. Der Fremde, der jüngst zur Nacht gekommen war, sprang wie ein Schiffshauptmann angekleidet herein. Der Strom kam mit ihm, kreiste gehorsam um ihrer beider Füße und hob sich wie eine Wand um sie alle, als der Fremde Weib und Kind in die Arme nahm. Sie schritten zur Tür hinaus, kaum merkte der Pfarrer, daß das Wasser längst über seinem Haupt wogte. Bewaffnete sprangen und ritten voran. Der Fremde setzte sich an die Spitze, eine Wache von Schiffergestalten, grau in der grau strömenden Flut, rottete sich zusammen und führte sie tief unter den tosenden Strom an geborstenen Schiffen vorbei einen langen Weg voller Trümmer, bis sie an ein gläsernes Schloß kamen. Das war noch voller Blut und voll zerbrochener Waffen; Tote wurden herausgetragen, von wildem Kampf war der Grund des Stromes zerfurcht.

Der Pfarrer bekreuzte sich ein ums andre Mal und verlor doch den Mut nicht. Er folgte dem Kind, das zu den Unerlösten getragen wurde. Ihm war ja, als sei es sein eigen, er vermochte nicht von ihm abzulassen. Seine Liebe umfing es, untröstlich, daß das Kind ungetauft unter Verwunschenen war. Und er begann am Weg die Mutter zu bitten, erbot sich, das Kind in seine Kirche zu nehmen, wie eigen wollte er es über die Taufe halten. Und er bat und flehte und spürte, daß er sich nicht meistern konnte vor Furcht um seinen Glauben und vor Entsetzen über das Blut am Grund und das brausende Wasser vor seinen Ohren.

Niemand antwortete ihm jedoch.

Da wollte er das Kind mit Gewalt zu sich zwingen und erhob schon den Arm, um ein Kreuzzeichen über ihm zu machen. Aber wie er die Hand reckte, sah er die Augen der Frau, die ihn geschützt hatten, blind werden. Er hörte ein Lachen und spürte jäh, daß er tief unterm Strom stand, daß sein Atem versagte, und daß ihn ein Wirbel brausend hochauf schleuderte.

In jener Nacht ist eine wütende Sturmflut an der ganzen Niederelbe gewesen. Viele Dörfer sind ertrunken, viele Schiffe aufgelaufen, und alle, die das Wetter überlebten, erzählen, daß der Strom geklungen und gedröhnt habe, wie von Hörnern, die gegeneinander schreien. Bis hoch in die Dünen ist die Flut gefahren. Das Dorf Bishorst ist untergegangen, der Pfarrer ist der einzige gewesen, den man noch lebend in der geborstenen

Kirche fand. Man sagt auch, daß in der Nacht die alten Meerkerle und Watermöhmen die Elbe haben verlassen müssen, und daß ein neues Geschlecht auf ihrem Grund eingezogen ist.

Der Pfarrer von Bishorst soll darüber Bescheid gewußt haben, aber er sprach selten davon. Er war ein Grübler geworden, ein seltsamer Mensch, der viele Jahre am Strom verträumt hat und erst spät, als er Weib und Kind hatte, zu sich gekommen ist.

Der Küster kommt zum Schafsdieb

Eines Abends, als er im Glockenstuhl der Kirche hämmerte, fand der Küster Bellebart hinter einem Balken ein altes schweinsledernes Buch. Es war fast ganz vergilbt und von Würmern zerfressen, Bellebart setzte sich aber doch neugierig vor das Schallloch des Turmes und versuchte im Dämmern daran zu entziffern.

Es schien von heidnischer Zauberei zu handeln, vielleicht war's gut, daß nur noch ein paar halbe Seiten lesbar waren. Den einen Spruch aber bekam der Küster nicht aus dem Kopf:

Uennen weg un baben rop,
Fôt op'n Kopp, Fôt op'n Kopp,
Pett een Toorn op'n annern rop.

Er wiederholte ihn sich mehrmals, und sieh da, es geschah, daß der Kirchturm unter ihm ganz sacht zu steigen begann.

Mit jeder neuen Zeile sank die Stadt unter dem Erstaunten ein wenig tiefer, das Gebälk ächzte und zog sich, aber es trieb höher und höher, stach durch den Nebel, kam über die Wolken, und auf einmal stand der Turm mitten in einem weißen wallenden Buschfeld mit einem spiegelblauen See in der Mitte, an dessen Rand eine Menge Jungfern Fangen spielten. Sie hatten wohl gebadet und hatten ihre weißen Kleider abgeworfen, grade vorm Schalloch lagen ein paar davon. Der Küster griff nach einem der Linnen, halb aus Schabernack, halb aus Neugier. Es war federleicht und wundersam zart anzufühlen. Weil er aber in dem Augenblick vergaß, den Spruch aufzusagen, begann

der Turm unter ihm langsam wieder zu sinken. Bellebart wollte das Kleid rasch zurückwerfen, da sah er, wie ein Fremder über die Wolken heranritt, wie alle Jungfern im Augenblick vor ihm in die Flügel schlüpften und nur eine verzweifelt nach ihren Federn suchte.

Der Küster verbarg sich vor Angst; er wollte dem Mädchen verstohlen winken, aber der Reiter hatte die Arme schon jähzornig gepackt und mit furchtbarer Wucht in den unendlichen Himmel hinaufgeworfen, grade auf den blassen Mann im Mond zu, der auf die Nacht wartete.

Der Turm sank rasch. Der Küster war ganz verstört, ihm war aufrichtig leid, was er getan hatte. Er sah immer noch das unglückliche Fräulein und fand bei Tag und Nacht keine Ruhe mehr.

Es ging ihm auch anderweit schlechter seit jenem Ereignis. Durch das Buch kam er mit allerhand Geistern in Berührung, ja, Bellebart mußte am Ende seine Entlassung aus dem kirchlichen Dienst nehmen, weil er einmal einer mürrischen Hochwürden Weibsgesichter in den Amtsrock gewünscht hatte. Am ärgsten aber war, daß sein böses Gewissen ihn nicht mehr verließ, daß er noch immer das entsetzte Gesicht der Bestohlenen leibhaftig vor sich sah und keine Ruhe über seinen Leichtsinn finden konnte.

Nun war in seiner Stadt dicht am Wasser ein langer schmaler Marktplatz. Der war in dem alten vergilbten Buch vielfältig erwähnt, ohne daß man über seine Bedeutung zu Ende hätte lesen können. Der Küster suchte ihn öfter auf, und als er sich dort wieder einmal zwischen den Brücken, Nebengassen und den Pfeilern der eisernen Hochbahn herumtrieb, sah er an einer Mauer viele Ratten spielen und eifrig auf und ab laufen. Bellebart merkte sich den Platz und wollte ihn nachts wieder besuchen. Aber als er gegen Mitternacht zurückkehrte, ging plötzlich der Mond auf, und im Augenblick schienen ihm die großen Träger der Hochbahn vertrocknet und eingeschrumpft, die Haltestelle, die auf den Säulen stand, war nach oben gekehrt und zwischen Brücken und Fleeten verbogen und schräg gegen den Himmel gerichtet.

Der Küster schüttelte den Kopf vor Erstaunen, er stieg die Treppe zu der neuen Halte hinauf, um sich umzusehen. In dem

Augenblick kam mitten durch die Nacht ein Zug angebraust. Jemand rief, er öffnete neugierig ein Abteil. Da bekam er einen Stoß, die Tür schlug hinter ihm zu, er flog in ungeheurer Wucht auf stählernen Schienen erst in einer Schleife über die Stadt, dann steil in die Nacht hinauf, der silbern glänzenden Milchstraße entgegen.

Der Küster war erst ganz kleinlaut vor Entsetzen, solch Abenteuer hatte er ja nicht gewollt. Rasch überdachte er seine Sünden, und als er durch das Gewölk fuhr, wollte er schon das verborgene Federkleid abwerfen. Aber der Zug war im nächsten Augenblick längst darüber hinaus, der Mann sah mit Grauen, wie die Erde tiefer und tiefer sank, Flüsse und Meere waren nur noch wie silberblutende Wunden in ihrer Haut. Wohl aber spürte Bellebart ein paar Unterirdische rechts und links von sich Gestalt werden. Die fragten ihn, wie er hereingekommen sei, was er wolle und starrten ihn mißtrauisch und herausfordernd an.

Der blinde Fahrgast tat zunächst, als säh er sie nicht und blickte aus dem Fenster. Ein Sternbild kam draußen jagend näher, löste sich auf zu einem Wirrwarr von Felsen, strömendem Licht und dampfenden Straßen. Die ungeheuer geballte Gestalt eines über den Himmel rasenden Wagens riß sich aus den Nebeln ab.

Der arme Küster starrte voll steigendem Entsetzen in Feuer und dumpfe Schalle. Er hätte jetzt schon fragen mögen, wohin die Reise ging. Da gab's einen Ruck, der Zug hielt, er sprang mit ängstlichem Entschluß knapp vor der Abfahrt aus der Tür und stand einsam auf einer schwarzen Steinhalde.

Nach einiger Zeit kam indes einer, der sich Hans Dümke nannte, mit Pferden vorbei. Sie kamen ins Gespräch miteinander, der Küster klagte ihm sein Leid, und der Fremde erbot sich gutwillig, sein Bestes für ihn zu tun. Bellebart blieb mehrere Tage zu Gast und wartete vergeblich, der Zug, der ihn heraufgebracht hätte, möchte zurückkommen.

Weil aber der Mond riesengroß und nahe unter ihm schien, und der Küster schließlich alles besser traf, als er gefürchtet hatte, kamen ihm bald wieder abenteuernde Gedanken auf. Er dachte viel an die Jungfer mit dem Federkleid, die der Reiter in die Mondsichel hinaufgeworfen hatte; er hätte sie gern besucht, um ihr ihr Eigen zurückzugeben. Ob niemand etwas von ihr wüßte und ihm dort hinüberhelfen könnte, fragte er Hans Dümke eines

Abends. Der machte ein recht saures Gesicht, aber der Küster stellte ihm alles eindringlich vor, redete, es sei, um ein Unrecht wieder gut zu machen, und schließlich lieh der barmherzige Knecht ihm einen Rappen, der sollte ihn hinüberbringen. Aber lange ausbleiben dürfe er nicht, es könnt jemand merken, mahnte Hans Dümke und zog ein paar Leidensgeschichten von der Pfanne.

Na, der Küster setzte sich denn ja frisch auf den Pferderücken; der Knecht sagte dem Rappen etwas ins Ohr, dann ging's heidi, in rasendem Flug über die weite Steinhalde. Der Küster hatte den Sattel hinten und vorn angefaßt, er hatte ja noch nie auf einem Gaul gesessen. Aber das Tier stieß auch nicht an, sie flogen pfeilschnell durch Dampf und Nebel, und auf einmal reckte sich der Leib, setzte über einen Rand und fiel in ungeheurem Sprung von der Halde zum Mondtor hinab, so daß dem Reiter der Atem verging.

Als er wieder zu sich kam, bückte sich ein riesiger bärtiger Kerl über ihn, der hatte mit der einen Hand den Rappen am Halfter, mit der anderen rüttelte er den Küster wach. Es war der Schafdieb, der am Mondeingang hockt und den Weg zum Riesenreich bewacht. Er machte ein ingrimmiges Gesicht, und das war sehr ernst zu nehmen, er ist vor Langerweile ein bösartiger griesgrämiger Geselle geworden. Aber der Küster sah noch mehr. Ein Mädchen blickte dem Unhold ängstlich unterm Arm durch, ach, Bellebart erkannte sie gleich, schloß traurig und doch glücklich die Augen, so freute er sich, die Gesuchte zu finden.

Vorerst ging es ihm allerdings recht erbärmlich. Er war ein Gefangener des Riesen. Der gab ja zu essen und zu trinken, aber er ließ auch alles Werk, was nur zu tun war, durch das Gesinde verrichten. Die Jungfer mußte das Tor putzen, mußte flicken und die Höhle kehren; der Mann mußte brauen und bauen und Steine schleppen und beileibe kein Wort mit der Gesellin wechseln, obschon ihm das Herz überlief. Und als der Küster einmal Mut faßte und trotzig sein Pferd forderte, auch fragte, mit welchem Recht er hier gehalten würde, band der Räuber ihn ohne viel Federlesens an die Decke der Höhle an. Das sei sein Recht, antwortete er ihm.

Drei Tage und Nächte hungerte und dürstete der Arme da oben und gab sich verloren. Da hörte er in einer Morgenstunde, als der Riese schon schnarchte, daß das Mädchen von seinem

Lager aufstand und leise, wie auf Spinnenweben, zur Decke kletterte. Sie vermeinte wohl, daß er schliefe, küßte ihn und flüsterte ihn wach. Er solle unverzagt sein, sagte sie rasch, und sich fest an sie halten. Der Küster tat es, sie schnitt die Taue durch, die ihn hielten, und kroch mit ihm, den Rücken nach unten, an der Decke der Höhle entlang, lautlos bis zum Eingang. Da stand zwar wie an jedem Tag ein riesiger Stein, es war aber oben ein Spalt geblieben, Bellebart konnte gerade hindurch. Vorher riet das Mädchen ihm noch, flugs zum König der Riesen zu eilen und bald wiederzukommen, um sie frei zu machen. Der Küster konnt sich kaum trennen von ihren lieben warmen Händen, aber sie trieb ihn hinaus. Er verbarg sich noch eine Weile, bis es dämmerte und der Weg sichtbar wurde, und lief dann Hals über Kopf in die steilen Bergschluchten hinein.

Zuerst kam Bellebart auf halbem Wege an den Salzwerken vorbei, in denen sich Unholde wie schwarze Klötze um Ebbe und Flut auf Erden mühen. Dann kam er mit der Frühe in ein Tal, das war voll heißer Brunnen, die aus dem Boden kamen. Ein paar Höfe der Riesen standen breit und mächtig unter hohen Bäumen in üppigen Gärten. Früchte prangten in nie gesehenen blanken und bunten Farben der Dunkelheit, Blumen brannten wie grüne und purpurrote Feuer.

Dort verbarg sich der Mann über Tag. Als die violette Dämmerung fiel, lief er wieder weiter über schneebedeckte Felsen hinweg und kam am Morgen zu neuen warmen Brunnen, die zischende Strahlen aus den Felsen stießen. Er faßte Vertrauen. Einige Riesen wiesen ihm freundlich den Weg, gaben ihm zu essen und zu trinken, und nach, ich weiß nicht wieviel Wochen kam der Küster wahrhaftig zum König der Riesen vors Schloß.

Na, Bellebart stellte sich kühn bei Hof vor, und die Herren, die ihre Zeit mit Speerstechen ausfüllten, hatten bald ihre Kurzweil an ihm, fragten ihn über alles aus, was es auf Erden gäbe, und wie er zu ihnen gekommen sei. Sie schüttelten zwar den Kopf über die Luftbahn der Zwerge, aber sie waren zu höflich, zu sagen, daß sie nichts davon glaubten. Endlich, nach ein paar Wochen, als der lustige Gast wieder gehen wollte, erlaubte der König Bellebart ihm, sich ein Geschenk zu erbitten. Der wollte erst um die Jungfer und den Rappen beim Schafdieb anhalten, aber er überlegte noch rechtzeitig, daß der Arge

vielleicht langwierige Einwendungen machen und ihn dann unversehens zum Mondtor hinausstoßen könnte.

Er tat darum sehr bescheiden, kniff die Augen zu vor Überlegung und bat endlich, ihm ein gutes Roß bis zum Torhüter zu leihen und ihm als Erinnerung an einen hohen Hof den abgelegten Rock des jüngsten Königssohnes mitzugeben. Der war nämlich grade so groß wie der Küster.

Man war allgemein sehr gerührt über Bellebarts Bescheidenheit wie auch über seine treue Anhänglichkeit. Die Herren lobten ihn, packten ihm einen Mantelsack voll Zehrung und entließen ihn mit freundlichem Handschütteln aus dem Burghof.

Der Küster saß auf, winkte noch einmal mit den Ellenbogen – die Hände wagte er nicht loszulassen – und ließ das Tier Schritt um Schritt aus dem Tor und über die Zugbrücke tun.

Kaum war er aber außer Sicht der Burg, brachte er das Pferd zum Stehen, warf das alte Wams ab, band sich damit im Sattel fest und zog den Prinzenrock an. Das Federkleid behielt er bei sich, alles Überflüssige vergrub er am Weg.

Ihr könnt euch denken, jetzt kam Bellebart fein durch das ganze Land. Wo er nur an einem Hoftor entlang kam, liefen die Leute herbei, riefen ihn an und quetschten ihm die Hand. Einige wunderten sich ja, daß er allein ritt. Aber wenn sie nach seinem Gefolge fragten, wischte er sich den Schweiß von der Stirn und sagte, er sei ein wenig eilig geritten, es würde schon nachkommen. Oder er erzählte von einer wilden Jagd, auf der er sich verirrt hatte. Dann staunten die Leute, drückten Bellebart noch einmal herzhaft die Finger und versorgten ihn mit den schönsten Leckerbissen. So kam unser Küster trotz mancher Gefahren und trotz der wilden Kerls am Salzwerk, die mit Steinen nach ihm warfen, in guter Laune beim Schafdieb ans Tor und fragte gleich herrisch um Nachtquartier.

Was machte der für Augen über den seltenen Besuch, wie konnt er sich beeilen! Er sah zwar etwas heimtückisch aus in seiner Hast, man spürte, es lag ihm nicht, Königssöhne zu bedienen. Mitunter schielte er Bellebart aufsässig von der Seite an, aber er hielt viel von seinem Posten, tummelte sich und türmte den Tisch voll Brot und Käse und Schinken, stellte auch ein paar gewaltige Bierkannen dazu. O, er wollte sich schon gefällig zeigen! Am Herd aber stand glühenden

Angesichts die Windjungfer und wagte nicht aufzuschauen aus Furcht, sich zu verraten.

Als es nun Tag und Zeit zur Ruhe ward, fühlte sich der Riese sehr müde, so oft hatte er auf des Königssohns Wohl getrunken. Er wollte sein eigenes Bett hergeben und nötigte den Gast sehr, aber der wollte durchaus im Stall bei seinem Tier bleiben. Er lachte dabei dem Mädchen zu, seine Blicke krochen wie eine Spinne an der Decke entlang. Er dachte ja an die Nacht, da sie ihn losgeschnitten hatte. Die Jungfer verstand es wohl und nickte wie von ungefähr vor sich hin.

Der Riese hatte schon schweflige Augen, so müde war er. Er warf seinen Lagersack um und richtete auch dem Küster sein Bett im Stall. Während er es aber tat, hätte der fast gelacht vor Freude, er sah Hans Dümkes Tier an der Raufe, genau so, wie er einst darauf hergekommen war. Dann wünschte der Trunkene gute Nacht und warf sich drüben schnaubend auf seinen Strohsack.

Als alles still war, kam die Jungfer richtig spindelfein am Heuboden entlang zum Küster hereingekrochen. Der küßte sie, er hatte ja die Nacht seines Abschiedes noch nicht vergessen. Dann feilten sie Hans Dümkes Rappen die kupferne Kette durch und zogen ihn in das dämmernde Licht hinaus. Und sie setzten sich beide darauf, schnürten sich fest, wiesen zu den ersten Sternen und flüsterten dem Pferd den Namen des Knechtes ins Ohr. Da nahm es einen gewaltigen Anlauf, schlug dröhnend ab und sprang steil in die Luft.

Aber ob es der werdende Tag, die lange Ruhe oder die doppelte Last tat, der Sprung ging hoch in den Raum, plötzlich aber ließ das Tier nach, warf den Kopf zwischen die Vorderläufe und fiel stöhnend mit ungeheurem Aufprall grade vor des Riesen Höhle zurück. Der Küster war halb betäubt vom Sturz, er streichelte den Rappen, hörte den Riesen gähnen und aufgestört poltern und wollte in Todesangst den Ablauf noch einmal wagen. Das Mädchen hielt ihn fest umschlungen, drückte vor Grausen den Kopf auf seine Schulter und schluchzte auf vor den nahenden Schritten. Da, als der Riese schon die Tür aufwarf, fiel dem Burschen in höchster Not ein, daß er das Federkleid unterm Wams verborgen hatte. Er riß es blitzschnell hervor, warf es um sie beide und über das Tier und ritt an, daß die Flügel sich

gleich aufblähten. Und grade in dem Augenblick, als der Riese sie mit furchtbarem Aufgröhlen erkannte und zuspringen wollte, setzte der Rappe zum andernmal an, und diesmal flog er weich und wie ein Pfeil in den Himmel auf.

Hans Dümke hat schöne Augen gemacht, als der Küster gleich mit einer Braut zurückkam. Er hatte schon dies und das erzählen müssen, um das Fehlen des Rappens zu verbergen, und war halb verzweifelt vor schlechtem Gewissen. Jetzt freute er sich aber doch ar seinem guten Werk.

Bellebart mußte ja auch berichten, wie alles gekommen war, und sie blieben den ganzen Tag beisammen und erzählten einander. Schließlich tauschte der Wiedergekehrte zum Dank für die Hilfe Hans Dümke den Rock des Königssohnes ein. Wie hat der sich gefreut, ganz tief in seiner Lade hat er ihn verborgen, weiß Gott, wie er ihn wohl einmal zu brauchen hoffte!

Dem Küster und seinem Mädchen ist es nach einer Weile geglückt, sich wieder in einen Zug der Unterirdischen, die da oben auf der Steinhalde Platin schmelzen, hineinzuschmuggeln. Die beiden sind auch glücklich wieder auf Erden gelandet. Bellebart hat die Geschichte mit dem gestohlenen Federkleid beichten müssen, aber schließlich sind sie über Tränen und Freude ein glückliches Paar geworden. Siebenzehn Kinder haben sie gehabt, aber davon erzähl ich ein andermal.

Des Seemanns Liebste wird in den Rosengarten entführt

Ein junger Seemann Muchel Ull hat zuletzt den Rosengarten drüben über der Elbe blühen sehen. Es ist eine ernste Geschichte, er hat sie selbst niemand mehr erzählt, aber ich will sie wiedergeben, wie ich sie in einer Chronik fand.

Der Matrose, der oft auf großer Fahrt lang und fern von der Heimat blieb, hatte nämlich einst eine Liebste zurücklassen müssen. Er war ihr von Herzen zugetan und hoffte sie dereinst heimzuführen. Aber als er einmal nach einer weiten Reise wieder zur Stadt kam, wurde ihm schon am Kai von Schwester

und Muhme erzählt, daß es mit seinem Mädchen nicht geheuer sei, und daß ein unterirdischer Zwergkerl um sie würbe. Und wie Ull schon die Jahre draußen die Eifersucht nie recht hatte verlassen wollen, wurde er nun vollends unvernünftig, vermeinte, daß er's die ganze Zeit gewußt hätte, und glaubte schon alles bewiesen, was Weibsmund je geschwatzt hatte.

Er ging drum gar nicht erst zu seinem Mädchen hinaus, obschon er wußte, daß sie auf ihn wartete, setzte sich vielmehr ingrimmig in eine Hafenschenke, um seinen Schmerz herunterzutrinken. Aber je mehr er trank, desto weher ward ihm zumute.

Da setzte sich zu später Stunde ein kleiner rotbärtiger Kerl zu Hinrich Ull, der fragte ihn nach seinem Kummer. Und als der Matrose ihm sein Herz ausschüttete, meinte er endlich, vielleicht könne er ihm helfen. Er habe ein Mittel, Menschen unsichtbar zu machen gegen alle, die sie lieb hätten. Wenn der andere sich verschwören wolle, seine Braut bis zu einer neuen Fahrt nicht anzusprechen, wolle er es ihm eingeben. Da könne er des Mädchens Liebe selbst auf die Probe stellen, soviel er wolle. Riefe er sie aber in der Zeit an, hätte er beim drittenmal seine Seligkeit verloren.

Na, der Bursche war so vernarrt, er war mit allem einverstanden. Er wurde mit dem Fremden handelseinig und ließ sich einen Trank ins Bier schütten, der machte den Eifersüchtigen wahrhaftig eine Weile unsichtbar gegen alle, die ihn lieb hatten.

Am nächsten Tage wußte Michel Ull nicht mehr viel von dem, was am Abend vorgegangen war. Nur seines Versprechens erinnerte er sich, und es überlief ihn heiß, wenn er an den seltsamen Vertrag dachte. Aber alle, die er sah, erkannten ihn, seine Schwester, seine Muhme, seine Bekannten; es war wohl ein verrücktes Gerede gewesen. Als er jedoch seine Mutter besuchte, wußte sie ihn nicht zu finden, und als sie ihn reden hörte, begann sie bitter zu weinen und meinte nicht anders, als daß ihr Kind von einer anderen Welt zu ihr spräche.

Da merkte Ull, daß es bitter ernst um seinen Vertrag stand, er schlenderte abends durch die Fischergasse, sah die Mädchen in den Haustüren schwatzen und Netze flicken und sah auch seine Liebste unter ihnen.

An ihrer Seite stand der Rotbärtige, mit dem er am Abend zuvor getrunken hatte. Er redete freundlich mit der Dirn, die wehrte sich lachend, schlug nach ihm und schaute die Straße hinab, hinauf, als wartete sie, daß ein anderer käme. Aber bei dem Matrosen schaute sie vorbei.

Er ging zu ihr, das Gewissen voll Unruhe, konnt's nicht fassen, daß sie ihn nicht sah. Ihr Name entfuhr ihm: „Anneke!" rief er. Das Mädchen schrak zusammen, schaute sich um, als könnte sie's nicht begreifen, und lief plötzlich weinend ins Haus. Nur der Rotbärtige blieb und blickte den Matrosen mit bösen Augen an. Da mußte der an sein Versprechen denken und daran, daß er beim dritten Anruf des Mädchens seine Seligkeit verspielte.

Der Matrose verwünschte seine Eifersucht schon aus ganzem Herzen. Er trieb sich tagelang in den Schenken umher, ohne daß ihm einer zu helfen wußte. Schwester und Muhme erzählten ihm mitunter von seiner Liebsten, sprachen von dem Unterirdischen, der um sie sei, und meinten, es müsse wohl ein heimlicher Hexenkerl sein, so sonderbar fühlten die Menschen, die mit ihm in Berührung kämen. Wußte auch niemand zu erzählen, wovon der Fremde lebte. Nur daß er ungeheuer reich sei, erfuhr er, und daß er des Mädchens Eltern und Geschwister so sehr beschenkt hätte, daß alle nur noch gut Freund mit ihm täten.

Ja, eines Tages hörte Muchel Ull auch, daß der Fremde um seiner Liebsten Hand angehalten habe, und daß man zur Hochzeit rüste.

An dem Abend ging er wieder die Fischerstraße hinab und wußte nicht, wohin mit seiner Herztrauer. Im Haus der Brauteltern dröhnte es von einem großen Fest. Polterabend war, die Gäste liefen ein und aus, sangen und tanzten bis auf die Straße. Ull drängte sich mit ein paar Bettlern ins Haus, stieg die Treppe hinauf und sah den Fremden der Braut zur Seite sitzen.

Ein paar Gäste verstummten, als sie ihn erblickten; einige, die ihn kannten, riefen ihn an.

Der Seemann mußte die Augen schließen, so sehr brannten sie ihn. Ihm war ganz gleich, was kam, er lockte noch einmal den Namen, den er lieb hatte und rief das Mädchen an.

„Anneken!" Die erschrak fast zu Tode, sah ihn nicht und begann bitterlich zu weinen. Der Matrose aber erkannte zum andernmal, daß ihr Herz ihm angehörte; sie schien ihm sein Eigen, er wollte rechthaberisch auf den Zwerg eindringen. Aber der berührte seine Hand leise, da blieb sie festgebannt, und die Gäste drängten Ull zum Saal hinaus.

Ein paar bittere Tage gingen vorbei. Die Freunde ließen Ull nicht von sich, seine Mutter pflegte ihn und sorgte für den Unsichtbaren. Dabei war's ihr, als wenn die Wirkung des bösen Tranks langsam zurückging. Ein Schatten stand mitunter vor ihr, sie konnte ihn berühren und versuchte zu trösten. Aber den Bursch hielt es nicht lange bei ihr, er horchte sich überall herum, und als die drei Tage der Hochzeit vorbei waren, hörte er, daß das Paar über die Elbe auf den Hof des Rotbärtigen fahren sollte.

Da fuhr er um die gleiche Stunde dem Schiff nach, landete mit der Liebsten drüben und folgte heimlich dem Brautwagen, den ein buckliger Fuhrmann in den Wald trieb. Lange ging es durch Tann und Hügel und wieder durch dichten Tann. Stunde um Stunde verging, es wurde Abend, das Licht ging zur Küste. Da geschah es, daß der ganze Wald von der untergehenden Sonne zu brennen begann, alle Stämme wurden blutrot und in allen Wipfeln zwitscherten purpurne Vögel und sangen Lieder mit menschlichen Stimmen. Der Boden hob sich höher und brannte auf seltsamen Wegen von lauter Licht. Alle Sonnenflecken schlugen zu Flammen auf, ohne die Füße zu versengen. Dann kam ein freier Berg und darüber in weiter Mulde ein Garten voll dunkelroter Rosen, die sich dem klingenden Wagen entgegenhoben.

Da spürte Nuchel Ull in unsagbarer Traurigkeit, daß es der Zwergkönig selbst war, der ihm die Liebste genommen hatte. Sein Herz krampfte sich zusammen, ihm war Leben und Sterben gleich. In letzter Angst um sein Mädchen schrie er zum drittenmal ihren Namen, um sie zu warnen. Sie wandte sich im Wagen, das Gesicht blutübergossen, streckte eine Hand nach ihm aus. Dann knarrten zwei riesige Torflügel, der bucklige Fuhrmann zog an, der Unterirdische lachte, und der Wagen sank in die Rosenbeete hinein.

Der Einsame, der zurückgeblieben war, fühlte, wie etwas von

ihm gegangen war, ein Atem oder eine Sehnsucht, die er verspielt hatte. Ihm fiel ein, daß er mit dem dritten Ruf sich selbst abgeschworen hatte, aber er war zu traurig, um sich zu fürchten. Er wartete, daß er verderben würde.

Es kam jedoch kein Donner, die Erde blieb still, wie sie war. Die Sonne ging über ihm nieder, und der graue Abend füllte die Höhen. Nur die Wege, die er gekommen war, waren undurchdringlich geworden. Sie hatten sich wie Schanzen gefüllt und den Heimweg zur Menschheit für ihn geschlossen.

Der Rosengarten glühte noch. Ein duftendes Feuer schlug mitunter daraus zur Höhe, sein Widerschein hellte spukhaft über die ferne Erde. Es war jedoch sanft und mild, es war, als wollte es sein Leid trösten und zur Freude hellen. Da baute der Matrose sich eine Hütte aus Reisern für die Nacht und ihm war, als würd' er viele Tage und Jahre und Ewigkeiten vor der Tür des Gartens bleiben müssen. Denn seine Sehnsucht blieb unselig und unstillbar, aber seine Freude über den Garten der Liebsten und ihren Reichtum in den Rosen war geklärter und milder in diesem Lande.

Rosengarten nennen die Menschen die Stätte seitdem, aber es sind wenige, die ihn zu Abend von ferne sehen. Sie müssen Leid getragen haben und stark sein, es zu überwinden und einsam in sich zu werden. Wir, in unserer Zeit der Leidenschaften, sahen ihn nicht.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 1
Der Pfarrer und die Glockenfrau 3
Das Fischermädchen soll andern Dienst nehmen 6
Der Bauer und die Roggenfrau 9
Poggenschluck und Pappenpuk 12
Der Pfarrer und sein Weib bei den drei Spinnerinnen . . . 15
Der Hollerpuk 18
Das Holzweib und der Hansdorfer Schneider 23
Die Henne und das Wunschkorn 26
Die Haselfrau und die drei Hagestolzen 30
Swanewitt und der Bauer 33
Die Haselfrau und der Lattensänger 36
Vom Raben, der seine Klugheit verkaufte 39
Hans Buur sucht eine Seele für sein Weib 43
Die Wichtelfinken 45
Jäger, Fuchs und Uhu wetten wegen des Hasen 49
Knorrjohanns Lisbeth und die Maschinenkerle 52
Busemann und die drei Kullertjes 57
Knorrjohann und der Pudel 60
Die drei Rauchkerle und die Krögerin 63
Der Bruder des Fischers sorgt für seine Waisen 66
Der Soldat in der Riesenmühle 68
Fuchs und Bettelmann 71
Der unterirdische Berg 73
Der Torfgräber und die Schlange 78
Der alte Fuchs stirbt 82
Die Froschprinzessin und der Prinzgemahl mit den drei Kehlen 87
Der Wolfsgürtel 91
Der Puk sucht einen Hausbesen 95
Buhmann und Buller gehen auf Wanderung 98

Warum die Schneidergesellen auf goldenen Eiern sitzen . . 103
Peter Bettelmann und die wilde Els 106
Der Rabe und die drei Diebe 110
Wie das Lesen unter die Menschen kam 114
Die Schifferfrau und der Klabauter 117
Die Riesen vom Reesendamm und der Tod 120
Joß Quister im Fruhollenberg 123
Die Poppenbütteler Wassermühle 127
Die Unterirdischen am Millerntor 132
Der Gelehrte und der Zwergkönig 139
Der Klabauter erzieht die Maschinenkerle 141
Die Riesen rauben eine Frau 144
Das Harvestehuder Fährhaus 150
Herr Froh und der Hase am Noweskrug 155
Die Spinne auf dem Schüberg 156
Die Erschaffung der roten Rosen 160
Das Mädchen aus dem Rosengarten 162
Die unterirdische Schenke 165
Die Kieskuhlenkerle 167
Der Noweskröger und der Fährmann 171
Die Ratsfrau wird Königin beim Wasservolk 173
Kalkmöllers Erben 176
Smiet den Kraam um! 180
Wie der Pudel und der Waterkerl vorm Jungen über Bord
mußten 184
Berend Fock bringt ein Kind an Land 189
Das tote Kindlein verzeiht 193
Der Klabauter plagt die Wucherer 197
Zwei Menschen müssen beim Waterkerl arbeiten 201
Die Eisbrüder jagen den Waterkerl 206
Der Schneider und Frau Holle 210
Der betrogene Bootsbauer 214
Der unverwundbare Soldat 219
Gericht auf dem Rathausmarkt 222
Der Bootsbauer und die Watermöhme 226
Der genügsame Stadtsoldat 230

Der Jungfernjäger wird in der Schürze der Ratsfrau gefangen 237
Die Glockenfrau bittet um Hilfe bei den Menschen 240
Die Geschichte vom untreuen Torfschiffer und den Holzweibern 243
Der Bishorster Pfarrer will ein Meerkind taufen 246
Der Küster kommt zum Schafsdieb 249
Des Seemanns Liebste wird in den Rosengarten entführt 256

Verzeichnis der Abbildungen

Der Hollerpuk . . . . . Titelbild
Knorrjohanns Lisbeth und die Maschinenkerle 53
Buhmann und Buller gehen auf Wanderung 99
Die Riesen rauben eine Frau 145
Wie der Pudel und der Waterkerl vorm Jungen über Bord mußten 185
Der genügsame Stadtsoldat 231

Druck des Bibliographischen Instituts in Leipzig

Hans Fr. Blunck

Im Verlag Eugen Diederichs in Jena erschien:

Sturm überm Land. Gedichte der Kriegszeit. Gz. br. 1.—, geb. 1.75

Das literarische Echo: Das sind Gedichte, die einen mitreißen und packen wie ein Sturmlied, das durch das Heilige Land braust, Gedichte, die eine harte, kernige, fordernde Sprache reden, in denen die Heiligkeit und Opferbereitschaft und Frische der Gesinnung einen erschüttert. Eine Anzahl von plattdeutschen Balladen und Liedern sind zum großen Vorteil der Sammlung mit aufgenommen worden.

Kölnische Zeitung: Man erhält sogleich den Eindruck eines stark empfindenden Gemüts, unverkennbar erdkräftig, eigenwillig, gärend im Ausdruck, stark im Einsaugen der Erlebnisse wie in der Verarbeitung und Gestaltung. So wie er mitunter von keuschester Einfachheit ist, die viele Lieder durch Klang und Zartheit und Natürlichkeit zur Volksweise macht, geben andere farbige Bilder, Persönliches aus aufnahmebereitem und gebefreudigem Herzen, und wieder in andern Gedichten lebt der markige dramatisch-bewegte Ton der echten Ballade.

Hannoverscher Anzeiger: „Sturm überm Land" gehört zum wenigen, was von Kriegsgedichten lebendig bleiben und dem kommenden Geschlecht den Geist dieser Zeit gegenwärtig erhalten wird.

Belgien und die niederdeutsche Frage. (Tatflugschrift 9) Gz. —.25

Im Verlag Georg Westermann in Braunschweig erschien:

Feuer im Nebel. Novellen (1912)

Totentanz. Roman (1913)

Jan Günt. Peter Ohles Schatten. 2 Heimkehrnovellen (Neudruck in Vorbereitung)

Im Verlag Georg Müller in München erschien:

Der Wanderer. Gedichte (1920, Neudruck in Vorbereitung)

Hart, war ni mód. Niederdeutsche Gedichte (1920)

Die Frau im Tal. Drama

Ein Dreiband aus der niederdeutschen Geschichte:

Hein Hoyer. Ein Roman von Herren, Hansen und Hagestolzen (1921)

Berend Fork. Die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer (1923)

Stelling de Witte. Die Geschichte des Knechts, der auf den Heliand wartet. (In Vorbereitung)